
22500576114

DIE

URTHEILSFUNCTION.

EINE PSYCHOLOGISCHE UND ERKENNTNISKRITISCHE UNTERSUCHUNG.

Von

WILHELM JERUSALEM.



WIEN UND LEIPZIG.
WILHELM BRAUMÜLLER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.
1895.

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

Vorwort.

Das Buch, welches ich hiemit der Öffentlichkeit übergebe, enthält die Ergebnisse jahrelanger Denkarbeit. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage meines Lehrbuches der Psychologie (1888) beschäftigte mich der Gegenstand fortwährend; dabei befestigte sich in mir immer mehr die Überzeugung einerseits, dass hier ein Fundamentalproblem der Philosophie vorliege, andererseits, dass eine befriedigende Erklärung des Urtheilsactes noch nicht gefunden sei.

Die hier vorgetragene Theorie geht von bekannten Thatsachen aus und ist bemüht, der psychologischen und grammatischen, sowie auch der logischen und erkenntniskritischen Seite des Problems gerecht zu werden. Es will mir scheinen, dass die aus meiner Auffassung der Urtheilsfunction sich ergebenden Gedankenreihen ganz ungezwungen zu einer realistischen Weltanschauung convergieren. In diesem Zusammenlaufen der einzelnen Fäden erblicke ich eine Gewähr dafür, dass meine Theorie nicht ganz verfehlt ist.

Über die Anlage und den Zweck meiner Arbeit wüsste ich hier nichts vorzubringen, was der Leser nicht besser in dem Buche selbst fände. Das Buch muss für sich selbst sprechen, und ich kann nur wünschen, dass es fleißig gelesen und streng geprüft werde.

Wien, im April 1895.

Der Verfasser.

Inhaltsangabe.

Erster Abschnitt.

Seite

Dritter Abschnitt.

Ursprung und Elemente der Urtheilsfunction. 78—106

Vierter Abschnitt.

Entwicklung der Urtheilsfunction.

Fünfter Abschnitt.

Geltung des Urtheils. 181—221

Berichtigung.

Seite 15, Zeile 4 von oben statt: Fühlen und Sollen lies Fühlen und Wollen.

» 24, » 1 » » » Jenos lies Zenos.

Erster Abschnitt.

Bedeutung des Urtheilsproblems.

1. Gegenstand und Aufgabe der Untersuchung.

Alle unsere Erkenntnisse nehmen, wenn der psychische Act zu einem wenigstens vorläufigen Abschlusse gelangt ist, die Form von Urtheilen an. Auf Grund einer sinnlichen Wahrnehmung sagen wir: Es regnet, es blitzt, es donnert, der See ist heute bewegt, der Himmel ist klar, ist bewölkt u. dgl. Aber auch die Resultate langwierigen wissenschaftlichen Studiums, die Ergebnisse jahrelangen Forschens und Denkens fassen wir in verhältnismäßig einfache Sätze zusammen. »*Humes* Causalitätstheorie ist schwer zu widerlegen«, »*Kants* Kritik der reinen Vernunft bildet einen Wendepunkt in der Geschichte der Philosophie«, »Arbeit ist die Hauptquelle des Reichthumes«, »der Pessimismus ist als Weltanschauung unhaltbar«, »die Zeit ist Bewusstseinsarbeit« sind Beispiele von Urtheilen, die für denjenigen, der sie auf Grund selbständiger Denkarbeit fällt und nicht gedankenlos nachspricht, die Endglieder langer Gedankenreihen bedeuten. Das Urtheil ist, wie wir sehen, die Form, in der die einfachsten wie die verwickeltsten Gedankeninhalte von uns ausgeprägt, formuliert, ausgesprochen und unseren Denkgenossen zugänglich gemacht werden.[*] Schon dieser weitreichende Gebrauch, den wir in unserem psychischen Leben von der urtheilenden Thätigkeit machen, fordert zum Nach-

denken über diese Thätigkeit auf. Die Frage, was wir thun, wenn wir urtheilen, ist aber nicht, wie *J. St. Mill* einmal sagt,*) eine metaphysische, sondern zunächst wenigstens eine psychologische Frage. Erst wenn es durch eingehende psychologische Analyse klar geworden ist, aus welchen sonst bekannten Elementen der Urtheilsact sich zusammensetzt, wenn die Beziehungen aufgedeckt sind, die zwischen dem Urtheilen und den anderen psychischen Vorgängen obwalten, erst dann, sage ich, wird für die Untersuchung der logischen und erkenntnistheoretischen Bedeutung unserer Denkformen die nöthige Grundlage gewonnen sein. Dass man in der Logik das Bedürfnis nach tieferer psychologischer Fundierung empfindet, das kann man schon äußerlich an dem breiten Raum erkennen, den in neueren Darstellungen der Logik, wie z. B. in denen *Sigwarts, Schuppes, Wundts, B. Erdmanns,* die Untersuchungen über die psychologische Natur der Begriffe und Urtheile einnehmen. Für die Erkenntnistheorie gedenke ich den Nachweis ihrer Abhängigkeit von Psychologie am Schlusse dieses Werkes zu führen.

Mir scheint demnach die Psychologie des Urtheilsactes die Grundlage und Vorbedingung für die gesammte theoretische Philosophie zu sein. Wenn die Natur der Denkform, in die wir unsere Erkenntnisse, unsere Meinungen und Überzeugungen nothwendigerweise bringen müssen, ihrem Wesen und ihrer Entstehung nach richtig erkannt ist, dann wird sich vielleicht auch auf *Kants* Frage: »Was ist unser Beibringen zum Zustandekommen der Erfahrung?« eine von allen transscendenten und apriorischen Elementen freie Antwort geben lassen. Eben deshalb aber glaube ich, dass die psychologische Untersuchung des Urtheilsactes zunächst als selbständige Aufgabe in Angriff genommen werden muss. Der Urtheilsact soll zunächst begriffen werden als Theil unseres ganzen Seelenlebens.

*) *J. St. Mill,* System der inductiven und deductiven Logik, übersetzt von *Gomperz,* I, S. 97: »Die Frage, was in dem Falle der Zustimmung oder Verweigerung derselben außer dem Zusammenstellen zweier Vorstellungen sonst noch vorgeht, ist eines der schwierigsten metaphysischen Probleme.«

der an der Entwicklung desselben theilnimmt, es sollen die Beziehungen desselben zu den übrigen Vorgängen aufgedeckt, und dabei ohne jede Rücksichtnahme auf bestimmte logische oder erkenntnistheoretische Lehren eine Beschreibung dessen geliefert werden, was in uns vorgeht, wenn wir urtheilen. Die psychologische Theorie des Urtheils, die wir aufzustellen gedenken, soll sich zunächst darin bewähren, dass die verschiedenen thatsächlich vorkommenden Urtheilsformen ihrer psychologischen Natur nach klarer, deutlicher und, wie wir hoffen, richtiger erkannt werden. Die Frage nach dem Wahrheitswert der Urtheile, sowie nach der Beziehung des Denkinhaltes zum objectiven extramentalen Sein — beides Gegenstand der Logik und Erkenntnistheorie — kommt für uns ebenfalls in Betracht, aber nur in strict psychologischem Sinne. Wir werden zu untersuchen haben, was wir thun, wenn wir ein Urtheil für wahr oder für falsch halten, wie wir dazu kommen, das zu thun, und welche Gefühls- und Willenselemente dabei mitwirken. Ebenso werden wir die Thatsache des Glaubens an die unabhängige Existenz der Außenwelt zu constatieren und die Entstehung dieses Glaubens aufzuzeigen haben. Eine Entscheidung darüber, welche Urtheile objectiv wahr sind, und darüber, ob die Außenwelt wirklich unabhängig von uns besteht, wird die psychologische Untersuchung nicht zu treffen haben. Allerdings hoffen wir von unserer psychologischen Urtheilstheorie auch für Logik und Erkenntniskritik einigen Gewinn, allein dieser muss uns als reife Frucht in den Schoß fallen und darf keineswegs ein vorher bekanntes Ziel sein. Ein solches könnte ja nur allzuleicht die Richtung unserer Untersuchung einseitig beeinflussen und derselben die so nöthige Unbefangenheit rauben.

Unsere Aufgabe ist somit — es sei dies nochmals hervorgehoben — die psychologische Untersuchung des Urtheilsactes. Logische und erkenntniskritische Fragen kommen als solche zunächst nicht in Betracht. Unerlässlich wird es dagegen sein, mehrfach auf grammatische, speciell syntaktische Fragen einzugehen, welche ja, wenn man von der historisch geordneten Materialsammlung absieht, in der That nur psychologische Fragen sind.

2. Psychische und physische Phänomene.

Wer eine weitausblickende psychologische Untersuchung anzustellen und deren Resultate den Fachgenossen vorzulegen sich entschlossen hat, der muss, um nicht auf Schritt und Tritt Missverständnissen zu begegnen und den Vorwurf der Unklarheit und Inconsequenz auf sich zu laden, seine Stellung zu gewissen Grundfragen der Psychologie von vorneherein präcisieren. Eine solche Grundfrage bildet gleich der Gegenstand der Psychologie, die psychischen Vorgänge und deren Verhältnis zu den physischen Vorgängen, deren Erforschung Aufgabe der Naturwissenschaft ist.

Man pflegt die psychischen Phänomene häufig dadurch zu charakterisieren und von den Vorgängen der Außenwelt abzugrenzen, dass man sagt, sie seien uns durch innere Wahrnehmung gegeben. Dadurch ist jedoch die Eigenart dieser Vorgänge in keiner Weise gekennzeichnet, weil ja das Epitheton »innere« nichts anderes bedeutet als psychisch, und nur wenn es das bedeutet, einen verständlichen Sinn hat. Das Bildliche des Ausdrucks, welcher etwa andeuten soll, dass wir bei der Reflexion auf unser Seelenleben diese Vorgänge nicht außerhalb, sondern innerhalb unseres Körpers sich vollziehen zu sehen glauben, darf nicht darüber täuschen, dass der Begriff »innere Wahrnehmung« den Begriff des psychischen Phänomens schlechterdings voraussetzt. Dass wir die psychischen Vorgänge innerhalb unseres Körpers sich vollziehen zu sehen glauben, ist allerdings ein Kriterium derselben, aber keineswegs ein ausreichendes, da sich ja auch Verdauung, Aufsaugung, Blutcirculation etc. innerhalb unseres Körpers vollziehen, welche doch gewiss niemand zu den psychischen Phänomenen zählen wird.

Eine genaue Charakteristik der psychischen Vorgänge gegenüber den physischen stößt freilich auf große Schwierigkeiten. Einerseits läuft jeder solche Versuch Gefahr, zur Charakteristik ein Merkmal zu verwenden, welches die Kenntnis psychischer Phänomene voraussetzt, oder gar selbst nichts anderes ist als ein psychisches Phänomen. Andererseits vergisst man nur zu leicht, dass uns auch die physischen

Phänomene nur als Bewusstseinsinhalte gegeben sind und somit in dem Ganzen ihrer Erscheinung psychische Elemente mitenthalten. In diese beiden Fehler ist z. B. *Brentano* verfallen, der im Eingang seiner »Psychologie vom empirischen Standpunkte« eine solche Charakteristik versucht.*) Psychische Phänomene haben nach seiner Meinung das Eigenthümliche, dass sie stets eine Beziehung auf ein »intentionales Object« enthalten. Dabei ist das Wort »Beziehung« in einer eigenthümlichen, nur von *Brentano* und seinen Schülern angewendeten Bedeutung aufzufassen, indem darunter nur gerade die Stellungnahme des Bewusstseins zu einem Bewusstseinsinhalte verstanden wird.

Wir haben also in dieser »Beziehung« ein durch Abstraction gewonnenes, gar nicht direct erlebtes psychisches Phänomen vor uns, und dadurch sollen die psychischen Phänomene als solche charakterisiert werden. Ferner kann das »intentionale Object«, worunter nicht etwa eine transscendente, metaphysische Ursache der psychischen Vorgänge, sondern nur der vorgestellte Bewusstseinsinhalt verstanden werden muss, erst durch die Mitwirkung psychischer Phänomene zustande kommen und würde sonst gar nicht existieren. Freilich betrachtet *Brentano* den Ton als physisches, und nur das Hören des Tones als psychisches Phänomen. Da aber der Ton erst dadurch ein Ton wird, dass die Luftschwingungen auf einen Gehörapparat treffen und ein empfindungsfähiges Bewusstsein erregen, so kann der Ton ohne psychische Phänomene nicht zustande kommen, sondern enthält solche als unentbehrliche Elemente seiner Existenz. Es werden also von *Brentano* die psychischen Vorgänge charakterisiert durch Merkmale, die theils selbst psychische Vorgänge sind und noch dazu erst durch eine keineswegs einwandfreie psychologische Analyse gewonnen werden, theils wiederum ein Product physischer und psychischer Vorgänge sind. Dazu kommt aber noch, dass *Brentanos* Charakteristik gar nicht einmal für alle Classen psychischer Vorgänge zutrifft. Die Gemüthsbewegungen z. B. enthalten durchaus nicht immer eine deutliche Beziehung auf ein Object,

*) *Franz Brentano,* Psychologie vom empirischen Standpunkte. 1876.

wie dies schon *Uphues**), der sonst den Ansichten *Brentanos* nahesteht, sehr treffend hervorgehoben hat.

Das Verfehlte dieser von *Brentano* mit großer Selbstzufriedenheit vorgetragenen Charakteristik hat mich zunächst auf den Gedanken gebracht, es sei vorerst der Versuch aufzugeben, das Psychische gegenüber dem Physischen abzugrenzen. Es schien mir einfacher und entsprechender, die psychischen Phänomene aufzufassen als Lebensvorgänge, die sich innerhalb des lebenden menschlichen Organismus abspielen. Dann wären dieselben nicht von dem, was außerhalb des lebenden Organismus vor sich geht, sondern nur von jenen andern Vorgängen zu scheiden, die sich ebenfalls innerhalb des Organismus vollziehen. Es ergäben sich dann zwei Gruppen von Lebensvorgängen, die physiologischen und die psychischen; das unterscheidende Merkmal beider glaubte ich dann in der Bewusstheit zu finden. Die physiologischen Vorgänge vollziehen sich ohne Bewusstsein, die psychischen erlangen ihr Dasein durch das und in dem Bewusstwerden. Ich habe diese Charakteristik in meinem Lehrbuche der Psychologie durchgeführt, und für didaktische Zwecke hat sich dieselbe auch als recht brauchbar erwiesen.

Dabei blieb jedoch das Problem der unbewussten psychischen Vorgänge entweder ganz ungelöst, oder es musste im Sinne der französischen Schule entschieden werden, deren Hauptvertreter *Ribot* nur den physiologischen Vorgang als das wirklich Geschehende ansieht, während ihm das Bewusstsein, also das Psychische, als etwas ganz Secundäres, Hinzukommendes (surajouté) erscheint. Dies verbietet jedoch die Eigenartigkeit der psychischen Phänomene und ihre gegenwärtig von den hervorragendsten Naturforschern und Psychologen anerkannte Unvergleichbarkeit mit jedem sinnlich wahrnehmbaren materiellen Geschehen. Eben deshalb scheint mir aber auch die Beschränkung des Psychischen auf das Gebiet der Lebensvorgänge nicht der Verpflichtung zu überheben, dieses Psychische gegenüber dem Physischen deutlich abzugrenzen. Sind doch die physiologischen Vorgänge ihrem

*) *Uphues*, Über die Erinnerung, S. 3 ff.

Wesen nach von andern materiellen Vorgängen nicht unterschieden, während andererseits die Eigenart der psychischen Vorgänge so deutlich hervortritt, dass es gelingen muss, ein Merkmal zu finden, wodurch sie sich von den physischen unterscheiden. Es geht nicht an, sich dabei mit dem Hinweis auf jedermanns Erfahrung zu begnügen. Eben deshalb, weil dieser Hinweis und die Erläuterung durch Beispiele genügen, um begreiflich zu machen, was man meint, wenn man von psychischen Vorgängen spricht, eben deshalb muss es ein deutliches, nicht aus dem Psychischen selbst gewonnenes Merkmal geben, und wir wollen nun den Versuch machen, ein solches zu finden.

Physisches und Psychisches sind beides, genau betrachtet, immer nur Vorgänge. Ein ruhendes Sein gibt es weder in der Natur noch im Geiste. Πάντα ῥεῖ gilt buchstäblich noch heute und in noch tieferem Sinne vielleicht, als es *Heraklit* fassen konnte. Allein wenn wir das physische Geschehen unserem Urtheil unterwerfen, wenn wir es wissenschaftlich zu begreifen suchen, ebenso wie wenn wir es naiv und unkritisch betrachten, immer zeigt sich uns dasselbe an ein Substrat gebunden. Schon das Kind sieht, wenn es in die Welt blickt, überall Dinge, die es als Träger von Eigenschaften und Zuständen aufzufassen nicht umhin kann.

Und wenn der Naturforscher und der Weltweise sich beide zusammen überzeugt haben, dass die Dinge ja gar nicht so sind, wie sie uns erscheinen, wenn nach Möglichkeit all unser Beibringen eliminiert worden ist, dann bleiben schließlich noch immer die Atome übrig als Träger und Hervorbringer des Ganzen. Und wenn man, um ganz consequent zu sein, den Atomen Ausdehnung und Materialität abspricht, und sie lediglich für ausdehnungslose Kraftpunkte ansieht, dann bleiben sie trotz alledem noch Substanzen und Substrate, sie sind noch immer Dinglein, deren Thätigkeit das ganze Weltall sein Entstehen verdankt. In der Natur ist ein substratloses Geschehen vollkommen unfassbar.

Betrachten wir dagegen unser Seelenleben. Je genauer wir es zergliedern, immer mehr müssen wir finden, dass wir hier ein reines substratloses Geschehen vor uns haben. Jedes

Substrat, als dessen Thätigkeit wir die Vorgänge unseres Seelenlebens aufzufassen versuchen, zerrinnt uns unter den Händen, und es bleibt hier wirklich nichts übrig, als ein bloßes Geschehen ohne Substrat.

Wollten wir die psychischen Vorgänge als Wirkungen eines Seelenwesens auffassen, so ergibt sich daraus zwar eine bequeme, unserer sonstigen Denkgewohnheit entsprechende Ausdrucksweise, allein wenn wir dieses Seelenwesen genauer ins Auge fassen, so bleibt an demselben keineswegs, wie an den Atomen, etwas Substantielles, sondern schlechterdings nichts als die Vorgänge selbst übrig. Die Seele kann höchstens als logisches Subject gelten, eine von den Vorgängen verschiedene, auch nach ihrer Wegnahme beharrende Substanz ergibt sich dabei in keiner Weise. Setzen wir das Ich als Subject unserer psychischen Prädicate, dann zerfließt dieses Ich bei strenger Zergliederung sofort in eine Gruppe von Vorgängen, die sich nur wegen ihrer Constanz von dem übrigen Inhalt des Bewusstseins abheben und nur dadurch eine gewisse Selbstständigkeit erlangen.*) Je genauer wir das psychische Leben zergliedern, desto substratloser, möchte ich sagen, erscheint uns dasselbe, und in dieser Substratlosigkeit finde ich das wichtigste und zugleich das einzige deutliche Merkmal, wodurch sich das Psychische vom Physischen unterscheidet. In ganz ähnlicher Weise äußert sich *Wundt* am Schlusse seiner neu bearbeiteten »Vorlesungen über Menschen- und Thierseele« (S. 494 ff.). »Im vollen Gegensatze zur physikalischen Causalerklärung, die in letzter Instanz immer auf die Annahme eines materiellen Substrates zurückführt, bleibt die psychologische stets in dem Umkreis unmittelbar gegebener geistiger Erlebnisse. Die Substanz wird hier zur metaphysischen Zugabe, mit der die Psychologie nichts anzufangen weiß. Dies hängt zugleich zusammen mit dem nie zu übersehenden Grundcharakter des geistigen Lebens, das nicht eine Verbindung unveränderlicher Objecte und wechselnder Zustände, sondern in allen seinen Bestandtheilen Ereignis, nicht ruhendes Sein,

*) *Hume* hat dies in seinem »Treatise on human nature« (I, pag. 533 ff., ed. Green and Grose) in unwiderleglicher Weise dargethan.

sondern Thätigkeit, nicht Stillstand, sondern Entwicklung ist.« Auch *Wundt* findet also, dass die psychischen Vorgänge stets als Geschehen aufzufassen sind und findet dabei in jeder psychischen Substanz eine metaphysische Zugabe. Ich möchte mich hier, wo ich erkenntniskritische Fragen vermeide, lieber noch vorsichtiger ausdrücken. Was das physische oder das psychische Geschehen unabhängig davon sein mag, ob es von uns gedacht wird oder nicht, das will ich hier ganz unerörtert lassen. Was ich behaupte, ist nur, dass die denkende Bearbeitung des physischen Geschehens die Annahme eines Substrates unerlässlich, und dass die denkende Bearbeitung der psychischen Vorgänge eine solche Annahme unmöglich macht. Physische Phänomene können nicht ohne, psychische nicht mit Substrat gedacht werden. Inwiefern es erlaubt ist, den Factor des Gedachtwerdens auf beiden Seiten der Ungleichung zu eliminieren, und ob man von der Verschiedenheit der gedachten Phänomene auf die Verschiedenheit der wirklichen Vorgänge schließen darf, das werden wir am Schlusse unserer Darstellung untersuchen. Hier aber kommen beiderseits nur die Phänomene in Betracht, und dass zwischen diesen der genannte Unterschied besteht, dürfte wohl zugegeben werden.

Sollte von naturwissenschaftlicher Seite der Einwand erhoben werden, dass wir ja im Gehirn ein Substrat für die psychischen Phänomene vor uns haben und gar nicht nöthig hätten, ein anderes zu suchen, so erwidere ich, dass das Gehirn nur als Substrat für physiologische Vorgänge betrachtet werden kann. Wenn nun auch physiologische Vorgänge ständige Begleiter psychischer Phänomene sein sollten, wenn auch exacte empirische Gesetze einmal sollten aufgestellt werden können, welche mit aller Genauigkeit die Succession physiologischer und psychischer Phänomene zu bestimmen gestatteten, niemals werden diese beiden Reihen als homogene Ereignisreihen erfasst werden können. Die Eigenartigkeit der psychischen Phänomene gestattet nicht, ein nichtpsychisches Substrat als ihren Träger zu betrachten und diesen Gedanken consequent zu Ende zu denken; ein psychisches Substrat aber, wie man es im Seelenatom oder in der Seelenmonade aufzustellen pflegt, zerrinnt bei näherer Betrachtung in ein Geschehen, während das

physische Atom selbst dann als Substanz bestehen bleibt, wenn man ihm Materialität und Ausdehnung abspricht.

Darum bleibe ich dabei: das psychische Geschehen ist seinem Wesen nach substratlos und nur empirisch zusammen mit physischem, also an ein Substrat gebundenem Geschehen gegeben.

Hält man nun an diesem Unterschiede zwischen psychischen und physischen Phänomenen fest, dann bietet auch die Annahme unbewusster psychischer Phänomene keine erheblichen Schwierigkeiten mehr. Das Merkmal der Substratlosigkeit kann ja bestehen bleiben, auch wenn das Merkmal der Bewusstheit wegfällt. Bedenkt man außerdem, dass wir keine andern substratlosen Vorgänge kennen als psychische, dann können wir ganz widerspruchsfrei sagen: alle substratlosen Vorgänge sind psychisch, aber nicht alle sind bewusst.

Zu der Annahme unbewusster psychischer Vorgänge werden wir aber durch die alltäglich erlebte Thatsache des Wiederauftauchens früherer Vorstellungen und durch viele andere Gründe gedrängt. Namentlich dort, wo lange Entschwundenes wieder auftaucht, können wir kaum anders als annehmen, die Vorstellungen hätten in der Zwischenzeit als unbewusste psychische Phänomene bestanden. Wir wollen dies an einem Beispiele veranschaulichen.

Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie,*) die wegen der unbedingten Aufrichtigkeit und der großen Beobachtungsgabe des Dichters für den Psychologen sehr lehrreich ist, wie er im Jahre 1819 durch den Tod seiner Mutter und durch eine Reise nach Italien mitten in der Arbeit an seiner Trilogie »Das goldene Vlies« unterbrochen worden sei. Nach der Rückkehr erhielt er vom Grafen *Stadion* einen unbestimmten Urlaub zur Vollendung seines Gedichtes. Der ganze Plan hatte ihm früher bis ins Einzelne genau vorgeschwebt, allein sowie er sich jetzt an die Fortsetzung machen wollte, war alles vergessen. Nun hatte er vor seiner Abreise öfter mit seiner Mutter einige Symphonien *Beethovens* vierhändig zu spielen gepflegt und während des Spieles viel

*) *Grillparzers* Werke, V. Ausgabe, XIX, 96 f.

an sein Stück gedacht. Die Töne und die Gestalten verschwammen ihm dabei in ein Ganzes. Da traf es sich nun, dass er zufällig die betreffenden Symphonien mit einer Dame vierhändig spielte, und wie er zu spielen begann, standen die Gestalten seines Stückes und die Scenen wieder vor ihm, so dass er sein Stück rasch beenden konnte. Wie lässt sich nun das Wiederauftauchen der ganzen Vorstellungsreihe anders erklären, als wenn man ein unbewusstes Fortleben derselben annimmt? Der physiologische Monist, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, wird freilich sagen, die Gehirnvorgänge, durch welche jene Vorstellungsreihe verursacht wurde, sind eben durch die Töne wieder hervorgerufen worden und haben naturnothwendig die psychischen Begleiterscheinungen mit hervorgerufen. Was waren diese aber in der Zwischenzeit? In irgend einer Form mussten sie doch da sein, denn an eine Neuerzeugung ist nach der Erzählung nicht zu denken. *Ribot* würde antworten, es seien physiologische Dispositionen vorhanden gewesen, die durch die Töne wieder actuell wurden. Bei der Eigenartigkeit und Unvergleichbarkeit der psychischen Phänomene mit den physiologischen kann aber die Fortdauer einer rein physiologischen Disposition wohl das Wiederauftauchen physiologischer Vorgänge, aber niemals die Erneuerung psychischer Acte begreiflich machen. Wir haben zwei parallele Reihen vor uns. Bezeichnen wir das erste Auftreten jener Vorstellungen mit Aps und das der entsprechenden physiologischen Vorgänge mit Aph. Wählen wir nun für das erneute Auftauchen beider Arten von Vorgängen dieselben Buchstaben, so erhalten wir für die Anfangs- und Endglieder beider Reihen das Schema:

Aph — Aph
Aps — Aps.

Wird nun die in der Zwischenzeit vorhandene physiologische Disposition mit Dph bezeichnet, so nehmen die Reihen folgende Form an:

Aph Dph Aph
Aps — Aps.

Dabei ist, wie man sieht, die obere Reihe vollständig, die untere hingegen zeigt eine unbegreifliche Lücke. Erst wenn

man annimmt, dass auch ein psychisches Zwischenglied vorhanden ist, dass also dem Dph auch ein Dps entspricht, wird diese Lücke in befriedigender Weise ausgefüllt und wir erhalten:

Aph Dph Aph
Aps Dps Aps.

Das zweite Aps kann nur durch ein psychisches Zwischenglied erklärt werden, sonst müsste man *Ribot* zugeben, dass Aph das alleinige Geschehen sei. Das gewählte Beispiel scheint mir deshalb lehrreich, weil hier lediglich die psychische Seite des Geschehens in Betracht kommt, und weil diese ganz deutlich vorliegt, während die physiologische erst erschlossen werden muss. Ob man nun die unbewussten Vorgänge psychische Dispositionen nennen, oder ob man sie dadurch kennzeichnen will, dass man sagt, sie seien unter der Schwelle des Bewusstseins, das ist lediglich eine Frage der Terminologie, die das Wesen der Sache nicht berührt. Da jedoch die Bildersprache in der Psychologie sehr viel Verwirrung angerichtet hat, so ziehe ich es vor, den Terminus »Unbewusste Vorgänge« oder »Unbewusstes« zu gebrauchen, wobei selbstverständlich nicht im entferntesten an irgend welche *Hartmann*'sche Metaphysik zu denken ist. Der Terminus bietet außer seiner Kürze noch den Vortheil, dass er sich ganz ungezwungen in ein erregtes und in ein nicht erregtes Unbewusste eintheilen lässt, welche Unterscheidung *Benno Erdmann**) mit Glück verwendet hat.

Das Unbewusste, dessen Existenz wir keineswegs imstande sind, durch directe Erfahrung nachzuweisen, ist für uns ein Denkmittel, dessen wir zum Verständnis des Seelenlebens nicht entrathen können. Von einem Denkmittel verlangt man, dass es widerspruchsfrei gedacht werden könne, und dass es brauchbar sei. Dadurch nun, dass wir das Wesentliche der psychischen Vorgänge nicht in der Bewusstheit, sondern in der Substratlosigkeit erblicken, können wir den Begriff eines unbewussten psychischen Vorganges ohne jeden Widerspruch bilden und verwenden. Wir haben uns dieses Unbewusste

*) *Benno Erdmann*, Logik. I, 42 ff.

ebenfalls substratlos, also als ein fortwährendes Geschehen zu denken, welches auf das bewusste Seelenleben ständig einwirkt. In der That stehen wir fortwährend unter der Einwirkung unbewusster Vorgänge, und gerade diese bilden den Hauptbestandtheil unserer geistigen Persönlichkeit. Das Leben der Sprache zeigt uns jeden Augenblick die Wirkung unbewusster Processe, und auch die hypnotischen Erscheinungen haben darauf geführt. Wir können schlechterdings nicht auskommen ohne das Unbewusste, und wir glauben uns auch das Recht erworben zu haben, in unserer Urtheilstheorie von diesem Denkmittel Gebrauch zu machen.

3. Analytische, genetische und biologische Psychologie.

Die Hauptbeschäftigung des Psychologen ist die Analyse der durch Selbstwahrnehmung gegebenen Thatsachen. Man kann ruhig behaupten, dass jeder psychische Vorgang, den wir innerlich mit solcher Deutlichkeit erleben, dass wir imstande sind, denselben in der Erinnerung festzuhalten, sich als ein zusammengesetzter erweist. Da hat nun der Psychologe zunächst zu untersuchen, aus welchen elementaren, nicht weiter zerlegbaren Vorgängen der gegebene Zustand besteht. Dieses analytische Geschäft findet jedoch heute nicht mehr, wie noch vor wenigen Decennien, seine Schranke an der eigenen Selbstwahrnehmung. Das Experiment hat es uns möglich gemacht, diese Analyse über die Grenzen der Selbstwahrnehmung hinaus fortzusetzen, und dies ist meines Erachtens der Hauptgewinn, den die Psychologie der experimentellen Methode verdankt. Auf diese Weise ist es gelungen, die dem Bewusstsein als ganz einfache Vorgänge gegebenen Sinneswahrnehmungen als mehrfach zusammengesetzt zu erweisen, und wir werden im Verlaufe unserer Untersuchungen auf diese Thatsache noch mehrfach zurückzukommen haben.

Psychologie des Urtheilsactes würde also zunächst so viel bedeuten als Analyse des Urtheilsactes, und wir betrachten in der That die genaue Zergliederung der Vorgänge beim Urtheilen als unsere nächste Aufgabe. Dies setzt allerdings voraus, dass der Urtheilsact als zusammengesetzter Vorgang der

Analyse fähig ist. Hier stoßen wir nun auf eine ziemlich verbreitete Ansicht, welche dies leugnet. Es ist wieder *Brentano* und seine Schule, welche behaupten, das Urtheilen sei eine Grundclasse der psychischen Phänomene, ein primärer, nicht weiter zurückführbarer Vorgang. Nun werden wir zwar in der historisch-kritischen Übersicht die Ansichten *Brentanos* genau zu prüfen haben, allein es scheint doch schon auch hier nöthig, den ersten Schritt unserer Untersuchung gegenüber dieser namentlich hier in Österreich immer mehr Boden gewinnenden Anschauung kurz zu vertheidigen.

Brentano *) erblickt im Urtheilen eine ganz eigenartige, nur durch den Hinweis auf die innere Wahrnehmung verständlich zu machende Beziehung des Bewusstseins zum vorgestellten Gegenstand, welche Beziehung er »anerkennen« und »verwerfen« nennt. Der Vorgang ist ein elementarer und ebenso vom Vorstellen wie von den Erscheinungen des Gemüthslebens, die *Brentano* »Phänomene von Liebe und Hass« nennt, scharf unterschieden. Nun gibt zwar *Brentano* zu, dass jedes Urtheilen ein Vorstellen voraussetze, und so wäre auch von seinem Standpunkte der Urtheilsact zusammengesetzt aus einem Vorstellen und dem Vorgang, den *Brentano* »anerkennen oder verwerfen« nennt. Allein dieser letztere Vorgang, welcher ja eben das Wesen des Urtheilsactes ausmachen soll, ist selbst weiter nicht zurückführbar, also wohl auch nicht zerlegbar, sondern bildet eine jener elementaren Thätigkeiten, aus denen unsere Seelenzustände zusammengesetzt sind. Dieses »Anerkennen« ist genau dasselbe, was *John St. Mill* **) und andere Engländer »belief« nennen, und *Mill* hat lange vor *Brentano* darin das wahre Wesen des Urtheilsactes zu finden geglaubt. Wir gedenken weiter unten den Nachweis zu führen, dass dieses »Glauben« weder etwas einfaches, noch auch mit dem Urtheilsact identisches sei. Hier aber gilt es zu zeigen, dass das Urtheil auch noch andere Bestandtheile enthalte und darum einer Analyse fähig und bedürftig sei.

---

*) *Brentano*, Psychologie. S. 271 ff.

**) *J. St. Mill*, Examination of Sir *W. Hamiltons* Philosophy, pag. 403 ff.

Zunächst sei darauf hingewiesen, dass jenes »Anerkennen«, jener Act von Giltigkeitserklärung und Objectivierung, der ja thatsächlich in jedem Urtheile vorhanden ist, im engen Zusammenhange steht mit unserem Fühlen und Sollen, wie dies unter andern *Windelband* *) richtig hervorgehoben hat. Demgemäß wäre auch so das Urtheilen ein Vorgang, der aus Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselementen besteht. Gegen den primären und unzerlegbaren Charakter des Urtheilsactes scheint mir aber noch deutlicher die innige Verbindung zu sprechen, welche zwischen dem Urtheilsact und seinem sprachlichen Ausdruck besteht.

Vergleichen wir, um diese Verbindung ins rechte Licht zu setzen, die Beziehungen anderer psychischer Vorgänge zu der Sprache. Wenn ich mich an einen wahrgenommenen Gegenstand erinnere, z. B. an eine schöne Blume, eine auffallende Bergform, an eine Waldlandschaft, an eine mir bekannte Person, so ist, wie jeder gewiss zugeben wird, der Name des Gegenstandes oder der Person etwas ganz secundäres. Es kann vorkommen, dass Form und Farbe der Blume, die Gestalt des Berges, die Züge der Person deutlich vor meinem inneren Auge stehen, ohne dass ich mich gar auf die betreffenden Namen zu besinnen vermag. Für das Erinnerungsbild eines Gegenstandes der Außenwelt, also für jede Objectsvorstellung, ist der Name etwas durchaus Unwesentliches, das ebenso gut dazutreten wie fehlen kann. Deshalb ist auch die Verbindung zwischen Objectsvorstellungen und ihren sprachlichen Bezeichnungen eine verhältnismäßig lose und wird bei Erkrankungen an motorischer Aphasie zuerst unterbrochen, indem dabei erfahrungsgemäß die Namen für Personen und andere sinnlich wahrnehmbare Objecte zuerst vergessen werden. Ebenso werden wir, wenn wir Gefühlszustände oder Willensacte in uns wahrnehmen oder früher erlebte reproducieren, neben den Zuständen selbst auch noch an die damit verbundenen Ausdrucksbewegungen, an das Lachen, das Weinen, die langsamere oder schnellere Körperbewegung denken;

*) *Windelband*, »Bemerkungen zur Lehre vom negativen Urtheil«, in Straßburger Abhandlungen zur Philosophie. 1884, S. 167—195.

allein irgend ein Wort, irgend ein sprachlicher Ausdruck kommt dabei nur selten, und dann als ganz unwesentlicher Factor, zum Bewusstsein.

Ganz anders hingegen stellt sich die Sache beim Urtheil. Wir wollen zunächst die später zu erörternde Frage, ob und wieviel die Sprache zur Entstehung des Urtheilsactes beigetragen hat, ganz außeracht lassen und nur die gegenwärtig im entwickelten Bewusstsein bestehende Verbindung zwischen Urtheil und Satz ins Auge fassen. Wir sehen eine weiße Rose und sagen auf diese Blume hindeutend: »Diese Rose ist weiß.« Was bleibt nun, wenn wir vom sprachlichen Ausdruck absehen, vom Bewusstseinsinhalt übrig? Nichts anderes als die Wahrnehmung eines Dinges von bestimmter Gestalt und Farbe, welches wir eben eine weiße Rose nennen. In der Wahrnehmung ist die Gestalt von der Farbe nicht getrennt; das Ganze ist ein einziger unzerlegter Gegenstand. Es kann nun geschehen, dass der Anblick der Rosenform in uns die Vorstellung von Blumen weckt, die ähnliche Gestalt, aber verschiedene Farbe haben. Solche Associationen werden uns wohl erst dazu veranlassen, die Wahrnehmung der weißen Rose zum Gegenstand eines Urtheils zu machen. Allein diese Associationen sind nicht selbst schon Urtheile. Niemand wird behaupten, dass ein Zustand, in welchem mehrere Rosenvorstellungen im Bewusstsein auf- und niederwogen, ein Urtheil sei. Erst wenn die Farbe als wechselnder Zustand der immer gleich bleibenden Rosenform aufgefasst, und dadurch das Associationsspiel beendigt und abgeschlossen wird, erst dann kommt das Urtheil zustande. Dies ist jedoch nur dann möglich, wenn die zerfließende Allgemeinvorstellung einer Blume von bestimmter Form durch die sprachliche Bezeichnung »Rose« krystallisiert und zu einer Einheit zusammengefasst ist. Nur dann ist es möglich, ein Substrat für die Eigenschaft »weiß« zu gewinnen und die Rose als Trägerin der Weiße zu fassen. Vor dem sprachlichen Ausdruck besteht in unserem Bewusstsein nur die ungetheilte weiße Rose und höchstens noch die associierten Vorstellungen anderer Rosen von anderer Farbe. Die Gliederung des Vorstellungsinhaltes, die sich im Urtheil vollzieht, erfolgt erst durch den sprachlichen Ausdruck.

und es bleibt von dem Urtheil nach Abzug dieses Ausdruckes nichts übrig als ein verwirrendes Gewoge von Vorstellungen, in welches erst durch das sprachlich vollzogene Urtheil Ordnung gebracht wird. Selbstverständlich kommt es dabei nicht in Betracht, ob der Satz auch wirklich hörbar ausgesprochen wird oder nicht. Sprachlich bleibt das Urtheilen auch dann, wenn man keinen Laut hört. Die Articulationsbewegung muss sich nur im *Broca*'schen Centrum vollziehen, und es thut nichts zur Sache, ob der Impuls sich bis zu Kehlkopf und Stimmbändern fortpflanzt, oder ob er auf dem Wege durch irgend welche Umstände gehemmt wird.

Brentano und seine Schule glauben bei der psychologischen Betrachtung des Urtheils vom sprachlichen Ausdruck ganz absehen und die Sprache auch beim Urtheil als etwas ganz Secundäres und Accessorisches betrachten zu dürfen, und denken gar nicht daran, dass die Sprache auch an der im Urtheil sich vollziehenden Formung und Gliederung des Vorstellungsinhaltes activ betheiligt sein könnte. Dies gibt ihren Beschreibungen etwas Unbestimmtes, Unklares, schwer Verständliches und zwingt sie oft, statt jeder Erklärung auf die innere Wahrnehmung eines jeden zu verweisen. Ich glaube aber hier so viel nachgewiesen zu haben, dass, wenn man den sprachlichen Ausdruck eines Urtheilsactes ganz wegdenkt, nichts mehr übrig bleibt, was man noch Urtheil nennen könnte. Zu den Vorstellungselementen treten somit im Urtheil außer den oben erwähnten Gefühls- und Willenselementen auch noch Articulationen der Sprachwerkzeuge oder wenigstens Articulationsimpulse hinzu, und erst aus der Synthese dieser Elemente entsteht das, was wir dem allgemeinen Sprachgebrauche gemäß ein Urtheil nennen. Dieses ist somit ein zusammengesetzter Act, und die Nothwendigkeit, ihn psychologisch zu analysieren, dürfte gegenüber der Ansicht *Brentanos* erwiesen sein.

Psychologie des Urtheilsactes, sagten wir oben, heiße zunächst so viel als Analyse des Urtheilsactes, und übereinstimmend damit bezeichneten wir die Analyse als die nächste und wichtigste Aufgabe des Psychologen. Damit sollte jedoch keineswegs gesagt sein, dass sie die einzige sei, und namentlich nicht, dass die Zergliederung eines Phänomens den Abschluss der Untersuchung

über dasselbe bilden darf, besonders wenn dieses Phänomen von so grundlegender und weittragender Bedeutung ist, wie der Urtheilsact. Schon die Natur dieser Analyse und das eigenartige Gebiet der Psychologie verbieten dies. Wir wollen versuchen, dies durch einen Vergleich der psychologischen Analyse mit der chemischen deutlich zu machen. Der Chemiker betrachtet den ihm zur Analyse vorgelegten Körper als ein ruhendes Ganze, in welchem vermuthlich mehrere Grundstoffe vereinigt sind. Der Chemiker mag immerhin anderweitig wissen, dass es eine absolute Ruhe in der Natur nicht gibt, sondern dass die als ruhend erscheinenden Körper Aggregate von Atomen sind, die in fortwährender Bewegung gedacht werden müssen. Für seine gegenwärtige Aufgabe kommt jedoch diese allgemein geltende Thatsache nicht in Betracht. Er ist gefragt, welche Grundstoffe in dem vorliegenden Körper vereinigt sind, und wenn er diese Grundstoffe alle gefunden und ihr Quantitätsverhältnis bestimmt hat, dann ist seine Aufgabe gelöst. Er wird gewiss nicht leugnen wollen, dass das Zusammensein der Atome ein Zusammenwirken sei, allein ihm war es nur darum zu thun, das Zusammensein zu constatieren. Die Frage, ob der vorliegende Körper, der nach den Resultaten der Analyse aus diesen und diesen Grundstoffen besteht, auch ursprünglich aus dem Zusammenwirken dieser Grundstoffe entstanden ist, liegt durchaus nicht im Bereiche seines analytischen Geschäftes.

Ganz anders verhält sich die Sache beim Psychologen. Seine Analysen sind zunächst nur qualitative und nicht quantitative. Niemand wird von ihm erwarten, er solle angeben, wie viel Procent Vorstellung, wie viel Gefühl, wie viel Wille in einem Vorgang zu finden sei. Höchstens wird er imstande sein, das vorherrschende und stärkste Element zu bezeichnen. Die Hauptsache aber ist, dass der Psychologe niemals Gegenstände, sondern immer nur Vorgänge zu zergliedern hat. Für ihn gibt es kein Sein, sondern nur ein Geschehen, also auch kein Zusammensein, sondern nur ein Zusammenwirken. Auch die Elemente, aus denen ein Vorgang zusammengesetzt erscheint, sind wiederum Vorgänge, und erst das Zusammenwirken derselben lässt jenen complexen Vorgang entstehen.

Das Resultat jeder psychologischen Analyse belehrt uns also nicht nur darüber, aus welchen Elementen ein Vorgang besteht, sondern zugleich damit auch, aus welchen er entsteht, und so führt die analytische Methode hier direct über in die genetische.

Bei dieser Betrachtungsweise wird man nun der Frage nach dem Früher oder Später der elementaren Vorgänge nicht aus dem Wege gehen können. Wenn Vorstellen, Fühlen und Wollen die Grundelemente des Seelenlebens sind, so wird man doch noch fragen müssen: »Welches entsteht zuerst?« Mit Hilfe der inneren Wahrnehmung, des Experimentes und in noch wirksamerer Weise durch Beobachtung der Kindesseele und Benützung der Berichte über das Seelenleben wenig entwickelter Völker, wird man es wagen müssen, Hypothesen aufzustellen über den Anfang des bewussten Seelenlebens im Menschen. Wenn es sich nun zeigen sollte, dass *Horwicz* Recht hatte mit seiner Behauptung, dass allem Seelenleben »Lust und Unlust in Verbindung mit der unmittelbar daraus folgenden Reactionsbewegung zugrunde liege«,*) und wenn es sich wahrscheinlich machen ließe, dass erst durch Differenzierung dieses Gefühls Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen entstehen, dann ließen sich vielleicht auch die complicierteren Vorgänge des Denkens als Glieder der Entwicklungsreihe begreifen. Vielleicht aber wird größere Klarheit in diesen Entwicklungsgang gebracht, wenn sich wahrscheinlich machen lässt, dass für die Art der Differenzierung jenes ursprünglichen Lebensgefühles die Reactionen unseres psycho-physischen Organismus, die Bewegungen, maßgebend sind, mit denen der Organismus die Einwirkungen der Außenwelt beantwortet, die Bewegungen, meine ich, und die damit verbundenen Muskelempfindungen. Dass die Bewegungen unseres Körpers zur Entstehung und Ausbildung der Raumanschauung das Meiste beitragen, ist mehr als wahrscheinlich, dass speciell die Contractionen der Augenmuskeln und die entsprechenden Muskelempfindungen für die Auffassung von Gestalt, Größe und Entfernung der Objecte fast allein maßgebend sind, ist so gut wie gewiss. Die Art, wie wir auf die äußeren Eindrücke reagieren, ist, wie sich immer deutlicher zu zeigen scheint, von

*) Psychologische Analysen. II, 2, S. 1.

wesentlichem, maßgebendem Einflusse auf die Art, wie wir diese Eindrücke auffassen. »Wir fassen die Welt auf, wie wir sie gestalten«, sagt *Lazarus,* und vielleicht ließe sich noch allgemeiner und richtiger sagen: Wir fassen die Welt auf, wie wir auf sie reagieren. So würde sich also schon psychologisch ergeben, dass unser Beibringen zum Zustandekommen der Erfahrung ein großes ist, und dass dieses Beibringen hauptsächlich aus zweckmäßigen Reactionen auf äußere Eindrücke zusammengesetzt ist. Vielleicht zeigt sich dann ein Specialfall dieses allgemeinen Gesetzes darin, dass auch die Sprache, die ursprünglich zweifellos nichts ist als Äußerung des Gefühls, und wie sich an einzelnen Experimenten der Natur zeigen lässt,*) noch lange auf den Ausdruck gefühlswarmer Urtheile beschränkt bleibt, durch Verbindung mit anderen bereits vorhandenen Elementen zur Formung des Weltbildes, zur Gliederung unserer Vorstellungsinhalte einen nicht unwesentlichen Beitrag liefert. Unsere Untersuchung wird darzuthun bemüht sein, dass im Urtheil eine solche Verbindung verschiedener Reactionsweisen vorliegt, und dass erst durch Aufzeigung dieser Elemente das Wesen des Urtheilsactes erkannt werden kann. Durch solche analytische und genetische Betrachtung werden wir somit die Antwort suchen auf die Frage, was wir thun, wenn wir urtheilen, und man wird uns gewiss zugeben, dass einerseits eine befriedigende Antwort noch nicht gegeben ist, sowie andererseits, dass eine Lösung dieses Problems einen wesentlichen Fortschritt in unserer Kenntnis des Seelenlebens bedeuten würde.

Wie die analytische Methode zur genetischen, so führt die genetische zu einer anderen Betrachtungsweise, die meines Erachtens noch immer nicht ganz und voll in ihre Rechte eingesetzt ist, nämlich zur biologischen. Wenn eine Erwägung über den ursprünglichen, primitiven Bewusstseinszustand es wahrscheinlich machte, dass der Anfang des Seelenlebens

*) Ich habe dabei besonders *Laura Bridgman* im Auge, deren Erziehung ich zum Gegenstand einer psychologischen Studie gemacht habe (*Laura Bridgman*, eine psychologische Studie von *W. Jerusalem*, Wien. Pichler, 1890), in welcher namentlich die eigenthümlichen Sprachlaute dieser Taubstumm-Blinden genauer als bisher analysiert und besprochen sind.

im Gefühl von Lust und Unlust und den damit verbundenen Angriffs- und Abwehrbewegungen zu suchen sei, so macht schon ein oberflächlicher Blick auf die Wirkung jener Bewegungen es zweifellos, dass dieselben in auffallender Weise dem Zwecke angepasst sind, das Leben zu schützen. Ebenso zweifellos aber ist der innige Zusammenhang zwischen Aggression und Lustgefühl einerseits, wie zwischen Unlustgefühl und Abwehrbewegung andererseits. Schon mit dieser elementaren und ganz unzweifelhaften Thatsache ist aber der biologische Charakter der psychischen Phänomene erwiesen, und damit für den Seelenforscher die Pflicht gegeben, auch bei den complexen Phänomenen das biologische Moment zu beachten. Ich habe in meinem Lehrbuche der empirischen Psychologie versucht, dies, allerdings in engem Rahmen, durchzuführen und glaube dadurch in manche Partien der Gefühls- und Willenspsychologie einiges Licht gebracht zu haben. Allein auch für das Urtheilsproblem darf der biologische Gesichtspunkt nicht vernachlässigt werden. Wenn nämlich jene Reactionen, die so viel zum Zustandekommen des Weltbildes beitragen, auch noch dem Zwecke der Lebenserhaltung angepasst erscheinen, dann dürfte auch die Urtheilsform, in der wir jedes Geschehen auffassen, ebenfalls diesem Zwecke angepasst sein, und es wäre somit wahrscheinlich, dass eine biologische Betrachtung auch hier manches Neue entdeckte.

Die Psychologie des Urtheilsactes hätte somit die Aufgabe, die elementaren Vorgänge, die das Wesen des Urtheilsactes ausmachen, aus dem Complex auszusondern und einzeln zu verzeichnen (Analyse); sie hätte weiter zu zeigen, in welcher Phase des Seelenlebens das Urtheil entsteht, und welche Rolle die einzelnen Factoren dabei spielen (genetische Methode); endlich hätte sie zu untersuchen, welche Bedeutung der Urtheilsform zukommt für die Erhaltung des Individuums und der Gattung (biologische Betrachtung).

4. Logische und grammatische Bedeutung des Urtheilsproblems.

Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist zwar vorwiegend die Psychologie des Urtheilsactes, allein es wird im Ver-

laufe dieser Untersuchung doch oft unvermeidlich sein, logische und grammatische Fragen zu berühren, und so dürften denn einige allgemeine Bemerkungen über meine Auffassung der Aufgabe dieser Disciplinen und speciell über die Bedeutung des Urtheilsproblems für Logik und Grammatik am Platze sein.

Die Aufgabe der Logik erblicke ich mit *Wundt* in der Erforschung der allgemeinen Bedingungen objectiver Gewissheit und Wahrscheinlichkeit. Diese Fassung ist, richtig verstanden, sachlich vollkommen identisch mit der überlieferten Definition der Logik als der Lehre von den Formen des richtigen Denkens. Ein richtiges Denken kann doch nur jenes sein, welches objective, d. h. von subjectiven Meinungen, Vermuthungen und namentlich Wünschen unabhängige Gewissheit in sich trägt. Die Formen dieses Denkens sind wiederum, bei Lichte besehen, nichts anderes als allgemeine, d. h. für jeden Inhalt geltende Bedingungen dieser Gewissheit und Wahrscheinlichkeit. Da nun jede Erkenntnis in der Form von Urtheilen gedacht und gesprochen wird, so kann es als Aufgabe der Logik bezeichnet werden, die allgemeinen Bedingungen zu erforschen, unter denen Urtheile objective Gewissheit und Wahrscheinlichkeit erlangen. Zu diesem Zwecke muss nun die Logik die nach psychologischen Gesetzen vollzogenen Gedankenverbindungen umgestalten, um sie auf eine Form zu bringen, in welcher die allgemeinen Bedingungen der Gewissheit leicht und deutlich erkennbar sind. Zu diesem Zwecke hat nun die Logik die durch die Sprache geschaffene Möglichkeit, größere Gedankencomplexe in einem Denkact zu vereinen und das hervorzubringen, was wir gewöhnlich Begriffe nennen, ausgiebig benützt und in der Zurückführung der Urtheile auf Begriffsverhältnisse das geeignetste Mittel gefunden, jene allgemeinen Bedingungen festzustellen. Freilich hat sie zuweilen dabei vergessen, dass Begriffe immer ein Resultat vielfacher Urtheilsbildung, ein Niederschlag zahlreicher Urtheile sind, die gefällt werden mussten, bevor unser Denken fähig war, viele gleichartige Objecte und Beziehungen mit Hilfe des Zeichens, welches die Sprache darbot, in einem Denkact zu vereinen und als ein Kraftcentrum aufzufassen, von dem mannigfache Wirkungen

ausgehen. Man ist sogar so weit gegangen, diese erst durch viele vorhergegangene Urtheile geschaffenen Begriffe als ruhende Einheiten zu fassen, denen man selbständige Existenz und bleibende Eigenschaften zuschrieb. Die Hypostasierung der Begriffe, mittelst welcher *Platon* dieselben zu transcendenten, metaphysischen Ideen erhob, hat durch die ganze Geschichte der Philosophie bis auf *Hegel* fortgewirkt, und man kann auch heute noch nicht sagen, dass sich unser Denken ganz davon befreit hat. Methodisch ist ja diese Verselbständigung der Begriffe für das wissenschaftliche Denken von großem Vortheil gewesen, und ich glaube auch nicht, dass die Logik auf dieses Hilfsmittel je wird verzichten können. Allein die Auffassung der Urtheilsfunction ist durch diese Betrachtungsweise arg irregeleitet worden. Die Logik fand ganz richtig heraus, dass es ihr am leichtesten und am sichersten gelingt, die objective Gewissheit eines Urtheils zu prüfen, wenn sie gleich dem Anatomen das Leben aus dem lebendigen Urtheilsact entfernt, die begrifflichen Bestandtheile aussondert und deren gegenseitiges Verhältnis ins Auge fasst. Das Verfahren des Logikers findet in der analytischen Geometrie eine noch viel charakteristischere und instructivere Analogie als in dem des Anatomen. Es war unmöglich, die anschauliche, von der Natur gebotene Curve der exacten Berechnung zu unterwerfen, solange man nicht auf den Gedanken kam, der bekanntlich in *Descartes* seinen Vater hat, das gegebene Continuum in discrete Punkte aufzulösen, deren Beziehungen zu einander durch ein feststehendes Coordinatensystem genau ermittelt und arithmetisch dargestellt werden konnten. Für die Anschauung ist die Curve ein Continuum, für das mathematische Denken ein Punktsystem. Zur vollständigen Deckung können beide nie gebracht werden, allein kein bestimmter Theil kann sich der Bestimmung entziehen. Für alle praktischen Bedürfnisse können wir die Curve unserer Berechnung unterwerfen, allein für den theoretischen Verstand bleibt etwas wie ein schädlicher Rest übrig, der sich, wenn man dabei verweilt, in einem Gefühle der Unbefriedigung geltend macht, welches wir darüber empfinden, dass wir der angeschauten Curve denkend nicht ganz beikommen können. Darin liegt auch die Schwierigkeit,

jenen bekannten Trugschluss *Zenos* von Achilles und der Schildkröte logisch zu widerlegen. Der Eleate hat hier mit staunenswerter Tiefe den Punkt gefunden, in welchem Anschauen und Denken, Continuum und Punktsystem, Geometrie und Arithmetik sich nicht zu vereinigen vermögen. Vielleicht bringt auch über diesen Punkt unsere Urtheilstheorie einige Klarheit; jetzt aber kehren wir zu unserer Analogie zurück. Auch der Logiker muss die lebendige Urtheilscurve in ein System von Begriffspunkten auflösen, um dann mit Rücksicht auf das Coordinatensystem der allgemeinen Denkgesetze deren Beziehungen genau zu bestimmen. So wie nun der Mathematiker in der Freude über die glänzenden Resultate seiner Berechnungen leicht zu dem Glauben verleitet werden könnte, das Wesen der Curve liege darin, dass sie aus discreten Punkten bestehe, so haben thatsächlich die Logiker das Wesen des Urtheils in einer Verbindung von Begriffen gesucht. Die Form, in welche die Logik die wirklichen Urtheile oft gar gewaltsam einzwängt, hat man für die dem Urtheilsacte eigenthümliche gehalten. Aus diesem Irrthum haben sich viele Streitfragen ergeben, die vielleicht bei genauer psychologischer Zergliederung ganz wegfallen werden. Es sei beispielshalber nur auf die eine Frage verwiesen, ob die Copula auch immer die reale Existenz des Subjectes mitbedeute oder nur die ideale Verbindung von Subject und Prädicat ausdrücke. Es herrscht heute noch keineswegs Einstimmigkeit unter den Forschern über diesen Punkt, und es kann auch keine herrschen, solange das Urtheil seinem Wesen nach als eine Verbindung von Begriffen gefasst wird. Erst wenn die formende und objectivierende Function des Urtheilsactes erkannt ist, wenn man sich gegenwärtig hält, dass bei allen wirklich gefällten Urtheilen der beurtheilte Inhalt schon vor dem Urtheilsacte in irgend einer Form gegeben ist, dann wird auch, wie wir weiter unten zu zeigen gedenken, die Bedeutung des sprachlichen Zeichens der Copula richtig gewürdigt, und der Begriff der Existenz selbst klar werden.

Diese und ähnliche Fragen haben indessen bereits hervorragende Logiker dazu geführt, den psychologischen Charakter des Urtheilsactes zum Gegenstand eingehender Untersuchung zu machen, und wir verdanken die bedeutendsten Arbeiten

auf diesem Gebiete gerade dem logischen Interesse. Auch darin haben viele Logiker die Bedeutung des Urtheilsproblems anerkannt, dass sie die Untersuchungen über das Urtheil an die Spitze stellten, weil erst auf Grund eines genauen Verständnisses der Urtheilsfunction Wesen und Bedeutung des Begriffes erkannt werden könne. Allerdings ist diese Einsicht noch lange nicht allgemein genug, und es gehört zu den Zielen dieser Untersuchung, dieselbe tiefer zu begründen und ihr Anhänger zu gewinnen. Die Logik des Urtheils wird also auf psychologischer Grundlage aufgebaut werden müssen, allein es dürfte sich zeigen, dass dazu die meisten Bausteine der traditionellen Logik vortrefflich verwendet werden können. Die gegenwärtige Untersuchung wird sich, um die Elemente und die Entstehung des Urtheils sicher zu ermitteln, zunächst an die einfachsten und ursprünglichsten Urtheilsacte, also an solche halten müssen, deren Gegenstand in der sinnlichen Wahrnehmung gegeben ist. Wenn dann erkannt ist, welche Gestalt und Gliederung das Urtheil dem gegebenen Wahrnehmungsinhalte gibt, dann wird die Psychologie des Urtheils als genetische Disciplin die weitere Entwicklung des Urtheils darzustellen, die Entstehung der Begriffe aufzuzeigen und endlich die Begriffsurtheile, als höchste Entwicklungsform, der Logik gleichsam zur weiteren Behandlung zu übergeben haben. Es wird sich dann zeigen, dass auch die Umgestaltungen, welche die Logik mit den Urtheilen behufs Prüfung ihrer objectiven Gewissheit vornimmt, den gefundenen Typus des Urtheilens beibehalten müssen, wenn sie überhaupt denkmöglich sein sollen. Dieser Typus muss in den primitivsten wie in den compliciertesten Formen derselbe sein, oder es ist nicht wahr, dass das Urtheil unsere allgemeine Denkform ist. Auf die Nachweisung dieses Typus in den verschiedenen Formen werden wir besondere Sorgfalt verwenden und dadurch hoffentlich auch der Logik einen Dienst leisten.

Die grammatische Seite des Urtheilsproblems ist zwar ebensowenig wie die logische hier Gegenstand der Untersuchung, allein bei der großen Bedeutung, welche nach meiner Überzeugung der sprachliche Ausdruck für die Ausbildung der Urtheilsfunction hat, werden grammatische Fragen noch

öfter erörtert werden müssen als logische. Die Entstehung von Nomen und Verbum, die Bedeutung der Copula, die Negation, die Impersonalia, das Verhältnis von Wort und Begriff werden uns oft und eingehend beschäftigen. Deshalb erscheinen auch hier einige orientierende Bemerkungen geboten.

Als Aufgabe der Grammatik, insoferne sie theoretische Wissenschaft und nicht Norm gebende Lehre ist, betrachte ich die Erforschung der Gesetze des Sprachbaues. Dieser von *W. v. Humboldt* in die Wissenschaft eingeführte Terminus bezeichnet seinem Wesen nach die Art und Weise, wie sich Sprachelemente zu Sprachganzen verbinden. Betrachtet man das Wort als ein einheitliches Ganze, so hat die Grammatik die Gesetze zu erforschen, nach denen sich in einer einzelnen Sprache oder einer Sprachenfamilie Laute und Silben zu Wörtern verbinden, und es ergibt sich daraus der Theil der Grammatik, den wir Laut- und Formenlehre nennen. Diese werden uns selbstverständlich hier weniger beschäftigen. Die Selbständigkeit der Wörter ist aber in ähnlicher Weise beschränkt, wie die der Begriffe, obzwar sich beide keineswegs in allen Beziehungen gleichen und entsprechen. Das Wort hat insoferne eine, ich möchte sagen, sinnliche, physiologische Selbständigkeit, als die Articulationen, die zum Aussprechen desselben nöthig sind, einen relativ abgeschlossenen Act bilden. Gegen die psychologische Selbständigkeit, die man dem Bedeutungsgebiet eines Wortes zuzuschreiben pflegt, ja, die man sogar oft als selbstverständlich betrachtet, muss jedoch schon hier energisch Einsprache erhoben werden. Zu einem wirklichen Leben gelangt das Wort erst in demjenigen Gebilde, in welchem auch die Sprache selbst erst wirklich und lebendig wird, nämlich im Satze. Es ist vorwiegend *Lazarus* und *Steinthals* Verdienst, darauf hingewiesen zu haben, dass schon das erste Hervortreten der Sprache die Reaction auf die Anschauung eines ganzen Vorganges ist, und dass auch die Sprachwurzeln nicht Wörter, sondern Sätze sind. Das Wort hat in der Sprache nur als Element des Satzes wirkliche Existenz, und nur der Zweig der Grammatik, der sich mit dem Satzbau beschäftigt, kann die Gesetze des wirklichen Sprachlebens enthüllen.

Die isolierte Betrachtung der Wörter und ihrer Bestandtheile und Formen ist methodisch von großer Wichtigkeit und darf durchaus nicht als ein untergeordneter, minderwertiger Zweig der Grammatik betrachtet werden. Die Laut- und Formenlehre möchte ich als die Anatomie, die Syntax als die Physiologie der Sprache bezeichnen. Die genaue Kenntnis des anatomischen Baues unseres Körpers ist gewiss unerlässlich für das Verständnis des organischen Lebens, allein darüber kann kein Zweifel bestehen, dass die Feststellungen des Anatomen erst durch den Physiologen ihren eigentlichen Sinn erhalten. Die Untersuchung über die Structur und den Bau der Knochen, Muskeln, Gewebe, Nerven, Sehnen etc. ist doch gewiss nur ein Mittel, um deren Verrichtung und Bedeutung für den ganzen lebenden Organismus kennen zu lernen. Freilich hat die Anatomie insofern eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit, als durch ihre Untersuchungen das deutlich hervortritt, was der organisierten belebten Materie gemeinsam ist mit der unbelebten. Die Mechanik und Chemie des Knochensystems, des Blutumlaufs zeigt vielfach dieselben Erscheinungen, die an der unbelebten Materie beobachtet wurden, und so lehrt uns die anatomische Betrachtung des menschlichen Körpers dessen Zusammenhang und Übereinstimmung mit der übrigen Natur genauer kennen. Ebenso hat die isolierte Betrachtung der Wörter und ihrer Laute uns gelehrt, dass die allgemeinen Gesetze des Schalles auch hier ihre Anwendung finden, und dadurch große Exactheit in die Sprachwissenschaft gebracht. Für die Kenntnis des Organismus aber, des Körpers sowohl als auch der Sprache, bleiben Anatomie und Lautlehre nur Mittel, nur grundlegende Hilfswissenschaften, die für die Physiologie einerseits und für die Syntax andererseits das Material zurechtlegen. Die wissenschaftliche Arbeitstheilung, die ja bei dem immer wachsenden Umfang der einzelnen Forschungsgebiete immer nöthiger wird, und die gewiss für den wissenschaftlichen Fortschritt im großen und ganzen von den segensreichsten Folgen ist, erschwert doch mitunter das Verständnis der gegenseitigen Beziehungen verschiedener Wissensgebiete. Der Forscher, der sich sein ganzes Leben lang einem Gebiete gewidmet hat, wird schwer davon zu überzeugen sein, dass

die Resultate seiner Forschungen nicht selbständigen Wert haben, und wird nicht gerne zugeben, dass er bloßer Hilfsarbeiter für eine andere Wissenschaft ist. Vielleicht ist die Philosophie, die ja längst aufgehört hat, Königin der Wissenschaften zu sein und über die Einzelwissenschaften sich erhaben zu dünken, in unseren Tagen dazu berufen, den Blick stets auf das Ganze gerichtet zu halten, und indem sie jeden wissenschaftlichen Forscher mit ihrem Geiste erfüllt, ihn dazu anzuregen, sich die Stellung seines Arbeitsgebietes zu dem Gesammtproblem des Wissens, mehr als dies bisher der Fall war, gegenwärtig zu halten.

Das Wort, sagten wir eben, gewinne erst im Satze wirkliches Leben und Sein. Der Glaube an die psychologische Selbständigkeit der Wörter als Träger bestimmter Vorstellungen wird indessen durch mannigfache Umstände erzeugt und befestigt. Außer der so erfolgreichen Forschung auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre, wie sie die vergleichende Sprachwissenschaft angeregt hat, ist es vor allem die Art unseres Sprachunterrichtes und die so vielfach betriebene Erlernung fremder Sprachen, was dem Worte eine selbständige Existenz im wissenschaftlichen Denken verschafft hat. Die Aneignung von Vocabeln, der häufige Gebrauch des Lexikons, wo jedes Wort ein eigenes Centrum bildet, um welches sich oft sehr reiche Gedankenreihen gruppieren, das Declinieren und Conjugieren, und alle derartigen im Sprachunterricht kaum zu entbehrenden Methoden, concentrieren die Aufmerksamkeit auf die einzelnen Wörter und lassen die Sätze als Conglomerate von Wörtern erscheinen. Umso energischer muss die Psychologie gegen diese Selbständigkeit Einsprache erheben und immer wieder betonen, dass die Sprache nur in Sätzen actuell wird, und dass man ihr Leben und ihre Gesetze nur an dem erforschen und erkennen kann, was von einem bestimmten Individuum als Ausdruck seines psychischen Geschehens in Sätzen verkörpert wird.

Im Zusammenhang mit dieser centralen Stellung des Satzes, die für die Lösung des Urtheilsproblems sich als sehr wichtig erweisen wird, scheint es mir nöthig, noch eine ziemlich verbreitete Denk- und Ausdrucksweise über die Beziehungen zwischen Sprechen und Denken zu berichtigen. Das Urtheil,

sagt man, finde seinen sprachlichen Ausdruck im Satze, der Begriff im Wort. Dies wird gewöhnlich dahin aufgefasst, dass Urtheil und Begriff auch ganz unabhängig von der Sprache als psychische Phänomene existieren, und dass der sprachliche Ausdruck nur dazu diene, diese Phänomene anderen mitzutheilen. In diesem Sinne muss ich die so verbreitete Ausdrucksweise als entschieden unrichtig bezeichnen. Wir haben, um zunächst vom Urtheil zu sprechen, bereits oben (S. 16 f.) gezeigt, dass das psychische Geschehen, welches beim Fällen eines Urtheils sich vollzieht, nach Abzug alles Sprachlichen durchaus nicht mehr ein Urtheil genannt werden darf. Das Urtheil ist eben eine Synthese aus Vorstellungselementen und Articulationsempfindungen, wozu noch Gefühls- und Willenselemente kommen. Der Satz ist, wenn man die Worte darin bloß als Articulationsbewegungen und als Laute auffasst und von der Bedeutung absieht, nichts als ein flatus vocis, eine Bewegung der Sprachorgane, nichts anderes. Sowie man aber die Bedeutung der Wörter mit in Betracht zieht, dann ist der Satz nicht mehr sprachlicher Ausdruck des Urtheils, sondern das Urtheil selbst.* Ohne die Sprache kann das Urtheil nicht entstehen, und nur in und zugleich mit dieser lebt und existiert es. Wie bereits oben bemerkt wurde, bleibt es dabei ganz gleichgiltig, ob die Articulationsbewegungen sich zu hörbaren Lauten verstärken, oder ob sie durch andere Impulse früher gehemmt werden. Jedes Urtheil ist ein Satz, ein ausgesprochener oder ein unausgesprochener. Sprachlich bleibt das Urtheil, auch wenn man keinen Laut hört. Das sogenannte wortlose Denken ist darum nicht minder ein sprachliches. Sprachvorstellungen sind ein integrierender Bestandtheil jedes Urtheilsactes.

Wir müssen hier selbst auf einen Einwand hinweisen, den unsere eigenen späteren Untersuchungen nahe legen werden. Wir gedenken nämlich zu zeigen, dass die Urtheilsfunction auch schon *vor* der Sprachschöpfung wirksam wird, und dass sie, allerdings als *unbewusster* Vorgang, schon in der sinnlichen Wahrnehmung eines Objectes zur Geltung kommt. In gewissem Sinne ist also auch nach unserer Ansicht schon die Sinneswahrnehmung eines Objectes ein Urtheil, und an

diesem primitiven Urtheilsacte haftet entschieden nichts Sprachliches. Durch diesen Einwand wird jedoch unsere eben ausgesprochene Behauptung von der sprachlichen Natur des Urtheils in keiner Weise entkräftet. Wir sprechen nämlich hier vom Urtheil im gewöhnlichen, hergebrachten Sinne, wo man darunter eine denkende Bearbeitung oder Deutung versteht. In diesem Sinne steht es aber der einfachen Wahrnehmung als etwas Verschiedenes gegenüber. Bei der Wahrnehmung fühlen wir uns afficiert, passiv; beim Urtheilen selbstthätig, activ. Erst dadurch aber, dass wir den bewussten, vollständig entwickelten Urtheilsact analysieren, wird es uns möglich, auch die unbewussten Wirkungen der Urtheilsfunction zu erkennen. Zu dem bewussten, voll entfalteten Urtheilsact gehört aber, wie wir gezeigt haben, das sprachliche Element als integrierender Bestandtheil, und dieser Act kann ohne Sprache niemals zu seiner vollen Entfaltung gelangen.

Jedes vollständige Urtheil, werden wir also sagen dürfen, ist ein Satz. Ist aber auch jeder Satz ein Urtheil? Schon *Aristoteles* hat diese Frage verneint, und die neue Syntax verneint sie noch entschiedener. Man stellt den Frage-, Wunsch- und Befehlsätzen geradezu die Urtheilssätze gegenüber. Wir werden jedoch bei genauerer Untersuchung des psychischen Vorganges, der sich beim Aussprechen einer Frage, eines Wunsches oder Befehles vollzieht, vielleicht zu dem Resultate kommen, dass selbst Gefühls- und Willensacte, sobald sie sprachlich ausgedrückt werden und die Form von Sätzen annehmen, damit auch in gewissem Sinne zu Urtheilen werden.

Noch viel weniger als das Urtheil darf der Begriff eine von seinem Zeichen unabhängige Existenz beanspruchen. Der Begriff entsteht erst infolge sprachlich gedachter Urtheile, seine Existenz ist durchaus abhängig von der eines conventionellen Zeichens. Das Wort ist nicht der Ausdruck, sondern ein Bestandtheil des Begriffes, welcher eben durch die Synthese von Wort- und Sinnesempfindung entsteht, und nur durch das Wort seine Einheit und Consistenz erhält.

Schwieriger scheint es, das Verhältnis zwischen Wort und Vorstellung zu bestimmen. Auch hier wird es meist als

selbstverständlich hingestellt, dass den Wörtern psychologisch Vorstellungen entsprechen, oder dass mit den Wörtern Vorstellungen verbunden sind. Da ist nun zunächst darauf zu antworten, dass diese Verbindung weder eine allgemeine noch immer eine feste ist. Wir haben bereits oben bemerkt, dass namentlich für sinnliche Vorstellungen das Wort etwas ganz Secundäres und oft nur lose mit denselben Verbundenes ist. Es ist also gewiss nicht mit jeder Vorstellung ein Wort, aber auch keineswegs mit jedem Wort eine Vorstellung verbunden. Welche Vorstellung entsteht, wenn die Wörter »Und«, »Aber«, »Denn«, »Mit«, »Von«, »Zu« ausgesprochen werden? Was thatsächlich derartigen Beziehungswörtern in unserem Bewusstsein entspricht, das ist eine schwierige Frage der Sprachpsychologie, deren Beantwortung jedoch kaum noch in Angriff genommen ist. Jedenfalls ist es nicht eine Vorstellung, was beim Hören dieser Wörter in uns entsteht. Aber auch viel stofflichere, anscheinend vorstellungsreiche Wörter erwecken durchaus nicht immer Vorstellungen und namentlich nicht immer die gleichen. Was stellen wir vor, wenn wir Wörter wie »gehen, sitzen, liegen, kämpfen, wachsen« aussprechen hören? Manchmal gar nichts, manchmal vielleicht einen gehenden, sitzenden, liegenden Menschen oder irgend ein Thier in solchen Zuständen. Beim Worte »kämpfen« wird die Vorstellung je nach den individuellen Erfahrungskreisen eine verschiedene sein. Der eine wird an eine Schlacht, der zweite an einen Ringkampf, ein dritter vielleicht an zwei Hähne denken, die er miteinander kämpfen gesehen. Das Wort »wachsen« macht es uns recht schwer, eine Vorstellung damit zu verbinden. Da wir das Wachsen niemals direct beobachten, sondern immer nur das Gewachsene sehen, so werden sich beim Hören dieses Wortes die verschiedensten Vorstellungen drängen. Man sieht eben aus diesem Beispiele, wie wenig Sinn es hat zu sagen: in dem Urtheile »der Knabe wächst« sei die Vorstellung des Knaben mit der des Wachsens verbunden. Die Vorstellung des Wachsens existiert gar nicht und kann also auch nicht mit der Vorstellung des Knaben verbunden werden. Die hier angeführten Beispiele zeigen, dass die Function dieser Worte durchaus nicht darin besteht, Vorstellungen zu erwecken. Vielmehr

charakterisieren sie sich als Urtheilselemente, die erst im Satze ihre Aufgabe erfüllen. Wenn wir jedoch statt der Verba Substantiva wählen, und zwar solche, die sinnlich wahrnehmbare Dinge bezeichnen, dann vollzieht sich die entsprechende Vorstellungsbildung anscheinend leicht und ungezwungen. Man braucht Wörter wie »Tisch, Stuhl, Garten, Wald, Rose, Spiegel, Himmel« nur zu hören, und sofort stellen sich die entsprechenden Vorstellungen ein. Betrachtet man jedoch das sich vollziehende psychische Geschehen etwas genauer, so zeigt sich auch hier, dass man Mehr und Anderes vorstellt, als die Wörter zu gestatten scheinen. Höre ich das Wort »Tisch«, dann steht vor meinem inneren Auge ein bestimmter Tisch von bestimmter Form und Farbe, der in einer bestimmten Umgebung sich befindet, oder es drängen sich Vorstellungen mehrerer solcher individueller Tische in meinem Bewusstsein. Dazu berechtigt aber das Wort »Tisch« nicht. Dieses Wort enthält gewissermaßen die Forderung, nur das vorzustellen, was nothwendig zu einem Dinge gehört, damit man es Tisch nennen könne, schließt aber jede Individualisierung aus. Wollte ich den Vorgang, der in meinem Bewusstsein durch das Wort »Tisch« erweckt wird, genau beschreiben, dann könnte dies nur in der Form von Sätzen geschehen, deren Subject Tisch wäre. Die Prädicate dieser Sätze liegen potentiell schon im Worte »Tisch«, werden aber erst actuell, wenn ich meine ganze Wahrnehmung durch ein vollständiges Urtheil forme und gestalte. Die Forderung zu solcher Gestaltung und Gliederung ist aber schon in dem Worte »Tisch« enthalten, und so ist auch das Wort »Tisch«, psychologisch betrachtet, nicht eine Vorstellung, sondern ein Urtheilselement. Während aber bei den früher angeführten verbalen Beispielen der durch das Wort erweckte Vorstellungsinhalt unbestimmt und rasch wechselnd erscheint, bleibt derselbe bei Substantiven, die sinnlich wahrnehmbare Objecte bezeichnen, verhältnismäßig constanter, indem hier das Subject einen Ruhe- und Ausgangspunkt für unser Vorstellen bildet. Genau betrachtet erweisen sich jedoch auch diese Wörter als Urtheilselemente, die erst im Satze ihre wahre Mission erfüllen. Die Wörter sind wie behauene, für eine bestimmte Mauerstelle hergerichtete Steine, denen man es, auch wenn sie aus dem

ganzen Gefüge losgelöst sind, sofort ansieht, dass sie in ein größeres Ganze gehören und erst da ihre Bestimmung erfüllen. Solche Steine kann man ja auch mineralogisch und geometrisch bestimmen, als ob sie selbständige Existenz hätten, ihre wahre Bedeutung erkennt man jedoch erst, wenn man das Gefüge kennen lernt, in welchem sie ihren Platz einzunehmen bestimmt sind. Die wahre Bestimmung jedes Wortes ist es, eine Stelle in einem Urtheile einzunehmen, und wenn man sie genau untersucht, so entdeckt man, wie bei den Steinen, die behauenen Flächen, und vermag dann anzugeben, welche Stelle im Urtheilsgefüge das Wort einzunehmen bestimmt ist.

Das Wort ist somit psychologisch nicht Vorstellung, sondern Urtheilselement. Sein Bedeutungsgebiet umfasst nicht die Vorstellungen, die es erweckt, sondern die Urtheile, in die es als Element eingehen kann. Diese Einsicht dürfte sich, sobald sie allgemein wird, auch für den Sprachunterricht und bei der Anlegung von Wörterbüchern fruchtbringend erweisen. Wir sehen also, dass die Untersuchung des Urtheilsactes sich auch für grammatische Fragen als bedeutungsvoll erweist.

5. Philosophische Bedeutung des Problems.

Wenn es Aufgabe der Philosophie ist, die Resultate der Einzelforschung auf dem Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften zu einer Verstand und Gemüth befriedigenden, einheitlichen Weltanschauung zu vereinigen, dann dürfte sich kaum ein allgemeineres Grundproblem finden als die Untersuchung der Form, in welche alle Wissenschaften ihre Resultate bringen müssen, damit sie klar gedacht und von anderen verstanden werden können. Zu dem psychologischen und grammatischen gesellt sich somit auch ein philosophisches Interesse, und das gibt unseren Untersuchungen einen weiten Ausblick. Seit den ältesten Zeiten haben sich nun die Denker gelegentlich mit dieser Denkform beschäftigt, und in neuerer Zeit sind umfassende und tiefdringende Untersuchungen über das Wesen des Urtheils angestellt worden. Meist waren es jedoch, wie schon gesagt, logische Gesichtspunkte, die dabei

maßgebend waren. Dass aber von der vollständigen und glücklichen Lösung der Frage, was wir thun, wenn wir urtheilen, und was in dieser Function unser eigenes Beibringen, was fremden Ursprunges ist, unsere gesammte theoretische Weltanschauung abhängt, das ist, so viel ich weiß, noch nicht gesagt worden.

Am nächsten kommt meiner Auffassung des Problems *Gustav Gerber,* der in seinem, wie es scheint, wenig gelesenen Buche »Die Sprache und das Erkennen« (Berlin 1884) das mit Hilfe der Sprache entstandene Urtheil als die Form auffasst, in welcher sich der Mensch die Vorgänge des Universums aneignet. Ich gestehe gerne, dass ich diesem Buche die erste Anregung zu dieser Untersuchung verdanke.

Der Versuch, durch Erforschung der Urtheilsform die erkenntniskritische Frage zu lösen, hat vor der durch *Kant* vorgenommenen Aufstellung prä-empirischer Kategorien den Vorzug voraus, dass er auf völlig realem, meist durch psychologische Selbstwahrnehmung controlierbarem Boden steht, während die *Kant*'schen Kategorien immer Gedanken bleiben, die psychologisch nicht recht vollziehbar sind. Die Allgemeinheit der Urtheilsfunction verschafft wiederum den Vortheil, dass alles, was als wesentlich für diese Function erwiesen wird, für jeden beurtheilten Inhalt gelten muss, d. h. dass die wesentlichen Merkmale der Urtheilsfunction da sein müssen, mag es sich um einen Wahrnehmungsinhalt oder um Gedanken handeln, die erst durch lange, begriffliche Abstraction entstehen können. Wir haben hier somit ein durchaus reales, von jedem täglich erlebtes und doch ganz allgemeines Princip der erkennenden Thätigkeit vor uns. Wenn es uns also gelingen sollte, den Nachweis zu erbringen, dass die Urtheilsfunction die Form ist, die sich nothwendig nach psychologischen Gesetzen in jedem menschlichen Individuum entwickelt, und dass diese Form an alles dem Bewusstsein Gegebene, an jeden uns zugeführten Stoff herangebracht werden muss, damit dieser Stoff zum wirklichen Bewusstseinsinhalt, zu unserem verfügbaren geistigen Eigenthum werde, dann werden wir auch der Lösung der letzten metaphysischen Fragen näher gerückt sein. Die Begriffe Gott und Seele

dürften neues Licht erhalten, und auch die Frage, ob ein extramentales, von uns unabhängiges Geschehen bewiesen werden könne, wird leichter beantwortet werden können. Doch ich breche ab. »Quid dignum feret, hic tali promissor hiatu?« werden wohl hier viele Leser fragen, und ich will lieber statt weiterer Verheißungen an die Untersuchung selbst gehen. Vorher wird es jedoch, einem guten alten Brauche gemäß, nöthig sein, die Ansichten früherer Denker über das Urtheil in raschem Überblicke zu durchmustern.

Zweiter Abschnitt.

Historisch-kritische Übersicht.

1. Das Urtheilsproblem in der griechischen Philosophie.

Ein Urtheilsproblem konnte erst entstehen, wenn man bemerkt hatte, dass in unserem Erkenntnisprocess mehrere elementare Vorgänge enthalten seien. Eine derartige Zergliederung der erkennenden Thätigkeit ist aber, wie wir heute noch sehen können, nicht Sache des naiven Bewusstseins, sie wird dem Menschen weder durch directe praktische Bedürfnisse aufgenöthigt, noch durch auffallende Merkmale dieses Processes nahegelegt. Während z. B. die Geschichte des Seelenbegriffes weit älter ist als die Philosophie, indem auch schon der primitive Mensch Seele und Leib von einander scheidet, ist die Zergliederung des Erkenntnisprocesses erst ein Resultat philosophischer Speculation. Hier sind es nun vor allem zwei Elemente, die zuerst von einander geschieden werden: Wahrnehmen und Denken.

Für den nicht geschulten Verstand fallen diese beiden auch heute noch vielfach zusammen, indem wir in die sinnliche Wahrnehmung sehr vieles hineinlegen, was erst Resultat des Denkens ist. Wenn wir z. B. sagen: »Ich höre die Uhr schlagen«, »dort sehe ich meinen Freund kommen«, »hier riecht es nach Moschus«, so betrachten wir in der Regel diese Erkenntnisse als Wahrnehmungen. Man sieht dies besonders deutlich, wenn etwa jemand einen Zweifel an der Richtigkeit der behaupteten Thatsache ausspricht und vielleicht meint:

»Dein Freund befindet sich ja auf Reisen, du kannst ihn also nicht gesehen haben.« Wir werden in einem solchen Falle, wenn wir unserer Sache sicher zu sein glauben, bemerken, dass wir die betreffende Person ja mit eigenen Augen gesehen hätten, und was wir gesehen, das ließen wir uns nicht streitig machen. Der Psychologe weiß nun freilich, dass solche Behauptungen Urtheile sind, die auf Grund von Sinneseindrücken, an welche sich bestimmte Erinnerungsbilder knüpfen, gefällt werden, und dass diese Urtheile nur das Resultat denkender Erfahrung sein können. Der in psychologischer Analyse nicht geübte, gewöhnliche Menschenverstand rechnet jedoch das Erkennen und Benennen des Eindruckes mit zur Sinneswahrnehmung.

Wir finden diese Thatsache auch in der Sprache und anderweitig bestätigt. Bei *Homer* gilt als Wissen nur das, was man gesehen hat, und der Ausdruck νοεῖν wird ebensowohl für sinnliche Wahrnehmung wie für denkendes Überlegen gebraucht. Ein merkwürdiges Beispiel von Identificierung der Denkthätigkeit mit der sinnlichen Wahrnehmung bietet eine Äußerung der taubstumm-blinden *Laura Bridgman*; diese erklärte nämlich einmal, als sie erfuhr, dass sie nur drei Sinne habe (Getast, Geruch, Geschmack), nach einigem Nachdenken: »Ich habe vier«. »Was vier?« fragte die Lehrerin. »Vier Sinne: Denken und Nase und Mund und Finger (think and nose and mouth and fingers).« Laura rechnete also das Denken direct zu den Sinnen.*)

Unter diesen Umständen darf es uns nicht wundernehmen, wenn auch die ersten philosophischen Denker Wahrnehmen und Denken nicht auseinanderhielten. In der That hören wir auch von *Theophrast*, dass sowohl *Parmenides* als auch *Empedokles* Wahrnehmen und Denken für identisch erklärten. Von den ersten jonischen Denkern hören wir dergleichen nicht, offenbar weil diese sich mit den Erkenntnisproblemen überhaupt nicht beschäftigten.

Der erste Denker, der die beiden Elemente des Erkenntnisprocesses klar und deutlich von einander sonderte, war

*) Vgl. *Jerusalem*, Laura Bridgman, eine psychologische Studie, 2. Abdruck, Wien 1891, S. 54 f.

Alkmaeon aus Kroton, der gewöhnlich zu den Pythagoreern gerechnet wird. *Theophrast* berichtet, *Alkmaeon* habe gelehrt, der Mensch unterscheide sich vom Thier dadurch, dass nur er »verstehe«, während die Thiere zwar wahrnehmen, aber nicht verstünden, denn das Denken sei etwas anderes als das Wahrnehmen.*) Leider ist nicht überliefert, worin *Alkmaeon* den Unterschied fand, und so können wir nur sagen, *Alkmaeon* habe zuerst ein Urtheilsproblem möglich gemacht, vermögen aber nicht anzugeben, wie er dasselbe aufgefasst habe.

Den ersten Versuch zu einer solchen Lösung finden wir bei *Platon*. Gleich hier begegnen uns zwei Auffassungen des Urtheilsactes, die auch in der Folgezeit oft ganz unvermittelt nebeneinander hergehen.

Die erste dieser Auffassungen, welche die weitaus gewöhnlichste ist, möchte ich etwa die grammatisch-logische nennen. Sie liegt bei *Plato* im Dialog Sophistes vor und kommt zu folgendem Ergebnis. Es gibt zwei Classen von Wörtern, die ein Seiendes bezeichnen, nämlich solche, die Handlungen bedeuten (ῥῆμα), und solche, die denjenigen bezeichnen, welcher diese Handlung hervorbringt (ὄνομα). Vereinzelt ist keines von beiden ausreichend, eine Rede oder einen Satz (λόγος) zu bilden. Erst durch die Verbindung beider entsteht der einfachste, kürzeste Satz, z. B. der Mensch lernt. Dieser sagt schon etwas aus, er benennt nicht bloß, sondern bewirkt einen g e w i s s e n A b s c h l u s s. Jeder solche Satz hat einen Gegenstand, von dem eben ausgesagt wird (ein Subject), und ist entweder wahr oder falsch. Das Denken aber ist nichts anderes als ein inneres Sprechen, und so wie jeder Satz eine Bejahung oder eine Verneinung ist, so entsteht auch Bejahung und Verneinung im stillen Denken, und ein solches Denken nennt *Plato* ein Meinen, ein Glauben (δόξα).**)

Das Urtheil hat also zwei Merkmale. Es besteht aus Nomen und Verbum und ist wahr oder falsch. Sein Wesen

*) Theophrast de sensu, c. 25 (*Diels*, Doxogr. pag. 506). *Alkmaeon* lehrt, dass die Thiere wahrnehmen, aber nicht denken. ὡς ἕτερον ὂν τὸ φρονεῖν τοῦ αἰσθάνεσθαι καὶ οὐ καθάπερ Ἐμπεδοκλῆς ταὐτόν.

**) *Plato*, Sophist. pag. 261 E ff. Im Texte sind die Hauptgedanken der etwas umständlichen Erörterung knapp zusammengefasst. Im einzelnen

besteht also sprachlich in einer Verbindung von Nomen und Verbum und logisch in der Möglichkeit, wahr oder falsch zu sein. Diese beiden hier von *Plato* aufgestellten Merkmale des Urtheils ziehen sich durch die ganze Geschichte der Philosophie, und wir wollen dieselben gleich hier bei ihrem ersten Auftreten kurz besprechen.

Dass ein Urtheil aus Nomen und Verbum besteht, ist ja thatsächlich, wenn man von den sogenannten Impersonalien absieht, richtig. Es ist dies ferner ein deutlich hervortretendes Merkmal, so dass es uns nicht wundernehmen darf, wenn dasselbe gleich beim ersten Versuch, die Natur des Urtheils zu bestimmen, hervorgehoben wird. Thatsächlich aber versperrt sich derjenige, der das Urtheil als eine Verbindung von Nomen und Verbum auffasst, selbst den Weg zur richtigen Lösung des Problems. Er geht nämlich dabei von der Voraussetzung aus, dass die einzelnen Wörter Gegenstände und Handlungen bezeichnen, und dass diese einzelnen Wörter vor der Verbindung zu Urtheilen ein selbständiges Dasein führen. Das Irrige dieser Voraussetzung haben wir jedoch schon oben nachzuweisen gesucht. Wir glauben gezeigt zu haben, dass die Wörter nichts anderes sind als Urtheilselemente, die erst im vollständigen Urtheile volles Leben empfangen. Man muss also zuerst wissen, was ein Urtheil ist, um Wesen und Bedeutung der Wörter zu verstehen, und darf nicht umgekehrt das Urtheil aus den Wörtern erklären wollen. — Für *Plato* war selbstverständlich diese Einsicht unmöglich, allein es handelt sich ja bei diesem Rückblick nicht so sehr darum, die Verdienste der einzelnen Denker zu würdigen, als vielmehr die Entwicklung und Geschichte des Problems, sowie den sachlichen Wert der Lösungsversuche kennen zu lernen.

Ähnlich verhält es sich mit der Bestimmung, das Urtheil könne wahr oder falsch sein. Auch diese Bestimmung ist

wäre noch hinzuzufügen, dass das Urtheil (*δόξα*) die Vollendung, die Actualität des Denkens genannt wird (*διανοίας ἀποτελεύτησις*, 264 B), und dass ein Urtheil, das auf Grund einer Wahrnehmung gefällt wird, *φαντασία* heißt. Die Auffassung des Urtheiles ist also hier, trotz der psychologischen Erörterungen, nur eine grammatische, wobei freilich das Sprechen direct als Ausfluss (*ῥεῦμα*) des Denkens gefasst wird (pag. 263 D).

sachlich richtig, und hier braucht man nicht einmal von den Impersonalien abzusehen. Für die Einsicht in das Wesen des Urtheilsactes ist aber auch hier wenig gewonnen.

Wahr und Falsch gelten wirklich nur für das Urtheil, allein was es bedeute, wahr oder falsch sein, worin das Wesentliche der Begriffe Wahrheit und Irrthum bestehe, das wird wieder erst klar, wenn man das Wesen des Urtheilsactes, abgesehen von diesen Begriffen, rein psychologisch bestimmt hat. Thut man dies nicht, dann bewegt man sich immerfort im Zirkel, wie dies in der Urtheilstheorie *Brentanos* und seiner Schule thatsächlich in Bezug auf die Begriffe Wahrheit und Existenz der Fall ist. Nun werden wir unten zu zeigen haben, dass sich der Begriff der Wahrheit erst im Gegensatze zum Irrthum entwickelt, während der Begriff des Irrthums hauptsächlich aus biologischen Motiven entsteht, daher anfangs nur praktischer Natur ist und erst später zu einem theoretischen Merkmale wird. Dabei wird auch das Wesen der Negation, die damit in Verbindung steht, klar werden. Das Bestehen aus Nomen und Verbum, sowie die Fähigkeit, wahr und falsch zu sein, sind somit zweifellos Merkmale des Urtheils, allein es sind solche, die das Urtheil nicht erklären, sondern voraussetzen, und die erst durch volle Einsicht in die psychologische Natur des Urtheilsactes verstanden werden.

Plato hat aber auch zur psychologischen Bestimmung des Urtheils einen sehr bedeutenden Versuch gemacht, und dies ist die zweite der oben erwähnten Auffassungen.

Die betreffende Untersuchung findet sich im *Theätet.**) und es ist charakteristisch für die einseitig logische Betrachtung des Urtheils, dass *Prantl* in seinem bekannten Werke diese Untersuchung gar nicht berücksichtigt.

Um zu widerlegen, dass Wahrnehmung Wissen sei, fragt *Sokrates* den *Theätet*, ob es richtiger sei zu sagen: Wir sehen mit den Augen, hören mit den Ohren, oder durch die Augen, durch die Ohren, und wie *Theätet* meint, es sei richtiger zu sagen: Durch die Augen, meint *Sokrates*: Dann wäre es ja sonderbar, wenn nicht alle Vorstellungen zu einer

*) pag. 184—187.

Idee, mag man sie nun Seele oder wie immer nennen, convergierten (συντείνει), mit welcher wir dann eben durch diese Organe das Wahrnehmbare wahrnehmen. Ferner macht *Sokrates* geltend, dass man doch, was man durch einen Sinn wahrnehme, nicht durch den anderen wahrnehmen könne, z. B. Licht nicht durch das Ohr, Schall nicht durch das Auge. Wenn wir nun beide zugleich denken (Licht und Schall), dann können wir dazu weder das Auge noch das Ohr als Werkzeug brauchen, vollends nicht, wenn wir daran denken, dass beide von einander verschieden, jedes aber mit sich selbst identisch ist. Wodurch nun denken wir dieses? Wie heißt das Organ, womit wir constatieren, dass etwas ist und nicht ist, mit einem anderen gleich, oder davon verschieden ist? Ein solches Organ, meint *Theätet*, gibt es nicht, sondern die Seele forscht durch sich selbst nach dem, was allen diesen Wahrnehmungen gemeinsam ist.*) Da nun erst die Seele selbst über Sein und Nichtsein entscheidet, so liegt in der Wahrnehmung selbst keine Wahrheit, kein Wissen. Dies kann nur in derjenigen Thätigkeit liegen, welche die Seele ausübt, wenn sie sich selbst mit dem Seienden beschäftigt.**) Diese Thätigkeit aber ist das Urtheilen (δοξάζειν). Hier haben wir eine rein psychologische Bestimmung des Urtheilsactes. Derselbe wird als eine Seelenthätigkeit bestimmt, welche über den Wahrnehmungen steht, dieselben als Stoff benützt und auf Grund der Eindrücke ihre Entscheidung fällt. Darin liegt zweifellos viel Richtiges. Man fragt nun, von welchen Momenten die Seele bei ihrer Entscheidung geleitet werde. Darüber erfahren wir zunächst bei *Plato* nichts, allein hier setzen, wie wir sehen werden, Spätere ein. Jedenfalls hat *Plato* das Urtheil deutlich und klar von der Wahrnehmung geschieden und darin zugleich eine Thätigkeit erblickt, welche die Wahrnehmung als Stoff benützt und so gewissermaßen deutet. Damit ist ein wichtiger Schritt gethan, allein es hat lange gedauert, bevor man hier weiter gebaut hat. Es wäre

*) *Plato*, Theaetet. 185 E. αὐτὴ δι' αὑτῆς ψυχὴ τὰ κοινά μοι φαίνεται περὶ πάντων ἐπισκοπεῖν.

**) l. c. p. 187 A. ὅμως δὲ τοσοῦτον προβεβήκαμεν, ὥστε μὴ ζητεῖν αὐτὴν ἐν αἰσθήσει τὸ παράπαν, ἀλλ' ἐν ἐκείνῳ τῷ ὀνόματι, ὅ τι ποτ' ἔχει ἡ ψυχή, ὅταν αὐτὴ καθ' αὑτὴν πραγματεύηται περὶ τὰ ὄντα.

noch zu erwähnen, dass *Plato* den abschließenden Charakter des Urtheilsactes erkannt hat, was sich ebenfalls als durchaus richtig und bedeutend erweisen dürfte.*)

Aristoteles hat die Lehre vom Urtheil in einer eigenen Schrift behandelt und damit bewirkt, dass dieselbe zu einem ständigen und unentbehrlichen Theil der Logik geworden ist. In der Sache hat er zu den von *Plato* gefundenen Merkmalen wenig hinzugefügt. Auch für ihn ist das Urtheil eine Rede, die Wahrheit und Irrthum enthalten kann, und auch bei ihm besteht das Urtheil aus Nomen und Verbum. *Aristoteles* ist ebenfalls von der Sprache ausgegangen, die er als ein System conventioneller Zeichen betrachtet.**) Sowie es nun in der Seele isolierte Begriffe gibt (νόημα), bei denen von wahr und falsch keine Rede sein kann, so gibt es auch in der Sprache isolierte Wörter, und ὄνομα und ῥῆμα gleicht (wir würden sagen »entspricht«) dem isolierten (ἄνευ συμπλοκῆς), für sich genommenen Begriff. Erst in der Verbindung von ὄνομα und ῥῆμα kann von Wahrheit und Irrthum die Rede sein. Diese Verbindung oder Trennung existiert nur im Denken, d. h. nur dieses ist wahr oder falsch. Die Dinge und Beziehungen bestehen unabhängig von unserem Urtheil, und in Bezug auf das Wesen und wirkliche Verhalten der Dinge hat es keinen Sinn, von wahr und falsch zu sprechen. Nur das Urtheil ist wahr oder falsch, je nachdem es das wirklich vorhandene aussagt oder nicht. Diese logisch-metaphysische Betrachtung des Urtheils ist für *Aristoteles* die Hauptsache, und er wird nicht müde, die Unabhängigkeit der Dinge von unserem Urtheil zu betonen.***)

Sprachlich hat *Aristoteles* einen neuen Gedanken eingeführt, indem er den Urtheilssatz (λόγος ἀποφαντικός) von anderen Satzarten unterschied. Auch der Wunsch (εὐχή) ist ein Satz, aber kein Urtheil, und zwar deshalb nicht, weil derselbe nicht wahr und nicht falsch sein kann.†) Damit hat

*) *Plato*, Sophist. 262 D. οὐκ ὀνομάζει μόνον, ἀλλά τι καὶ περαίνει.

**) Arist. de interpr. c. 2. pag. 10 a 27. φύσει τῶν ὀνομάτων οὐδέν ἐστιν, ἀλλ᾽ ὅταν γένηται σύμβολον.

***) So besonders scharf Met. E 4, 1027 b 18.

†) De interpr. c. 4, pag. 11 a 1 ff. ἡ εὐχὴ λόγος μὲν, ἀλλ᾽ οὔτε ἀληθὴς οὔτε ψευδής.

Aristoteles einen grammatisch wichtigen Anstoß zur Untersuchung und Eintheilung der Satzarten gegeben. Diese Eintheilung ist dann zum Theile schon von ihm selbst in der Rhetorik, später aber insbesondere von den Stoikern weitergeführt worden.

Psychologisch hat *Aristoteles* das Urtheil, so viel wir wissen, nicht genau untersucht, und es liegen da nur gelegentliche Bemerkungen vor. So sagt er einmal, die Ursache für die Wahrheit (er meint wohl für das Fürwahrhalten) sei ein bestimmter Zustand der Vernunft (*διανοίας τι πάθος*).*) Hält man dazu, dass er an einer anderen Stelle zwischen äußerer und innerer Rede (ἔξω und ἔσω *λόγος*) unterscheidet und behauptet, gegen die äußere (in Worten ausgesprochene) Rede lasse sich immer ein Einwand finden, gegen die innere (gedachte) Rede nicht immer,**) und deshalb habe das Beweisverfahren nicht das ausgesprochene, sondern nur das gedachte Urtheil zum Gegenstande, so darf man daraus schließen, es sei dem *Aristoteles* die beim Urtheilsact sich vollziehende innere Thätigkeit nicht entgangen, und er habe auch bemerkt, dass wir gewisse Urtheile mit fester Überzeugung fällen. Durchgreifend für die Lehre vom Urtheil war jedoch dieser Gedanke bei *Aristoteles* nicht, und auch die Unterscheidung zwischen dem ἔξω und ἔσω *λόγος* hat ihm nicht immer vorgeschwebt. Wenn er nämlich in der Schrift über das Urtheil behauptet, es sei möglich, von jedem Vorhandenen zu sagen, es sei und es sei nicht, und ebenso von jedem Nichtvorhandenen, es sei nicht und es sei, so kann sich das doch nur auf den ἔξω *λόγος* beziehen. Wir suchen aber hier, wo es gerade so wichtig war, die Unterscheidung vergebens, und wir erfahren nicht, wie es sich mit der Möglichkeit, alles zu bejahen und zu verneinen, bei der inneren Rede, beim ἔσω *λόγος* verhalte. *Aristoteles* hat eben hier nur die sprachliche Möglichkeit im Auge gehabt und an das thatsächliche Verhalten des Bewusstseins nicht gedacht.

Diese Behauptung des *Aristoteles*, dass jedem Urtheile ein contradictorisches gegenüberstehe, ist einerseits von Vor-

*) Met. E c. 4, 1027 b 18.

**) *ἀεὶ γάρ ἐστιν ἐνστῆναι πρὸς τὸν ἔξω λόγον, ἀλλὰ πρὸς τὸν ἔσω λόγον οὐκ ἀεί.* Arist. Anal. post. I. 10, 76 b 26.

theil gewesen für die Aufstellung eines vollständigen logischen Schemas der möglichen Urtheile, hat aber andererseits einen Gedanken in die Urtheilslehre gebracht, der zu schiefen Auffassungen verleitet hat. Es scheint nämlich auf Grund dieser Aufstellung, dass es von unserer Willkür abhänge, ob wir etwas bejahen oder verneinen wollen, und dieser Schein hat die Stoiker, hat in neuerer Zeit *Descartes* und zuletzt auch *Windelband* dazu geführt, das Urtheil als einen Willensact zu betrachten.

So hat denn *Aristoteles* an den Lehren *Platos* über das Urtheil im Wesentlichen festgehalten. Darüber hinaus hat er durch gelegentliche Bemerkungen Anregungen gegeben, einerseits zur grammatischen Untersuchung der Satzarten, andererseits zur psychologischen Bestimmung des Urtheilsactes. In beiden Punkten haben hauptsächlich die Stoiker weitergearbeitet. Wir sehen auch bei *Aristoteles*, dass psychologische und grammatische Betrachtung des Urtheiles ohne engeren Zusammenhang nebeneinander hergehen. Zugleich ist zu constatieren, dass *Aristoteles* an die so bedeutende psychologische Untersuchung des Urtheilsactes, die *Plato* im Theätet angestellt hatte, nicht angeknüpft hat.

Von *Plato* und *Aristoteles* rührt auch die Coordination des bejahenden und verneinenden Urtheiles her. *Aristoteles*, der sich mit negativen Urtheilen und Begriffen sehr eingehend beschäftigte, hat übrigens vielleicht schon eine Ahnung davon gehabt, dass das bejahende Urtheil das ursprüngliche sei: man kann dies wenigstens aus seiner Ausdrucksweise an einer Stelle der Schrift über das Urtheil schließen. Er sagt: »Ein einfaches Urtheil ist zunächst Bejahung, dann Verneinung (ἔστι δ' εἷς πρῶτος λόγος ἀποφαντικὸς κατάφασις, εἶτα ἀπόφασις).« *) Wahrscheinlich hat dieses εἶτα den fleißigen und sehr verständigen Erklärer des *Aristoteles*, *Alexander v. Aphrodisias*, veranlasst, die Bejahung als das Ursprüngliche und Frühere zu betrachten und zu sagen: das Urtheil sei ursprünglich Bejahung, dann werde dasselbe Wort auch für Verneinung gebraucht. **) Wir werden weiter unten sehen, dass hier eine

*) De interpr. c. 5, pag. 17 a 8.

**) *Prantl*, Gesch. d. Log. I. 625.

sehr richtige Bemerkung vorliegt, und dass in neuester Zeit die Verneinung als ein Urtheil über ein Urtheil betrachtet wird, als Zurückweisung eines Urtheiles, dessen ursprüngliche Form die Bejahung ist.

Von den späteren Philosophen und Philosophenschulen des Alterthums haben, wenn wir von unbedeutenden Einzelheiten absehen, nur die Stoiker die Urtheilslehre weitergebildet. Diese Weiterbildung wird sich uns aber als sehr wichtig erweisen für die spätere Entwicklung des Problems in neuerer Zeit.

Auch bei den Stoikern finden sich jene zwei Betrachtungen des Urtheiles, die grammatisch-logische und die psychologische, nebeneinander, und auch hier beide ohne Einfluss auf einander. So sehen wir denn, um mit der ersteren zu beginnen, die alten Kennzeichen des Urtheils, das hier ἀξίωμα heißt, wiederkehren; die Zusammensetzung aus Nomen und Verbum und das Wahr- und Falschsein. In Bezug auf das Grammatische unterscheiden die Stoiker unvollständige und vollständige Urtheile. Die unvollständigen bestehen nur aus einem Verbum und lassen das Subject vermissen. Wenn nun auch *Prantl**) mit Recht darauf hinweist, dass γράφει (das von den Stoikern gewählte Beispiel) entweder ein vollständiger Satz, oder als bloße Conjugationsform überhaupt kein Urtheil ist, so muss man doch zugeben, dass die Aufstellung solcher unvollständiger Sätze wenigstens dazu geführt hat, dass man auf die Impersonalien aufmerksam wurde. Vollständige Urtheile (αὐτοτελῆ) bestehen aus Nomen und Verbum und können wahr oder falsch sein. Sonst haben die Stoiker, wie schon oben bemerkt, die Satz- und Wortarten eingetheilt und einen großen Theil der jetzt üblichen grammatischen Termini geprägt. Für die Lehre vom Urtheil kommt jedoch diese Thätigkeit weniger in Betracht. Um so wichtiger ist jedoch die psychologische Urtheilstheorie der Stoiker, welche von *Prantl* kaum erwähnt und entschieden erst von *Ludwig Stein* richtig begriffen wurde.**)

Gegenüber der Dreitheilung der Seele, wie sie von *Plato* und *Aristoteles* vorgenommen wurde, betonen die Stoiker die

*) Gesch. d. Log. I, pag. 428.

**) *Ludwig Stein*, Die Erkenntnistheorie der Stoa in »Berliner Studien zur classischen Philologie«, Bd. VII, 1888, S. 104 ff.

Einheit des Seelenlebens. Alle Vorgänge gehen vom ἡγεμονικόν, von der Denkseele aus. Dieses ἡγεμονικόν ist Thätigkeit, und diese Thätigkeit stammt aus der Spannung (τόνος) des πνεῦμα, jenes dünnen Stoffes, welches als göttliches Urpneuma die Quelle alles Lebens ist.

Die Wahrnehmung ist bei den Stoikern, ähnlich wie in der dem Protagoras zugeschriebenen Theorie in *Platons* Theätet. ein Product aus äußeren Eindrücken und der Reaction des Pneuma, das sich im Inneren des Körpers befindet, wodurch in der ebenfalls aus Pneuma bestehenden Seele eine Veränderung (ἀλλοίωσις) bewirkt wird. Die bewusste Beobachtung der Wahrnehmung seitens des Verstandes ist die Vorstellung (φαντασία). Je getreuer nun das Abbild des Gegenstandes war, welches die Wahrnehmung lieferte, je lebhafter die Bewegung der Seele, die sie anregte, desto größer ist die Spannung des Pneuma, desto lebendiger die Vorstellung. Eine deutliche, lebhafte Vorstellung hat nun nach Ansicht der Stoiker die Wirkung, dass sie die Zustimmung, den Beifall des Verstandes erzwingt. Eine solche Vorstellung nennen die Stoiker eine »packende« (καταληπτική), und darin finden sie das Kriterium der Wahrheit. Die Zustimmung aber, welche wir einer solchen Vorstellung ertheilen, die συγκατάθεσις, die ist eben das, was wir gemeinhin Urtheil nennen. *Clemens v. Alexandria* bezeugt ausdrücklich, dass jedes Meinen, jedes Urtheil, jede Vermuthung bei den Stoikern eine συγκατάθεσις ist.

Das Eigenthümliche und Interessante dieser »Zustimmung« ist nun, dass dieselbe von den Stoikern einstimmig als Willensact gefasst wird. *Stein* hat in seinem Werke über die Stoiker den Nachweis geführt, dass die συγκατάθεσις thatsächlich von den Stoikern als Willensact gefasst wird, und dass sie die Zustimmung ist, die wir einerseits dem Laufe der Welt ertheilen, indem wir uns freudig dem Schicksal fügen, andererseits den mit packender Gewalt auf uns einstürmenden Vorstellungen ertheilen und sie so für wahr erklären. In der συγκατάθεσις ist der Rest von Freiheit zu suchen, den die Stoiker dem Menschen, dessen Seelenleben ebenso naturbedingt ist wie der Naturlauf, noch übrig lassen. Wir stimmen dem, was wir auch gezwungen thun müssten, freudig bei und bewähren uns dadurch als Freie.

als Weise, die es verstehen, gemäß der Natur zu leben. Für uns ist diese Urtheilstheorie von besonderem Interesse, weil wir hier zum erstenmale den Gedanken finden, dass im Urtheil ein neuer, eigener, psychischer Act liege, mit welchem es sich den Vorstellungen zuwendet, und zwar ein Act der Anerkennung, der Zustimmung.

Wir haben hier die Theorie *Descartes'*, den *belief* der Engländer und *Brentanos* »Anerkennung« deutlich ausgesprochen. Das Urtheil ist für die Stoiker ein ganz eigener Act der Seele, und zwar ein Willensact. *Sextus Empiricus* sagt uns an einer Stelle mit großer Deutlichkeit, wie sich die Stoiker die συγκατάθεσις denken.*) Es liege in der συγκατάθεσις ein zweifaches Moment, und zwar ein willkürliches und ein unwillkürliches. Dass wir einen Eindruck empfiengen, das hieng nicht von unserem Willen ab und lag nicht in unserer Macht, sondern hier ist die bestimmte Beschaffenheit des erregenden Objectes das Maßgebende; die Zustimmung aber zu der dadurch erzeugten Bewegung, die liege in der Entscheidung dessen, der den Eindruck empfängt.

Wir haben somit hier ein neues Moment im Urtheilsacte. *Plato* hatte zwar erkannt, dass es eine von der Wahrnehmung verschiedene Function sei, mit der die Seele urtheile, allein er hatte dieselbe noch nicht mit dem Willen in Zusammenhang gebracht, und es ist auch mit seinem System nicht vereinbar, die Entscheidung über wahr und falsch zu einer Sache des freien Willens zu machen. *Aristoteles* hatte nur die Möglichkeit zugegeben, äußerlich jeder Bejahung eine Verneinung entgegenzusetzen, und dabei von einem ἔσω λόγος gesprochen, dessen Überzeugungen oft unwiderleglich seien. Von all dem ist aber die συγκατάθεσις der Stoiker sehr verschieden. Hier wird das Problem von einer neuen Seite gefasst, und diese Fassung hat vielfach angeregt. Zweifellos richtig ist daran, dass das Urtheil ein Thun, eine Reaction unseres Bewusstseins auf den einstürmenden Vorstellungsstoff ist. Richtig ist ferner der abschließende Charakter des Urtheilsactes herausgefunden.

*) Sextus Emp. adv. Math. VIII, 397.

So bedeuten denn die Stoiker eine wichtige Phase in der Entwicklungsgeschichte unseres Problems, und wir werden wohl noch öfter auf sie zu verweisen haben.

Die Epicureer, welche die Wahrnehmung als die alleinige Quelle der Wahrheit betrachteten, legten nach übereinstimmenden Berichten auf die logischen Operationen wenig Wert. Auch scheint *Epikur* in seinem Begriff der Wahrheit nicht selten die psychische Thatsächlichkeit mit der Übereinstimmung zwischen unserem Denken und den gedachten Objecten verwechselt zu haben. Man darf also eine genauere Analyse des Urtheilsactes bei ihm nicht erwarten, und in der That ist auch keine überliefert.

Die Skeptiker, welche die Glückseligkeit in der Zurückhaltung von jedem Urtheil, in der ἐποχή suchten, haben wohl gefühlt, dass das Urtheilen ein Thun ist, allein sie verwendeten ihre ganze Kraft auf den Nachweis, dass wir nichts wissen können, und hatten so weder Zeit noch Interesse an der Analyse jenes Actes, den auszuüben sie sich so sehr scheuten. Ebensowenig finden wir unser Problem von den späteren, mystisch angelegten Denkern, wie *Plotin* und anderen, gefördert. Die einzige wahre Quelle der Erkenntnis ist für diese die Intuition, das ekstatische Schauen, in welchem alles unmittelbar und ungeschieden empfunden wird. Ein solcher Zustand scheint mir zwar nicht metaphysisch, wohl aber psychologisch, und besonders für unsere Untersuchung bedeutsam. Hier kann man auf Momente die Substratlosigkeit der psychischen Phänomene gleichsam direct erleben. In einem solchen Zustand des wachen Traumes gibt es, wie *Plotin* selbst sagt, kein (urtheilendes) Denken. Hier findet nur ein fortwährendes Vorüberfließen von Eindrücken statt, ein fortwährendes reines Geschehen. Erwacht man aus dem Traume, dann wird gleich alles wieder discursiv. Die Gedanken werden m e i n e Gedanken, ich ihr Subject, sie zu meinem Prädicat. Das Gedachte nimmt die Form von Ding und Thätigkeit an, und so zeigt sich in solchen Fällen recht deutlich, dass unser urtheilendes Denken wirklich die Eindrücke formt und gestaltet. Dies hat übrigens, so viel ich weiß, *Plotin* nicht bemerkt, sondern es hat sich diese Bemerkung nur bei Besprechung seines »Schauens« uns aufgedrängt.

2. Das Urtheilsproblem in der Scholastik.

Die mittelalterliche Philosophie hat sich bekanntlich sehr eingehend mit Logik beschäftigt und dabei neben vielen wertlosen formalistischen Spielereien auch wichtige Probleme aufgedeckt und deren Lösung versucht. Wir verdanken es der Riesenarbeit *Prantls*, dass wir die wichtigsten der da gegebenen Anregungen mühelos aufzufinden imstande sind. In Bezug auf das Urtheil ist zunächst eine Reihe von Controversen zu erwähnen, die vielfach erörtert wurden. Der große Universalienstreit betrifft unsere Frage nicht direct. Dagegen ist für uns wichtig der Streit, ob Bejahung und Verneinung bloß neue Wortbedeutungen schaffe, so dass sich daraus der Unterschied zwischen Vocabulum finitum und infinitum (das ὄνομα ἀόριστον des *Aristoteles*) ergebe, oder ob dieselbe einen Unterschied und Gegensatz in den Objecten bezeichne.

Ferner wurde gestritten, inwiefern man sagen dürfe: »Homerus est poeta«, wo doch *Homer* nicht mehr lebe. Hier liegt die noch heute nicht übereinstimmend gelöste Frage vor, ob die Copula bloße Verbindungspartikel sei, oder ob das »est« jedesmal die Existenz mitbedeute, und verquickt damit ist die zweifache Bedeutung des Präsens, welches bekanntlich sowohl etwas im Momente der Urtheilsfällung sich eben Vollziehendes bedeuten kann, als auch für allgemein giltige Urtheile, die nicht an eine bestimmte Zeit gebunden sind, angewendet wird. *Duns Scotus* hat diese allgemeine Bedeutung des Präsens richtig erkannt, indem er bemerkt, das Präsens verbinde die Begriffe auch unter dem Gesichtspunkte der Präsentabilität, d. h. der Möglichkeit, zu jeder Zeit vergegenwärtigt zu werden, und beschränke sich nicht auf das eben gegenwärtige, besondere Jetzt.

Aber auch die psychologische Natur des Urtheilsactes und die Einheit von Subject und Prädicat waren Gegenstand des Nachdenkens. So hat *Abälard* richtig herausgefunden, dass erst das Erfassen des Gedankens den Satz zu einem bezeichnenden und bedeutungsvollen mache, und dass auch die Einheit des Urtheils in der Einheit des Gedankens bestehe,

den dasselbe erweckt. Wir finden hier also schon die wichtige Erkenntnis, dass das aus mehreren Wörtern bestehende, sprachlich formulierte Urtheil im Gedanken ein Einheitliches ist; nur heißt es, »in dem Gedanken, den das Urtheil (wohl bei dem, der es hört) erweckt«. Nur noch ein kleiner Schritt, und wir sehen ein, dass der Vorstellungsinhalt auch im Gedanken dessen, der das Urtheil fällt, schon vor der Urtheilsfällung als ein Ganzes, Einheitliches gegeben ist.

Der Byzantiner *Psellus*, dessen großer Einfluss auf das spätere Mittelalter durch *Prantl* nachgewiesen wurde, hat die originelle und sehr anregende Bemerkung gemacht, dass bei den sogenannten modalen Urtheilen das Verbum Subject, der Modus Prädicat sei. Er meint das offenbar so: In dem Urtheil »der Mensch kann sündigen« ist der ganze Urtheilsinhalt, nämlich ‚Sündigen des Menschen' Subject, und von diesem wird die Möglichkeit als Prädicat ausgesagt, so dass das Urtheil, auf das übliche Schema gebracht, lauten würde: »das Sündigen des Menschen ist möglich«. Dieses Herausstellen des Modus als eigenes begriffliches Moment ist logisch sehr wichtig, und wir werden sehen, dass in ähnlicher Weise auch bei den Gleichheitsurtheilen und überhaupt bei allen Beziehungs- oder Abhängigkeitsurtheilen verfahren werden muss. Vielleicht werden wir die Beziehung nicht zum Prädicat, sondern zum Subjecte machen, allein immerhin ist ein begriffliches Herausstellen der Beziehung nöthig, und das scheint *Psellus* zuerst vorgenommen zu haben.

Den Urtheilsact selbst scheint am genauesten *Occam* untersucht zu haben. Wie *Aristoteles* theilt er die Gedanken in verbundene und unverbundene ein. Bei den unverbundenen (incomplexa, ἄνευ συμπλοκῆς) findet bloß ein Erfassen (actus apprehensivus), bei den verbundenen (complexa) außer diesem noch ein besonderer actus iudicativus statt, der sich in Beistimmung und Nichtbeistimmung äußert. Nur die complexa sind wahr oder falsch, und wir stimmen dem zu, was wir für wahr halten. *Occam* betont ausdrücklich, dass beim Aneignen der complexa ein doppeltes stattfinde, der actus apprehensivus und der actus iudicativus, also genau das, was *Brentano* »vorstellen« und »anerkennen oder verwerfen« nennt.

Es scheint, dass *Brentano* seine Urtheilstheorie direct aus *Occam* geschöpft hat. Wir finden bei *Occam* die verschiedene Beziehung des Intellects zu dem intentionalen Object und die strenge Scheidung zwischen Vorstellen und Urtheilen, also beide Momente, auf die *Brentano* das Hauptgewicht legt. Da jedoch im Mittelalter und besonders häufig bei *Occam* »*subjective*« das bedeutet, was wir jetzt objectiv nennen, nämlich das selbständig, unabhängig von uns Existierende, das ὑποκείμενον, während »*objective*« wiederum unserem »subjectiv« entspricht und nur von dem gilt, was im Bewusstsein gegeben ist, führt *Brentanos* Darstellung, indem auf diesen Unterschied des Sprachgebrauches nicht hingewiesen wird, zu fortwährenden Schwankungen und Missverständnissen.

Jedem sprachlichen Urtheil geht bei *Occam* ein psychisches, gedachtes Urtheil voraus, jedem ἔξω λόγος ein ἔσω λόγος, allein dieses gedachte Urtheil — und darin irrt *Occam* sicherlich — ist nullius idiomatis, d. h. gehört keiner Sprache an. Bilden doch — dies führt er zum Beweise an — manche im Innern Urtheile, die sie wegen eines Mangels der Sprache nicht ausdrücken können. In diesem Innern unterscheidet der Denkende Subject und Prädicat, während er dieselben thatsächlich auf ein einheitliches Sein bezieht (reducuntur ad unum in esse). Die Wahrheit eines Urtheils wird dadurch erprobt, dass nach Anhörung desselben eine entsprechende propositio mentalis als wahr erkannt wird.

Wir finden somit hier manches neue Moment. Da ist zunächst die Annahme einer eigenen Seelenthätigkeit für das Urtheil (actus iudicativus), die in neuester Zeit von *Brentano* und seiner Schule so energisch wieder aufgenommen und vertheidigt wird. Dass das Wesen dieses actus in der Zustimmung und Nichtzustimmung besteht, erinnert uns an die συγκατάθεσις der Stoiker. Der im Urtheilsact enthaltene Inhalt ist einheitlich, obzwar er auch im gedachten Urtheil in Subject und Prädicat gegliedert erscheint. Diese Einheit zu erklären und mit der Zweiheit von Subject und Prädicat in Einklang zu bringen, ist weder *Occam* noch überhaupt bis jetzt einem Denker gelungen. *Brentano* hat den Knoten dadurch zerhauen, dass er die Zweigliedrigkeit überhaupt leugnet, also den auch

von *Occam* noch belassenen Unterschied zwischen complexa und incomplexa aufhebt und einen zweifachen actus, den apprehensivus und iudicativus, auch für die incomplexa in Anspruch nimmt. Wir werden weiter unten sehen, wie infolge dessen der Existenzbegriff hereinspielt, und wie sich da *Brentano* und seine Schule in unlösliche Widersprüche verwickeln.

Jedenfalls hat, wie wir sehen, die scholastische Philosophie zur genauern Zergliederung des Urtheilsactes wertvolle Beiträge geliefert, und wir haben durchaus keinen Grund, auch in dieser Beziehung von einer tausendjährigen Nacht zu sprechen.

Zu einer Klarheit ist auch das Mittelalter nicht gekommen, indem auch hier einseitig logische Gesichtspunkte vorherrschen, und wo eine psychologische Analyse versucht wird, dieselbe, wie im Alterthum, in zu wenig engem Zusammenhange steht mit der logischen Betrachtung einerseits, wie mit dem gesammten psychischen Leben andererseits.

3. Das Urtheilsproblem in der neueren Philosophie.

In der neueren Philosophie wird dem psychologischen Urtheilsproblem größere Aufmerksamkeit geschenkt, allein doch auch nur mehr gelegentlich. Erst in unseren Tagen ist die Frage recht in Fluss gekommen und eingehend untersucht worden. Es dürfte sich daher für unsere Übersicht empfehlen, bis zu *Kant* und *Hume* die chronologische Darstellung beizubehalten, dann jedoch die gegenwärtig herrschenden Ansichten in Gruppen zu ordnen und kritisch zu beleuchten.

Descartes hat sich über das Urtheil entschieden ausgesprochen. Er betrachtet es als einen Complex von Verstandes- und Willenselementen, sieht aber den eigentlichen Act selbst vornehmlich als Willensact an. »Zum Urtheilen,« sagt er,*) »gehört zwar Verstand, weil man über eine Sache, die man auf keine Weise auffasst, nicht urtheilen kann, aber es ist dazu auch Wille erforderlich, um der vorgestellten Sache die Zustimmung zu ertheilen.« Diese Zustimmung zu verweigern,

*) Princ. phil. I, 34.

steht nach *Descartes* namentlich dort in unserer Macht, wo die Vorstellung nicht vollkommen klar und deutlich ist. *Descartes* hat ja sein Philosophieren damit begonnen, dass er annahm, alles das, woran man nur irgend zweifeln könne, sei unwahr, und er glaubt, das stünde ganz in unserer Macht. Auch könne man zustimmen, meint er, bevor man klar und deutlich erkannt habe. Der Irrthum entspringt für ihn daraus, dass unser Wille weiter reiche als der Verstand. Dasjenige aber, was man klar und deutlich erkennt, dem zuzustimmen fühlen wir uns innerlich geneigt. »Aus dem großen Lichte in dem Verstande,« sagt *Descartes* in der vierten Meditation, »ist eine große Neigung in dem Willen gefolgt, und so habe ich umsomehr von selbst und freiwillig das geglaubt, je weniger ich mich dazu gleichgiltig verhielt.« Wir finden hier eine ganz auffallende Ähnlichkeit zwischen *Descartes* und den Stoikern. Wie bei den Stoikern steht es auch nach *Descartes* bei uns, ob wir der Vorstellung zustimmen wollen oder nicht, und seine Zustimmung ist nichts anderes als die stoische συγκατάθεσις. Wie bei den Stoikern καταληπτικὴ φαντασία, so veranlasst uns bei *Descartes* die *clara et distincta perceptio,* die Zustimmung zu ertheilen, und diese bleibt noch immer ein Willensact, auch wenn wir gar nicht anders können. Sowie ferner die συγκατάθεσις der Stoiker nach *Steins* treffenden Ausführungen im bewussten Gegensatze zur ἐποχή der Skeptiker ausgebildet wurde, so ist *Descartes*' »Zustimmung« von ihm deshalb so lebhaft als Willensact empfunden, weil er selbst so lange die ἐποχή geübt hatte, bis er zu einem unzweifelhaft sicheren Satze gekommen war.

Es herrscht bei *Descartes* keine Klarheit darüber, ob es immer in unserer Macht steht, die Zustimmung zu ertheilen oder zu versagen. Er betont nur wiederholt, dass wir die Möglichkeit haben, alles was nicht ganz sicher feststeht, für falsch zu halten. Ob wir aber auch dazu die Fähigkeit haben, etwas ganz klar und deutlich Erkanntes für falsch zu halten, darüber spricht sich *Descartes* nicht aus, er scheint aber anzunehmen, dass wir in solchen Fällen nicht zweifeln können. Jedenfalls aber hat er betont, dass ein vom Vorstellen ganz verschiedener Vorgang eintreten müsse, damit ein Urtheil zustande komme. Dagegen hat er sich nicht darüber ausgesprochen,

wie das Vorgestellte beschaffen sein müsse, damit der Urtheilsact sich daran vollziehen könne. Ich meine, er hat über die Zweigliedrigkeit des Urtheils sich nicht geäußert. *Descartes* hat eben infolge seines langen Zweifels im Urtheil nur den Willensact gesehen, mit dem wir zustimmen oder nicht zustimmen. Wir werden später sehen, dass ein solches Zustimmen zu einem Vorstellungsinhalt, der nicht selbst schon die Urtheilsform angenommen hat, eine ganz unmögliche Sache ist, und dass die Zustimmung zwar häufig mit dem Urtheilsacte selbst innig verschmilzt, dass sie aber trotzdem nicht der Act selbst, sondern etwas davon Verschiedenes ist.

Spinoza versteht zwar unter dem Willen,*) wie er ausdrücklich sagt, nur das Vermögen zu bejahen und zu verneinen, und fasst also ebenfalls das Urtheil als Willensact auf, allein er bestreitet entschieden, dass unsere Entscheidungen über Wahr und Falsch von uns selbst abhängen, und dass wir darin irgendwie frei sind. Wir können von einer Idee, einem Begriff nichts anderes bejahen oder verneinen, als was diese Idee selbst in sich enthält. Dies hängt nun freilich mit *Spinozas* Metaphysik zusammen und namentlich mit seiner Ansicht, dass unsere Begriffe nur modi des Denkens sind und mit den von körperlichen Eindrücken abhängigen Vorstellungen (imaginationes) nichts gemein haben. Allein abgesehen davon sind seine Bemerkungen über das Urtheil, wie er sie in dem bekannten *Scholion* entwickelt, das den Schluss des zweiten Buches seiner Ethik bildet, voll der geistvollsten und treffendsten Bemerkungen.

Solange man bloß wahrnimmt oder vorstellt, hatte *Descartes* gesagt, so lange könne man nicht irren. Dies werde erst möglich, sobald man zustimme, d. h. urtheile. Darauf erwidert *Spinoza*, allerdings könne man in der bloßen Wahrnehmung oder Vorstellung nicht irren, allein nur deshalb, weil die Vorstellungen, für sich betrachtet (und nicht mit dem Begriffe verglichen), keinen Irrthum in sich enthalten, sondern erst, wenn sich damit andere Vorstellungen, z. B. die adäquaten Ideen, verbinden. So irre ich nicht, wenn ich ein geflügeltes Ross vor-

*) Eth. II. prop. 48 Schol.

stelle. Das Kind, das eine solche Vorstellung bildet, wird ein solches Pferd in seiner Phantasie wie ein vorhandenes anschauen und so lange daran glauben, bis es durch neue Erfahrungen den angemessenen Begriff des Pferdes bekommen hat, der freilich die Existenz eines geflügelten Pferdes ausschließt. Allein *Spinoza* gibt nicht zu, dass wir nicht urtheilen, dass wir, wie er sich ausdrückt, nicht bejahen, indem wir vorstellen: »Was heißt ein geflügeltes Ross vorstellen anderes, als Flügel vom Pferde bejahen?« d. h. urtheilen, das Pferd habe Flügel oder sei ein beflügeltes. Es liegt darin die durchaus richtige Erkenntnis, dass all unser Vorstellen einerseits die Existenz des Vorgestellten mit vorstellt, andererseits, dass unser Vorstellen im entwickelten Bewusstsein schon in die Urtheilsform gebracht ist.

Weiter bemerkt *Spinoza*, es sei nicht richtig, dass wir immer mit unserer Entscheidung zurückhalten können. Gar oft geschieht es, dass man das bloß mit Worten thut, oder dass man bloß aus Worten ein Urtheil zusammensetzt gegen das, was man im Innern denkt.

Endlich constatiert *Spinoza* einen, wie mir scheint, sehr zutreffend und fein herausgefundenen Unterschied zwischen Nichtzweifeln und Gewissheit: »Wenn wir sagen, der Mensch beruhige sich oft beim Irrthum, so sagen wir damit nur, er zweifle nicht, aber noch nicht, er sei des Irrthums gewiss, d. h. von der Wahrheit der in der That falschen Behauptung überzeugt. Es sind eben keine Gründe vorhanden, durch welche sein Vorstellen ins Schwanken gebracht würde. Unter Gewissheit aber verstehen wir etwas Positives.« *Spinoza* findet dieses Positive,*) wie *Descartes*, in der Klarheit und Deutlichkeit der Idee und behauptet, dass die wahre Idee die Existenz des Gedachten als ein Element ihres Bestandes in sich habe, dass wer den Begriff besitzt, zugleich damit weiß, dass er wahr ist. So wenig einleuchtend diese Behauptung an sich auch ist, so enthält sie für uns doch die sehr wichtige Bemerkung, dass die Überzeugung, der Glaube als ein positives Moment hinzutreten muss, wenn er soll Gegenstand des Bewusstseins werden,

*) Prop. 43 Schol.

dass er aber implicite, d. h. als Nichtzweifeln in den Urtheilen enthalten ist. Wir werden darauf in dem Capitel Glaube und Urtheil zurückkommen.

Spinoza kann zwar infolge seiner metaphysischen Principien, denen zufolge unser Denken am ausgedehnten Körperlichen keinen Theil hat, sondern nur als modus des göttlichen Denkens besteht, zu einer genetisch richtigen Auffassung des Urtheilsactes nicht gelangen, allein sein psychologischer Scharfblick hat doch in dem Urtheilsacte einzelne Momente sehr richtig herausgefunden. Mit der grammatisch-logischen Seite des Problems scheint er sich nicht befasst zu haben.

In ähnlicher Weise wie *Descartes* hat auch *Malebranche* das Urtheil, dem er in seinem »*Recherche de la vérité*« eine ziemlich eingehende Betrachtung widmet, als Willensact gefasst. Bei *Leibniz* finden sich in den »*Nouveaux essais*«, sowie in kleineren Schriften vielfach Bemerkungen über den Urtheilsact, allein eine specielle Untersuchung hat er demselben nicht gewidmet. Die Bedeutung der Sprache für das Denken hat er vollkommen gewürdigt und behauptet direct, dass wir ohne Worte oder andere Zeichen nicht deutlich denken können. So besonders in dem »*Dialogus de connexione inter res et verba*«.*) Wahrheit und Irrthum liegt nur im Urtheil, und die Zustimmung zu einem Urtheile hat mehrere Grade. Der höchste Grad, die »assurance«, tritt dann ein, wenn wir ein mitgetheiltes Urtheil in Übereinstimmung mit unseren Beobachtungen finden.**) Der Ausdruck für das Urtheil ist meist »proposition«, während »jugement« ebenso wie das entsprechende englische Wort bei *Locke* für evidenzlose Annahmen gebraucht wird. Das Wesen des Urtheils besteht aber für *Leibniz* doch in der Verbindung von Subject und Prädicat, wie sein berühmter Satz vom zureichenden Grunde deutlich zeigt. Wenn ein Urtheil wahr sein soll, so lehrt er, dann muss das Prädicat im Subjecte expresse oder implicite enthalten sein. Eine vollkommene Intelligenz erblickt bereits in dem Subjecte alle seine möglichen Prädicate, und eben in dieser Immanenz des Prädicates im Subjecte liegt der

*) Opp. ed. Erdmann 76—79.
**) Erdmann pag. 357.

zureichende Grund für die Wahrheit des Urtheils. Der Begriff führt also ein selbständiges Dasein und ist nicht ein Product des Urtheils. Unter solcher Herrschaft des Begriffes, die namentlich durch die Beschäftigung mit Mathematik befestigt wird, steht die deutsche Philosophie überhaupt und besonders die Lehre vom Urtheil. Man schreibt dem Begriffe zu, was erst durch das Urtheil vollzogen wird, und bemerkt nicht, dass jeder Begriff nur ein Niederschlag vieler vorhergegangener Urtheile ist.

Die Selbständigkeit des Begriffes ist auch der vorwaltende Zug in *Kants* Auffassung des Urtheils. Trotzdem ist jedoch die *Kant*'sche Erkenntniskritik und die derselben zugrunde liegende Auffassung unserer Erkenntnisfunctionen vorzüglich geeignet, den Weg zu einer befriedigenden Lösung des Urtheilsproblems zu bahnen. Während unsere Sinnlichkeit als reine Receptivität uns nur Affectionen des Gemüthes liefern kann, ist es der Verstand oder »das Vermögen zu urtheilen«, welches als Spontaneität mit Hilfe der ihm angeborenen Stammbegriffe den chaotischen Stoff der Empfindungen formt und objectiviert. Nun gedenke ich in der folgenden Untersuchung zu zeigen, dass die Leistung der Urtheilsfunction gerade darin besteht, dass dadurch der gegebene Vorstellungsinhalt geformt und objectiviert wird. Freilich darf dabei die Scheidung zwischen Sinnlichkeit und Verstand nicht so weit getrieben werden, wie es *Kant* thut. Auch in der Wahrnehmung liegt schon Objectivierung und nicht bloß Affection des Gemüthes. Ferner kann ich nicht glauben, dass die Formung und Objectivierung durch angeborene Stammbegriffe vollzogen wird. Es geschieht dies vielmehr durch die Urtheilsfunction, welche sich nach psychologischen Gesetzen entwickelt, deren Giltigkeit auch anderweitig feststeht. Trotzdem aber hat *Kant* dadurch, dass er den schon im *Theätet* angedeuteten Gedanken einer Formung und Objectivierung der Sinnesdata durch das Urtheil aufnahm und gründlich weiter dachte, sehr viel zur richtigeren Erkenntnis des Urtheilsactes beigetragen.

Wichtig für die Geschichte des Problems ist ferner *Kants* Unterscheidung zwischen Wahrnehmungs- und Erfahrungsurtheilen. Die Eintheilung findet sich in den »Prolego-

mena«.*) Die Art, wie *Kant* den Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Urtheilen durchführt, leidet an mannigfachen Unrichtigkeiten, allein die Unterscheidung selbst und die dabei ausgesprochenen Gedanken sind für die Erfassung des Problems sehr wichtig. Wahrnehmungsurtheile bedürfen nach *Kants* Meinung keiner reinen Verstandesbegriffe, sondern nur der logischen Verknüpfung der Wahrnehmungen in einem denkenden Subject. »Alle unsere Urtheile sind zuerst bloß Wahrnehmungsurtheile und gelten bloß für das denkende Subject, und nur hintennach geben wir ihnen eine Beziehung auf ein Object und wollen, dass es auch für uns jederzeit und ebenso für jedermann giltig sein solle.« Wahrnehmungsurtheile sind also nur subjectiv giltig; es wird in denselben gleichsam nur ein eben vorhandener Zustand des Urtheilenden, eine Affection seines Gemüthes constatiert. Erst dadurch, dass das Urtheil unter einen der Stammbegriffe des Verstandes subsumiert wird, oder wie es eigentlich heißen sollte, dass dasselbe durch eine Kategorie geformt wird, erst dadurch erlangt es Anspruch auf Allgemeingiltigkeit und Objectivität. Als Beispiele von Wahrnehmungsurtheilen gibt *Kant* zunächst solche, die, wie er ausdrücklich sagt, niemals Erfahrungsurtheile werden können.**) »Dass das Zimmer warm, der Zucker süß, der Wermut widrig ist, sind bloß subjectiv giltige Urtheile. Ich verlange gar nicht, dass ich es jederzeit, oder jeder andere es ebenso wie ich finden solle; sie drücken nur eine Beziehung zweener Empfindungen auf dasselbe Subject, nämlich mich selbst und auch nur in meinem diesmaligen Zustande der Wahrnehmung aus und sollen daher auch nicht vom Objecte gelten; dergleichen nenne ich Wahrnehmungsurtheile.« Man sieht zunächst, *Kant* hat hier solche Urtheile im Auge, in denen das Präsens immer ein Hier und ein Jetzt bedeutet, und man sieht auch, dass *Kant* noch stark von *Lockes* primären und secundären Qualitäten beeinflusst ist. Das Urtheil »der Zucker ist süß« denkt er sich unter den Umständen gefällt, dass jemand gerade Zuckergeschmack auf der Zunge fühlt und dieser Empfindung Aus-

*) *Kants* Werke ed. *Hartenstein* IV, S. 47 ff.
**) a. a. O., S. 48 in der Anmerkung.

druck gibt; dass aber ein solches Urtheil nur subjective Bedeutung habe, ist ganz unrichtig. Wer auf Grund einer eben erlebten Geschmacksempfindung, die auf das zum-Munde-führen eines Stückes Zucker folgte, das Urtheil fällt, »der Zucker ist süß«, der behauptet damit, dass der objectiv vorhandene Zucker in sich Eigenschaften habe, welche bewirken, dass, wenn der Zucker die hintere Zunge oder den Gaumen berührt, die Empfindung des Süßen entstehe. Dass solche Urtheile nicht zu Erfahrungsurtheilen werden können, ist durchaus nicht zuzugeben. Das »ist« des Urtheils kann sofort die Bedeutung des zeitlosen Präsens erhalten, und der Urtheilende kann behaupten, dass der Zucker immer und überall Träger jener potentiellen Kräfte sei, die in Verbindung mit unsern Geschmacksnerven die Empfindungsqualität »süß« erzeugen. Dadurch dass *Kant* die objectivierende Kraft lediglich den Kategorien und nicht, wie wir, der Urtheilsfunction zuschreibt, verkennt er die in der Wahrnehmung liegende Objectivierung und nennt Urtheile subjectiv, an deren objective Giltigkeit jeder, der sie fällt, voll und ganz glaubt. Der Unterschied zwischen Wahrnehmungs- und Erfahrungsurtheilen — wir werden lieber Begriffsurtheile sagen — besteht eben nicht darin, dass jene subjectiv, diese objectiv giltig sind. Beide Arten erheben den Anspruch auf objective Giltigkeit, nur dass die Wahrnehmungsurtheile actuelle, sich eben vollziehende Vorgänge zum Gegenstande haben und diese Vorgänge als eben jetzt sich vollziehende Wirkungen des eben jetzt und hier wahrgenommenen Kraftcentrums auffassen, während im Begriffsurtheile das Prädicat eine potentielle Kraft ist, die dem Subject als immer und überall immanent behauptet wird. Dies kommt, wie wir unten sehen werden, in der veränderten Bedeutung des Präsens in diesen Sätzen sprachlich zum Ausdruck. Was *Kant* als Wirkung der Kategorien, wir als Leistung der Urtheilsfunction betrachten, die Formung und Objectivierung, das liegt bereits im Wahrnehmungsurtheile vor. *Kant* hat nicht hinreichend zwischen dem Erleben und Beurtheilen eines Phänomens unterschieden, und was er von dem Wahrnehmungsurtheile sagt, nämlich dass es nur für das Jetzt und Hier des Urtheilenden gelte und nur seinen subjectiven Zustand betreffe, das ist höchstens von dem erlebten,

aber durchaus nicht von dem beurtheilten Phänomen richtig. Schon der Umstand, dass ein Wahrnehmungsurtheil von dem, der es hört, verstanden wird, beweist, dass ein solches Urtheil mehr sein will als eine »Beziehung zweener Empfindungen«, indem dasselbe von dem Hörenden auf einen sich eben in der Umgebung des Sprechenden vollziehenden Vorgang bezogen wird. Insoferne aber *Kant* unter Objectivität so viel versteht als Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit eines Urtheils, so muss wiederum bemerkt werden, dass in diesem Sinne auch nicht allen durch die Kategorien geformten Erfahrungsurtheilen Objectivität zukommt, da dieselben ja nicht durchwegs richtig sein müssen, sondern dem Irrthum unterworfen sind. *Kant* legt eben seinen Kategorien eine viel zu große, der Urtheilsfunction eine viel zu geringe Bedeutung bei. Urtheilen ist für ihn nichts anderes als Vorstellungen in einem Bewusstsein vereinigen. Geschieht diese Vereinigung in einem individuellen Bewusstsein, dann ist das Urtheil subjectiv, nur für dieses Individuum giltig. Vollzieht sie sich jedoch in einem »Bewusstsein überhaupt«, dann ist sie nothwendig, allgemeingiltig und somit objectiv. Unter Erfahrung versteht *Kant* meist nur solche Urtheile, die von individuell-psychologischen Zufälligkeiten unabhängig sind. Die Sätze der traditionellen Logik haben für ihn die gewünschte Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit, und deshalb glaubt er in den logisch möglichen Urtheilsformen alles das zu finden, was dem »Bewusstsein überhaupt« zukommt. Dass er dies als Urbesitz des Verstandes ansah und es direct ablehnt, die Entstehung der Erfahrung zu erklären, vielmehr glaubt, dass die Erkenntniskritik jedem solchen Erklärungsversuch vorangehen müsse, das ist, meiner Überzeugung nach, der Mangel der *Kant*'schen, sowie jeder von Psychologie unabhängig sein wollenden Erkenntniskritik. Sie kommt dadurch zu Annahmen, die psychologisch nicht vollziehbar sind, und übersieht in dem Bemühen, das Subjective vom Objectiven zu scheiden, die gegenseitige Durchdringung von Anschauen und Denken, sowie die Thatsache, dass auch das logische Denken ein psychisches Phänomen ist und demnach nur aus psychologischen Gesetzen begriffen werden kann. Trotzdem ist aber, wie bereits bemerkt wurde, der Gedanke, dass unsere An-

schauungen vom Verstande geformt werden, für die richtige Erfassung des Urtheilsactes sehr wichtig, wenn auch die auf diesem Wege erreichten psychologischen Einsichten zu ganz andern erkenntniskritischen Resultaten führen, als es bei *Kant* der Fall war.

Für die speciell psychologische Seite des Urtheilsactes hat übrigens *Kant* noch einen wichtigen Gedanken ausgesprochen, auf den wir in unserer Untersuchung zurückkommen werden. In der kleinen, 1786 erschienenen Schrift: »Was heißt, sich im Denken orientieren?«*) spricht *Kant* vom Bedürfnis der Vernunft, zu urtheilen. Es kommen Fälle vor, meint er, wo ein Mangel des Wissens der zum Urtheil erforderlichen Stücke uns einschränkt, wo wir aber trotzdem urtheilen wollen, ja aus praktischem Bedürfnis sogar urtheilen müssen. *Kant* verwendet diese unzweifelhaft richtige Einsicht in der genannten Schrift zur Rechtfertigung des »Vernunftglaubens« an ein höchstes Wesen. Diese Frage wird uns im Schlusscapitel unserer Untersuchung noch weiter beschäftigen, allein hier wollten wir nur auf die Thatsache hinweisen, dass *Kant* ein Bedürfnis zu urtheilen constatiert hat. Wir gedenken in dem Capitel »Gefühlselemente im Urtheil« nachzuweisen, dass dieses Bedürfnis als Element in den Urtheilsact selbst eingeht. Diese psychologische Einsicht *Kants* hat, wie wir dies auch bei anderen Denkern bemerkt haben, keinen Einfluss auf die Auffassung des logischen Urtheilsactes geübt, sondern geht unvermittelt neben derselben einher.**)

Von den auf *Kant* folgenden Denkern hat namentlich *Herbart* das Moment der Entscheidung im Urtheil richtig hervorgehoben, allein das, worüber wir uns entscheiden, ist doch wieder eine Verbindung von Begriffen. *Schleiermacher* hat in seiner Dialektik die gegenseitige Abhängigkeit von Urtheil und Begriff richtig erkannt und namentlich über das Verhältnis von Sprechen und Denken eine Reihe vortrefflicher, sehr anregender Bemerkungen gemacht.

*) a. a. O., IV, 339 ff.

**) *Kants* vielbesprochene Eintheilung der Urtheile in analytische und synthetische ist rein logischer Natur und kommt also hier, wo wir es mit der Geschichte des psychologischen Urtheilsproblems zu thun haben, nicht in Betracht.

Erst in neuerer Zeit ist jedoch das Problem wieder in Fluss gerathen, seitdem das Bedürfnis nach einer genaueren Analyse der psychischen Phänomene, sowie nach psychologischer Fundierung der logischen Gesetze fühlbar geworden ist. Dies ist wohl hauptsächlich dem Einflusse englischer Denker zuzuschreiben, welche schon viel früher sich eingehend mit der Analyse des Denkprocesses beschäftigt hatten. Es wird demnach das Rathsamste sein, in aller Kürze die Entwicklung des Urtheilsproblems in England von *Locke* an zu skizzieren und dann die gegenwärtig herrschenden Theorien in knapper kritischer Übersicht darzustellen.

Thomas Hobbes, der über die Bedeutung der Sprache für das Denken vortreffliche Bemerkungen macht, *) fasst den Urtheilsact durchaus nominalistisch. Sowie die allgemeinen Begriffe nur als allgemeine Namen existieren, so ist ein Satz oder ein Urtheil (proposition) nur ein Vereinigen, ein Paaren (coupling) von Namen. Im Urtheil wird nichts anderes behauptet, als dass das Prädicat ein Name für dieselben Dinge ist, die der Subjectsname bezeichnet. Gewöhnlich ist damit auch das Bewusstsein der Ursache verbunden, warum die beiden Namen dieselben Dinge bezeichnen. **) Von dem im Urtheil liegenden *belief* spricht *Hobbes* ebensowenig, wie er angibt, in welcher Beziehung die Urtheile zu den bezeichneten Vorgängen stehen. Die Wahrheit ist für ihn nur richtige Benennung, richtige Definition.

Dem gegenüber betont *John Locke* energisch den Unterschied zwischen *mental* und *verbal proposition* und meint, nur in den ersteren liege die Wahrheit. Diese auch im Mittelalter oft gemachte Unterscheidung geht offenbar auf *Aristoteles* zurück, der ja ausdrücklich sagt, das sprachlich ausgedrückte Urtheil (ὁ ἔξω λόγος) sei nicht gleichbedeutend mit dem gedachten (ὁ ἐν τῇ ψυχῇ λόγος), wie wir oben (S. 43) bereits bemerkt haben. Das Wesen des Urtheilsactes selbst erblickt aber *Locke* in Übereinstimmung mit der Tradition in einem Vereinigen und Trennen von Vorstellungen oder Begriffen (*idea* bedeutet beides). Er sieht jedoch ein, dass dieses Ver-

*) Vgl. *Robertson*, *Hobbes*, S. 86.
**) Vgl. *Robertson*, S. 85.

einigen und Trennen zugleich ein Bejahen und Verneinen und überhaupt ein Act sei, der leichter durch Selbstbeobachtung zu erkennen, als in Worten zu beschreiben sei.*) Die Wahrheit des Urtheils liegt in der Übereinstimmung der Vorstellung mit dem Objecte. *Lockes* Verdienst besteht also darin, auf die eigenartige Natur des Urtheilsactes hingewiesen zu haben. Seine Analyse hat sich aber trotzdem nicht gar weit von der Tradition entfernt. *Martinak***) schreibt, meiner Ansicht nach, dem Denken *Lockes* über das Urtheil etwas zu viel zu, wenn er dessen Ansicht mit der *Sigwarts* und *J. St. Mills* vergleicht. *Locke* hat das Moment der Zustimmung doch nur mehr nebenbei betont, während namentlich *J. St. Mill* darin das Wesen des Urtheilsactes erblickt.

Unvergleichlich tiefer hat *David Hume* das Urtheilsproblem erfasst, indem er das im Urtheil liegende objectivierende Moment, den *belief*, zu zergliedern unternahm. Dabei ist es weniger das endgiltige Resultat seiner Analyse, als die Begründung und Ausführung derselben, was so außerordentlich anregt. Seine diesbezüglichen Erörterungen finden sich am ausführlichsten und lebendigsten in *Humes* erstem, umfangreicherem Werke, dem »Treatise of human nature«. ***) *Hume* findet, es sei unrichtig, Begreifen, Urtheilen und Schließen für drei verschiedene Classen psychischer Phänomene zu halten. Dieselben ließen sich alle auf das Begreifen oder Vorstellen (conceiving) zurückführen. Das Urtheilen namentlich unterscheide sich vom Vorstellen nur durch das Hinzutreten des Glaubens *(belief)*. Dieses Phänomen bezeichnet *Hume* wiederholt als ein Gefühl. Das Wesen desselben findet er sehr schwer zu beschreiben. Er verweist, sowie vor ihm *Locke* und später *Brentano*, auf jedermanns innere Erfahrung, allein er versucht doch klar zu machen, was ihm seine innere Erfahrung sagt. Eine Vorstellung, der wir Glauben beimessen, wird anders gefühlt als ein bloßes Phantasiegebilde. Sie nimmt in viel höherem Grade

*) *Essay* IV, Ch. 5, 6: II, 185, in der Ausgabe von *J. A. John*.

**) *Martinak*, Die Logik *Lockes*, Halle 1894. Das Buch ist sehr sorgfältig gearbeitet und verräth nur hie und da die Tendenz, in *Lockes* Lehren eine Stütze für die Urtheilstheorie *Brentanos* zu finden.

***) I, 394 ff. (in der Ausgabe von *Green* und *Grose*. In etwas kürzerer Fassung sind sie wiederholt in dem Essay, IV, 41 f. derselben Ausgabe).

Besitz von uns und bestimmt unser Handeln. Eine solche Vorstellung hat etwas Abschließendes, wobei wir uns beruhigen und woran wir festhalten, während bei Phantasievorstellungen unser Bewusstsein stets weiter und weiter wandert. Alle diese Erscheinungen, meint nun *Hume*, rühren nur davon her, dass eine solche Vorstellung lebendiger, stärker und fester ist als eine, die wir nicht für real halten. Diese Lebendigkeit rühre nun immer davon her, dass eine solche »geglaubte« Vorstellung mit einer sinnlichen Wahrnehmung zusammenhänge. Er definiert demgemäß den Glauben als eine »lebhafte Vorstellung, die mit einer gegenwärtigen Wahrnehmung in Beziehung steht oder associiert ist (A lively idea related to or associated with a present impression)«.

Das Endresultat von *Humes* Untersuchung ist gewiss unrichtig. Der Glaube oder das, was zur Vorstellung hinzutritt, damit sie ein Urtheil werde, ist selbst nicht wieder eine Vorstellung. Ferner hat der *belief* immer nur ein Urtheil zum Gegenstande. Man kann nur ein Urtheil glauben oder nicht glauben. Es muss somit früher dargethan werden, wodurch das Urtheilen zu einer besonderen Art des Vorstellens wird, damit begreiflich werde, warum an diese Art des Vorstellens der Glaube geknüpft sein kann. Allein eben dieses Fürwahrhalten ist doch zuerst von *Hume* einer eingehenden Analyse unterzogen worden, und diese Analyse hat auf die Folgezeit großen Einfluss geübt. Ferner hat *Hume* zum erstenmale die Zweigliedrigkeit als wesentliche Eigenschaft des Urtheils geleugnet und dies mit dem Hinweise auf die Existentialsätze begründet, da Existenz seiner Ansicht nach kein Prädicat ist und zu dem Inhalt des Subjectes nichts hinzufügt. Alle diese Fragen sind heute noch Gegenstand des Streites, und *Hume* muss als derjenige bezeichnet werden, der sie angeregt hat. Ferner findet sich bei *Hume* der unzweifelhaft richtige Gedanke, dass das Fürwahrhalten eines Urtheiles auf seinem Zusammenhange mit sinnlicher Wahrnehmung beruhe, und dass somit diese die letzte Quelle der Wahrheit sei.

In dem Capitel »Ursachen des Glaubens« *) sucht nun *Hume* nachzuweisen, dass alles Fürwahrhalten in gewohnheits-

*) a. a. O., S. 399.

mäßiger Association seinen Grund habe, und diese Ansicht ist von der späteren Associationspsychologie festgehalten worden. *James Mill* spricht diese Ansicht in seiner *Analysis* deutlich aus und hat damit seinem Sohne Gelegenheit gegeben, das Urtheilsproblem wieder in Fluss zu bringen. Ich glaube wenigstens, dass *J. St. Mills* Bemerkungen zum Werke seines Vaters, sowie seine Erörterung der Frage in »Examination of Sir *W. Hamiltons* philosophy« die neueren Untersuchungen über das Wesen des Urtheilsactes angeregt haben. Damit sind wir nun zur Gegenwart gelangt, und es liegt uns nur mehr ob, die herrschenden Ansichten gruppenweise zu überschauen, kritisch zu prüfen und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Untersuchung zu erweisen.

4. Die gegenwärtig herrschenden Theorien.

Die wichtigsten unter den gegenwärtig herrschenden Urtheilstheorien lassen sich etwa in folgende vier Gruppen bringen. Man betrachtet erstens als das wesentliche Moment des Urtheilsactes die Zustimmung, den Glauben. Zweitens hat die alte Lehre, nach welcher das Urtheil eine Synthese von Vorstellungen oder Begriffen ist, in *Sigwart* einen neuen, sehr bedeutenden Vertreter gefunden, der dieselbe mit neuen und sehr tief gehenden Argumenten zu stützen versucht hat. Drittens hat *Wundt* im Gegensatze dazu das Wesen des Urtheilsactes in der Zerlegung zusammengesetzter Vorstellungen erblickt und damit eine äußerst wertvolle Anregung gegeben. Viertens endlich erblickt man im Urtheil eine Formung und Gliederung des vorgestellten Inhalts.

1. Der Gedanke, dass im Urtheil das Moment der Zustimmung ein sehr wichtiges ist, liegt schon in der συγκατάθεσις der Stoiker vor, findet sich dann wieder bei *Descartes* und *Spinoza*, wird von *Hume* ausgeführt und dann von *J. St. Mill* zur Grundlage seiner Urtheilstheorie gemacht. Gegenwärtig hat diese Ansicht in England viele Vertreter und ebenso in Amerika, wo *James* und *Baldwin* in ihren Darstellungen der Psychologie energisch für dieselbe eingetreten sind. In Deutschland hält daran einerseits *A. Riehl*, andererseits die Schule

Brentanos fest, welche letztere der Theorie ein eigenes Gepräge gegeben hat. Für die Prüfung der Theorie kommt es hauptsächlich auf zweierlei an. Erstens muss man fragen, was denn Gegenstand des Glaubens ist, oder auch, was bei der Zergliederung des Urtheils übrig bleibt, wenn man vom Element des Glaubens absieht, und zweitens muss untersucht werden, worin das Wesen dieses Glaubens besteht, und mit welchen anderen psychischen Phänomenen derselbe ähnlich ist oder zusammenhängt.

Was die erste Frage betrifft, so haben die meisten Anhänger der Theorie es unterlassen, sich genau darüber auszusprechen. *J. St. Mill* scheint der richtigen Ansicht zu sein, dass der Gegenstand des Glaubens ein Urtheil sein müsse. Wenn er nämlich sagt, urtheilen und ein Urtheil für wahr halten sei ein und dasselbe, so darf man wohl annehmen, dass er zugibt, nur ein Urtheil könne man für wahr halten. Damit hat aber die Theorie ihre Unvollständigkeit schon selbst dargethan. Wenn nur ein Urtheil geglaubt werden kann, so kann der Glaube allein nicht das Wesen des Urtheils ausmachen. Man muss vorher wissen, welche Art von Vorstellung oder Vorstellungsverbindung fähig ist, das Moment des Glaubens in sich aufzunehmen. Wird aber behauptet, der Gegenstand des Glaubens sei eine Vorstellung, so verlangt man Unmögliches. Eine Vorstellung als psychisches Phänomen ist entweder thatsächlich vorhanden oder nicht. Was es heißen soll, eine Vorstellung glauben, vermag wohl niemand anzugeben. Gewöhnlich versteht man darunter, ein der Vorstellung entsprechendes Reale für existierend halten, d. h. aber nichts anderes, als ein Existenzurtheil für wahr halten.

Die zweite Frage, nämlich die nach dem Wesen des mit dem Worte Glaube (belief) bezeichneten Phänomens, wird verschieden beantwortet. Dasselbe wird bald als Gefühl *(Hume, Baldwin)*, bald als Willensact (die Stoiker, *Descartes, Spinoza, Windelband)* und von einer Seite sogar als ein ursprüngliches, nicht weiter zurückzuführendes Elementarphänomen angesehen. Diese letztere Ansicht wird von *Brentano* und seiner Schule vertreten. Die Urtheilstheorie dieser Denker hat überdies eine Reihe von Eigenthümlichkeiten, die es nothwendig machen,

auf dieselbe etwas genauer einzugehen. Vertreter der Theorie sind zunächst *Brentano*,*) *Marty*,**) *Höfler*, *Meinong****) und *Hillebrand*.†) Der letztere hat diese Theorie, weil darin das Urtheilen als eine besondere Classe von psychischen Phänomenen, als ein ἴδιον γένος betrachtet wird, die idiogenetische Theorie genannt. Mit diesem Namen wollen denn auch wir dieselbe bezeichnen. Das Urtheilen ist nach dieser Auffassung eine eigene Classe von psychischen Phänomenen und ist einer weiteren Zurückführung auf andere Classen und einer Analyse nicht fähig. Urtheilen heißt einen vorgestellten Inhalt anerkennen oder verwerfen. Dieses Anerkennen oder Verwerfen ist ein primärer Act, der nur durch Hinweis auf jedermanns innere Erfahrung verständlich gemacht werden kann. Dasselbe stellt eine neue, eigenartige Beziehung zum »intentionalen Object« dar, die sich einerseits vom bloßen Vorstellen, andererseits von den Erscheinungen der Liebe und des Hasses, worunter *Brentano* Fühlen und Wollen zusammenfasst, deutlich unterscheidet. Es ist dem Urtheil nicht wesentlich, aus zwei Gliedern (Subject und Prädicat) zu bestehen. Im Gegentheile kommt der Typus des Urtheilsactes am reinsten und deutlichsten zum Ausdruck in jenen Urtheilen, in welchen eine einzige Vorstellung schlechthin anerkannt oder verworfen wird. Solche Urtheile liegen in den sogenannten Existentialsätzen vor, als welche auch die Impersonalia aufzufassen sind. In dem Urtheile »Es gibt einen Gott« wird die Vorstellung »Gott« anerkannt, in dem Urtheile »Es gibt keine Gespenster« die Vorstellung »Gespenster« verworfen. In beiden Fällen ist das Urtheil nur eingliedrig, denn Existenz ist nicht ein Merkmal, das zu dem vorgestellten Inhalt des Subjectes hinzutritt, sondern nur der Ausdruck der im Urtheil vollzogenen Anerkennung. Ja, der Begriff der Existenz ist erst durch Reflexion auf die im bejahenden Urtheile sich vollziehende Anerkennung entstanden.

*) Psychologie vom empirischen Standpunkte, S. 271 ff.

**) Subjectlose Sätze. Drei Artikel in der Vierteljahrsschrift, Bd. 8 u. 9, vierter, fünfter und sechster Artikel ebenda, Bd. 18 u. 19.

***) *Höfler-Meinong*. Grundlehren der Logik.

†) Die neuen Theorien der kategorischen Schlüsse.

Diese von ihren Anhängern mit großem Selbstbewusstsein verkündete, als grundlegend für eine Reform der Logik bezeichnete Theorie steht nun, wie sich leicht zeigen lässt, mit den klarsten und einfachsten Thatsachen des Seelenlebens in vollem Widerspruche und führt, in ihre Consequenzen verfolgt, zu leeren und nichtssagenden Tautologien. Zunächst weiß man nicht, was es heißen soll, einen vorgestellten Inhalt anerkennen oder verwerfen. Der vorgestellte Inhalt ist Gegenstand meines Bewusstseins, ich finde ihn vor, er ist da, mag ich ihn anerkennen oder nicht, und ich weiß nicht, wie man es anstellen soll, ihn zu verwerfen. Soll aber »anerkennen« soviel heißen als »für wahr halten«, so steht dem die oft betonte Behauptung der idiogenetischen Theorie selbst gegenüber, dass nur im Urtheil von wahr und falsch die Rede sein könne. Es bleibt demnach nichts übrig, als den Terminus »anerkennen« gleich zu setzen mit »für existierend halten«. Das gibt wenigstens insoferne einen verständlichen Sinn, als es ja möglich ist, einen Inhalt vorzustellen, ohne zugleich ein demselben entsprechendes Object für real und existierend zu halten. Urtheilen würde dann so viel heißen als einen vorgestellten Inhalt für existierend oder für nicht existierend halten. Soll das jedoch eine Aufklärung über das Wesen des Urtheilsactes sein, dann muss zuvor klar und deutlich gesagt werden, was man unter Existenz versteht. Nun rühmt sich allerdings die Schule *Brentanos*, dass nur auf Grund ihrer Urtheilstheorie die Provenienz des Existenzbegriffes erklärt werden könne, allein die diesbezüglichen Erörterungen machen wohl beim ersten Lesen den Eindruck des Tiefsinns, erweisen sich aber bei etwas eingehenderer Prüfung als vollkommen hohl und leer. Der Existenzbegriff soll nämlich seine Entstehung der Reflexion auf das Urtheil verdanken. *Brentano* hat dies zuerst in seiner Psychologie*) ausgesprochen und in seiner 1890 erschienenen Schrift »Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis«**) ausführlicher, aber immer mehr andeutend als darlegend behandelt. Am eingehendsten ist der Gedanke von *Marty****) erörtert worden. Um die idio-

*) S. 276.

**) S. 77.

***) Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie, VIII, S. 171 ff.

genetische Urtheilstheorie richtig würdigen zu können, ist es nöthig, diese Erörterung einer genauen Prüfung zu unterziehen. *Marty* warnt zunächst davor, die Begriffe Realität und Existenz miteinander zu verwechseln. Der Begriff der Realität lasse sich nur durch Beispiele klar machen. Wir erfassen denselben in jeder physischen Qualität, wie Farbe, Ton u. s. w., aber auch in psychischen Vorgängen, wie Vorstellen, Urtheilen, Fühlen, Hoffen, Wünschen u. s. w. Durch Reflexion auf dasjenige Moment, das allen diesen Bestimmungen gemein ist, wird der allgemeine Begriff des Realen gewonnen. »Was ist nun,« heißt es dann weiter, »der Begriff der Existenz? Wir haben schon oben bemerkt, dass der Begriff gewonnen ist durch Reflexion auf eine bestimmte Classe von psychischen Phänomenen, nämlich das Urtheil. Hätten wir nie ein anerkennendes Urtheil gefällt, dann besäßen wir den Begriff nicht; denn er bezeichnet nur eine Beziehung eines Gegenstandes (worunter hier jedes Vorgestellte zu verstehen ist) auf ein mögliches Urtheil, das ihn anerkennt und dabei richtig ist.« Man sieht leicht, dass nach *Martys* eigenen Worten der Begriff der Existenz nicht durch Reflexion auf die Thätigkeit des Urtheilens überhaupt, sondern nur durch Reflexion auf anerkennende und zugleich richtige Urtheile gewonnen werden kann. Der Begriff der Existenz setzt also den Begriff der Wahrheit voraus. Woher wissen wir aber, dass ein eben von uns gefälltes Urtheil wahr ist? Wo liegt das Kriterium, durch das sich wahre Urtheile von falschen Urtheilen unterscheiden? Die sogenannten evidenten Urtheile tragen allerdings ein solches Kriterium in sich. Allein durch Reflexion auf evidente Urtheile kann der Begriff der Existenz nicht gewonnen werden; denn diese constatieren, soweit sie physische Phänomene zum Gegenstande haben, nur das Vorhandensein von Beziehungen, und nur an diese Beziehungen fühlt man sich zu glauben gezwungen. Wer z. B. das Urtheil hört: »Eine gerade Strecke ist die kürzeste Entfernung zwischen ihren Endpunkten,« der wird, vorausgesetzt, dass er den Sinn versteht, nicht umhin können, das Urtheil für wahr zu halten. Allein nur die Beziehung zwischen der Strecke und den andern Verbindungslinien der Endpunkte drängt sich mit unwiderstehlicher Klar-

heit auf, während die wirkliche Existenz einer solchen Geraden im Urtheil gar nicht behauptet wird. *Marty* hat sich auch deshalb wohlweislich gehütet, den Existenzbegriff aus der Reflexion auf evidente Urtheile entstehen zu lassen. Über die Provenienz des Wahrheitsbegriffes, den doch nach seiner eigenen Erörterung der Existenzbegriff voraussetzt, hat er nicht für nöthig befunden, Rechenschaft zu geben. Dafür erfahren wir aber von *Brentano**) Folgendes: »Ob ich sage, ein affirmatives Urtheil sei wahr oder sein Gegenstand sei existierend, in beiden Fällen sage ich ein und dasselbe.« Wir hören also, Wahrheit des bejahenden Urtheils und Existenz seien Correlate, erfahren aber weder, was Wahrheit, noch was Existenz ist. Wann ist ein Urtheil wahr? — Wenn sein Gegenstand existiert. Wann existiert ein Gegenstand? — Wenn das Urtheil, welches ihn anerkennt, richtig ist. Mehr folgt schlechterdings nicht aus der ganzen Erörterung, und statt jeder Belehrung bietet man uns ein sophistisches Spiel mit Begriffen, das in eine vollkommen hohle und nichtssagende Tautologie ausläuft. Damit ist aber die ganze Urtheilstheorie gerichtet. »Anerkennen« und »Verwerfen«, die Functionen des Urtheils, haben nur dann einen Sinn, wenn man dafür setzt »für existierend halten« und »für nicht existierend halten«. Existieren soll aber erst durch das Urtheil verständlich werden, also wieder nur idem per idem. Dazu kommt noch, dass *Brentano* den ohnehin unklaren Ausdruck »anerkennen«, wie *Eberhard***) bemerkt und treffend hervorgehoben hat, in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen gebraucht.

Gegen den Vorwurf der Tautologie, welchen ich gegen das Resultat von *Martys* Erörterung bereits in meiner Recension der oben erwähnten Schrift *Hillebrands****) erhoben hatte, versucht sich *Marty* in dem sechsten seiner Artikel über subjectlose Sätze zu vertheidigen.†) Allein er hat auch hier nichts Positives vorgebracht, sondern wieder nur seine dialektische Kunst gebraucht. Eine Bestimmung des Wahr-

*) Vom Ursprung sittl. Erk., S. 77.
**) *Eberhard*, Beiträge zur Lehre vom Urtheil. Breslau. S. 37.
***) Zeitschrift für österr. Gymnasien. 1892, S. 443 ff.
†) Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie. XIX, S. 36 ff.

heitsbegriffes hat er auch da nicht gegeben und auch kein Kriterium angegeben, wodurch sich wahre Urtheile deutlich von falschen abheben. Ein solches müsste aber vorhanden sein, wenn es möglich sein soll, auf das Gemeinsame aller wahren Urtheile zu reflectieren und daraus den Begriff der Existenz zu gewinnen. Wenn aber *Marty* mir die Meinung zuschreibt, man könne den Begriff der Existenz aus den evidenten Urtheilen gewinnen, so hat er meine vollkommen unzweideutigen Äußerungen missverstanden. Wie ich die Entstehung der Begriffe Wahrheit und Existenz zu erklären suche, und welchen Inhalt ich diesen Begriffen zuschreibe, darüber wird die folgende Untersuchung Aufschluss geben. Dass ich aber die Ableitung des Existenzbegriffes aus den evidenten Urtheilen für unmöglich halte, darüber konnte niemand, der meine Recension unbefangen und vorurtheilsfrei gelesen hatte, im Zweifel sein.

Wenn *Marty* weiter behauptet, er habe nur eine Definition, nur eine Inhaltsangabe des Existenzbegriffes geben, nicht aber dessen Zustandekommen erklären wollen, so steht diese Behauptung mit den oben angeführten Worten seines Artikels in directem Widerspruch. Wer uns sagt, wie ein Begriff gewonnen ist, und unter welchen Bedingungen wir ihn nicht besäßen, der hat offenbar die Absicht, die Provenienz dieses Begriffes, die Bedingungen seines Zustandekommens zu erklären, und er kann die Thatsache, dass er diese Absicht hatte, durch einfaches Wegleugnen derselben nicht aus der Welt schaffen. Der Versuch einer solchen Leugnung ist aber jedenfalls ein Beweis dafür, dass er diese Ableitung gegen meine Einwendungen nicht aufrecht zu erhalten vermag. Nun rühmt es aber *Hillebrand*, der sich doch vollkommen an *Brentano* und *Marty* anschließt, als einen besonderen Vorzug der idiogenetischen Urtheilstheorie, dass sie allein imstande sei, die Provenienz des Existenzbegriffes zu erklären, während *Marty* jetzt auf einmal gar nicht die Absicht gehabt haben will, einen solchen Erklärungsversuch zu machen.

Martys Vertheidigung, die auch sonst noch manches Merkwürdige enthält, worauf einzugehen jedoch hier nicht der Ort ist, hat somit aufs neue bewiesen, dass dic Vertreter der

idiogenetischen Urtheilstheorie zwar ein oft blendendes Spiel mit Begriffen, aber keinen Aufschluss über das Wesen des Urtheilsactes zu geben imstande sind. Man kann auf diese Theorie das bekannte Wort *Lessings* anwenden: »Das Gute darin ist nicht neu und das Neue nicht gut.«

Richtig ist, dass in jedem Urtheil ein objectivierendes Element enthalten ist, aus dem sich später der Begriff der Wahrheit und das Gefühl des Glaubens entwickelt. Das Vorhandensein eines solchen Elementes haben aber schon die Stoiker, *Occam*, *Descartes*, *Locke*, *Hume* und namentlich *J. St. Mill* erkannt. Dass aber dieses Element den ganzen Urtheilsact ausmache, dass ferner das Urtheilen eine nicht weiter zurückführbare und nicht weiter zu analysierende Grundclasse von psychischen Phänomenen bilde, dass es dem Urtheil nicht wesentlich sei, aus zwei Gliedern (Subject und Prädicat) zu bestehen, und endlich dass die Existentialurtheile die Grundform darstellen, auf welche alle Urtheile zurückgeführt werden können, das alles wird zwar von der Schule *Brentanos* mit großem Selbstbewusstsein vorgetragen und mit großem Aufwand sophistischer Dialektik vertheidigt, ist aber thatsächlich vollkommen unrichtig und verkehrt. Unsere Untersuchung wird oft genug Gelegenheit haben, dies bei den einzelnen Punkten genau nachzuweisen.

2. Das Urtheil ist eine Synthese. Die traditionelle Ansicht, dass das Urtheil eine Verbindung von Begriffen sei, darf als überwunden betrachtet werden in dem Sinne, dass kein ernst zu nehmender Denker mehr glaubt, dass damit das Wesen des Actes richtig bezeichnet oder gar erschöpft sei. Dass das Urtheil auch nicht als Association gefasst werden dürfe, gedenke ich unten noch eingehender darzuthun. Eine andere Frage ist aber die, ob im Urtheil überhaupt ein Verbinden von Elementen vorliege, ob das Urtheil überhaupt ein Act der Synthese sei. *Kant* hat es wiederholt ausgesprochen, dass unser Verstand Synthesen vollziehe, und einer der hervorragendsten unter den gegenwärtigen Logikern, *Christoph Sigwart*, meint, dass zu jedem Urtheil mindestens zwei Vorstellungen gehören, die durch das Urtheil »in Eins gesetzt

werden«. *Sigwarts* Erörterung des Urtheilsproblems scheint mir noch immer die tiefgehendste unter allen zu sein, die dem Gegenstande gewidmet worden sind. *Sigwart* weiß sehr gut und hat es deutlich ausgesprochen, dass wir zum Denken, d. h. zum Urtheilen durch ein natürliches Functionsbedürfnis, sowie durch die Noth des Lebens, also durch biologische Momente veranlasst werden.*) Er betont auch ausdrücklich, dass dem bewussten Urtheilen eine Reihe unbewusster Processe vorangehe, durch welche Complexe von Empfindungen als einheitliche Wahrnehmungen gefasst und sprachliche Bezeichnungen für die Vorstellungen gebildet werden. *Sigwart* hat auch eingesehen, dass der Process des Urtheilens nur da richtig beobachtet werden könne, wo in einem denkenden Subjecte ein Urtheil selbständig erzeugt werde, und dass das Verstehen überlieferter Urtheile ein ganz anderer Vorgang sei, als das selbständige Erzeugen derselben. Das Urtheil hat nach *Sigwart* überhaupt volle Realität nur da, wo es in einem Bewusstsein als lebendiger Denkact sich vollzieht.**) In diesem bewussten Urtheilen, dessen sprachlicher Ausdruck der Behauptungssatz ist, findet jedoch *Sigwart* immer zwei Vorstellungen, die im Urtheil in Eins gesetzt werden. Wer beim Anblick eines brennenden Schlosses das Urtheil fällt, »das Schloss brennt«, der muss die Vorstellung des Schlosses und der herausschlagenden Flammen zuerst an dem ganzen Complexe unterscheiden und dann erst im Urtheil in Eins setzen. Damit ist freilich für *Sigwart* das Wesen des Urtheils nicht vollständig dargelegt. Es liegt zugleich in jedem vollendeten Urtheil als solchem das Bewusstsein der objectiven Giltigkeit dieser Ineinssetzung.***) Auch *Sigwart* findet also das Element des Glaubens in jedem Urtheil, allein dasselbe bezieht sich bei ihm nicht auf die Vorstellung, sondern auf das Ineinssetzen der Vorstellungen, d. h. auf das Urtheil. Die »Ineinssetzung« ist aber eine Synthese und wird auch oft als solche bezeichnet. Das Urtheil ist also nach *Sigwart* eine Synthese, mit der das Bewusstsein ihrer objectiven Giltigkeit verbunden ist.

*) Logik, I, S. 37.
**) a. a. O., S. 26 ff.
***) a. a. O., S. 98.

Richtig ist an *Sigwarts* Theorie schon das eine, dass in jedem bewussten Urtheile mindestens zwei Glieder zu unterscheiden sind. Richtig ist es ferner, dass diese beiden Glieder durch das Urtheil zu einer Einheit zusammenwachsen. Trotzdem möchte ich den Vorgang nicht als Ineinssetzung bezeichnen. Mir scheint vielmehr, dass die Vorstellungen vor dem Urtheil noch vielmehr eins sind, als nach demselben. In dem Anblick des brennenden Schlosses sind Subject und Prädicat ungeschieden vereinigt. Durch das Urtheil wird die Art und Weise ihrer Verbindung, die Form derselben bestimmt, indem das Brennen als Zustand des Schlosses aufgefasst wird. Inwiefern damit zugleich auch eine Objectivierung gegeben ist, wird die spätere Untersuchung zeigen.

Was *Sigwarts* Darstellung des Urtheilsproblems noch besonders auszeichnet, das ist die Vielseitigkeit und innere Übereinstimmung, die bei ihm zu finden ist. Seine Auffassung der psychologischen, der grammatisch-logischen, wie der erkenntniskritischen Bedeutung des Urtheils, stehen miteinander in vollkommenem Einklang. Überall tritt uns eine feste Weltanschauung entgegen, die mit wohlthuender Offenheit und Klarheit bekannt und zugrunde gelegt wird. Wenn ich nun in manchen nicht unwesentlichen Punkten eine andere Ansicht verfechten muss, so kann ich dies nicht thun, ohne der aufrichtigen Dankbarkeit Ausdruck zu geben für die Fülle von Belehrung und Anregung, die ich seinen Untersuchungen verdanke.

3. Das Urtheil ist eine Analyse. Diesen neuen, ungemein fruchtbringenden und zum großen Theil richtigen Gedanken hat wohl zuerst, jedenfalls aber am klarsten *Wilhelm Wundt* ausgesprochen.*) *Wundt* geht von der unzweifelhaft richtigen Thatsache aus, dass der beurtheilte Vorstellungsinhalt uns bereits vor dem Urtheile gegeben sei. Durch den Urtheilsact wird nun die vor dem Urtheile im Bewusstsein gegenwärtige »Gesammtvorstellung in ihre Bestandtheile zerlegt«. Nur so, meint *Wundt*, wird es begreiflich, dass das Urtheil ein geschlossener Denkact sei »und niemals durch fortwährende

*) Logik, 2. Aufl., I, S. 154 ff.

ins Unendliche verlaufen kann«. Die Art, wie die Gesammtvorstellung zerlegt wird, findet *Wundt* in der Entwicklung der Apperception und des dadurch bedingten Selbstbewusstseins Apposition neuer Vorstellungen gleich einer Associationsreihe vorgezeichnet. »Die nämliche Gegenüberstellung, die sich vermöge der Unterscheidung des Actes der Apperception von ihrem Inhalt in unserem Selbstbewusstsein vollzieht, erneuert sich nun fortwährend an diesem Inhalte selbst. Denn wie sich die Apperception als eine constante Thätigkeit abhebt von dem wechselnden Inhalt des Appercipierten, so sondert sich an unseren Vorstellungen von den wechselnden Vorgängen der bleibende Gegenstand, auf den wir diese Vorstellungen beziehen.«

Wundts Theorie hat zunächst den Vorzug, dass sie darüber belehrt, was durch das Urtheil mit dem Vorstellungsinhalt geschieht. Es ist ferner vollkommen richtig, dass zur Erklärung der Urtheilsform unser Selbstbewusstsein herangezogen wird. Was noch fehlt, ist ein Aufschluss darüber, in welche Beziehung die durch die Zerlegung gewonnenen Bestandtheile zu einander treten. Das bloße Sichabheben des bleibenden Gegenstandes von den wechselnden Zuständen scheint mir noch nicht alles zu sein, was sich im Urtheil vollzieht, und gerade zur Aufhellung dieser Beziehung lässt sich, meiner Überzeugung nach, das Selbstbewusstsein, speciell die Willensimpulse noch ausgiebiger und erfolgreicher heranziehen. Dann wird auch, zwar nicht die objective, wohl aber die objectivierende Bedeutung des Urtheilsactes klarer erkannt werden. Die Theorie *Wundts* bedarf somit mehr der Ergänzung als der Berichtigung.

Einen Übergang zu der vierten Gruppe bildet *B. Erdmanns* Theorie.*) *Erdmann* findet, der sprachlich sich vollziehenden Zerlegung in Subject und Prädicat entspreche durchaus nicht eine Zerlegung des Gedankens, vielmehr werde das Prädicat immer als dem Subject immanent vorgestellt, und in dieser »logischen Immanenz« liege das Wesen des Urtheils. Auch hierin liegt viel Richtiges, nur muss noch versucht werden, die

*) Logik, I, Halle 1891.

Art dieser Immanenz näher zu bestimmen. *B. Erdmanns* Logik ist übrigens noch überaus reich an treffenden Bemerkungen über die einzelnen Urtheilsarten, und wir werden noch oft auf die Ansichten dieses Forschers zurückzukommen haben.

4. Im Urtheile vollzieht sich eine Formung und Gliederung des Vorgestellten. Während die bisher besprochenen Theorien theils die Thatsache des Zusammenhanges zwischen Subject und Prädicat betonen, theils über die Beziehung des Gesammtbewusstseins zu dem Beurtheilten Rechenschaft zu geben suchen, ist die Art, die Form dieses Zusammenhanges weniger beachtet worden. Durch die sprachpsychologischen Untersuchungen *W. v. Humboldts, Steinthals* und *Lazarus'* waren nun die Vorbedingungen für eine solche Untersuchung gegeben, und auf Grund dieser Untersuchungen hat denn auch *Gustav Gerber* das Urtheilsproblem im Zusammenhang mit den ersten Phasen der Sprachentwicklung von einer neuen Seite erfasst.*) *Gerber* findet, dass die Urtheilsform erst dadurch vollendet wird, dass die Sprachwurzel in Subject und Prädicat auseinandertritt. Erst dadurch wird das Subject selbständig und wirkend nach Analogie unseres Ich gefasst, und der ganze Vorgang aus der Sprache des Universums ins Menschliche übersetzt. »Die Sprache setzt den Einheitspunkt des Bewusstseins in die Wahrnehmung der Zustände, Vorgänge, Bewegungen des Universums ein und durchdringt von ihm aus den Vorstellungsinhalt, ihn umgestaltend nach der Wesenheit des Menschen.« **)

Ohne Rücksicht auf die Sprache betrachtet *Bradley* ***) den Urtheilsact als eine Formung, und zwar als eine Formung des Realen, Wirklichen. Subject eines jeden Urtheils ist für ihn die reale Welt, und diese wird durch das Urtheil bestimmt. *Bradleys* Erörterungen sind sehr anregend und gehen den Problemen überall auf den Grund. Namentlich die objectivierende Bedeutung des Urtheils kommt bei ihm zugleich mit der formenden vollkommen zur Geltung.

*) *G. Gerber*, Die Sprache und das Erkennen. Berlin 1884.
**) *Gerber*, l. c. S. 82.
***) Principles of Logic. 1883.

Durch *Gerber* angeregt, habe ich meine Urtheilstheorie zunächst im Anschlusse an ihn in meinem Lehrbuche der Psychologie *) ausgesprochen und dieselbe dann in einem Aufsatze**) wiederholt. Dort sind auch einige Aussprüche anderer Forscher citiert, die ähnlich denken. Im Laufe der Jahre hat sich nun bei mir immer mehr die Überzeugung gefestigt, dass die Theorie, wie ich sie ausgebildet habe, den verschiedenen Formen und Arten des Urtheils gerecht werde, und dieselben besser, als es bisher geschehen, verständlich mache. Indem ich zugleich einzusehen glaubte, dass das Urtheilsproblem auch für die Bildung einer Weltanschauung grundlegend sei, habe ich die folgenden Untersuchungen angestellt, und gehe nun daran, dieselben nebst ihren Resultaten darzulegen.

*) Wien, *Pichler*, 1888; 2. Aufl., 1890.

**) Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie. XVIII, S. 162 ff.

Dritter Abschnitt.

Ursprung und Elemente der Urtheilsfunction.

---

1. Vorstellen und Urtheilen.

Indem wir jetzt zur Analyse des Urtheilsactes uns wenden, wollen wir vorerst noch bemerken, dass eine solche Zergliederung nur dann zu richtigen Resultaten gelangen kann, wenn man dieselbe an Urtheilen vornimmt, die im thatsächlichen Denken wirklich vorkommen, am besten an solchen, die man selbst bei irgend einer Gelegenheit gefällt hat. Nur an solchen Beispielen lässt sich die Urtheilsthätigkeit mit Erfolg beobachten, nicht aber an den in den Darstellungen der Logik so häufigen logischen Artefacten.

Zunächst wird nun zu fragen sein, welcher der allgemein anerkannte, nothwendige Bestandtheil jedes Urtheils sei. Die Antwort darauf kann nicht zweifelhaft sein. Jedes Urtheilen setzt voraus und enthält als Element in sich ein Vorstellen. Selbst *Brentano*, der doch das Urtheilen als eigene Classe psychischer Phänomene betrachtet und darin eine nicht weiter zu zerlegende elementare Function erblickt, gibt zu, dass jedes Urtheilen ein Vorstellen voraussetze. Zweifellos ist also eine Vorstellung in jedem Urtheilsact enthalten und bildet seine nothwendige Voraussetzung. Unter Vorstellung verstehe ich hier ganz allgemein das Bild eines Gegenstandes im Be-

wusstsein, mag dasselbe durch Sinneseindrücke gegenwärtig gegeben oder nur erinnert sein. Dass die Vorstellung in diesem A. 31 Sinne nicht ein Element ist, sondern aus einfachen Empfindungen besteht, wie das psychologische Experiment nachweist, das bleibt hier unberücksichtigt, obgleich ich später von dieser Thatsache ausgiebigen Gebrauch zu machen gedenke. Ebenso bleibe hier die Frage nach dem Verhältnis der Vorstellung zum vorgestellten Object unerörtert. Ich meine die Frage, ob die Vorstellungen Bilder oder nur Zeichen extramentaler Objecte, oder am Ende keines von beiden sind. Psychologisch ist die Vorstellung von dem vorgestellten Inhalt nicht zu trennen. Die Vorstellung ist ein psychischer Vorgang, zu dessen Wesen es gehört, einen Inhalt zu haben, welcher dem Vorstellenden als Gegenstand oder Vorgang der sogenannten »Außenwelt« erscheint. Ich beschränke nämlich hier den Sinn des Wortes Vorstellung weiter dahin, dass ich zunächst nur von Vorstellungen spreche, deren Inhalt der sogenannten äußeren Welt angehört. Ob auch psychische Vorgänge vorgestellt werden können, ohne dass sie zugleich in die Urtheilsform gebracht würden, wird später zu erörtern sein. Sicher ist, dass die Vorstellung, wie wir sie hier verstehen, vollzogen werden kann, ohne dass sich damit ein Urtheil verbindet, und thatsächlich oft so vollzogen wird.

Wenn ich einen blühenden Baum wahrnehme, so kann ich das Bild desselben in mich aufnehmen, auch wenn ich nichts vom Namen des Baumes weiß und noch nie ein Urtheil darüber gefällt habe. In der Vorstellung ist der blühende Baum als ein Ganzes gegeben, und die Vorstellung desselben kann, je nach den psychischen Dispositionen des Vorstellenden, die verschiedensten Associationen wecken. Er mag an andere Bäume sich erinnern, die mit dem wahrgenommenen Ähnlichkeit haben, oder an Erlebnisse denken, die damit zusammenhängen. Zu dem Urtheil »der Baum blüht« kann jedoch eine Association als solche niemals werden. Dazu fehlt der Association ein wesentliches Merkmal des Urtheilsactes, welches schon *Plato* bemerkt hat, dieselbe ist niemals in sich abgeschlossen. Immer neue Glieder schließen sich an, immer neue Abzweigungen von der ursprünglichen Richtung finden

statt, und nirgends ein nothwendiger, in der Natur der Association liegender Abschluss. Wenn das Urtheil vielfach als Association gefasst wurde, so liegt der Grund dafür in der überlieferten Lehre, das Urtheil sei eine Verbindung von Begriffen, welche Lehre durch Anwendung des Associationsbegriffes ein mehr psychologisches Gepräge erhalten sollte. Das Urtheil ist aber auch schon deshalb keine Association, weil darin ja gar nichts associiert wird. In dem Urtheil »der Baum blüht« tritt ja zu der Vorstellung des blühenden Baumes kein neues Vorstellungselement hinzu. Alles was im Urtheil vorgestellt wird, wurde auch schon früher vorgestellt, und das Wesen der Association besteht ja doch darin, dass durch eine Vorstellung andere erweckt werden, die früher nicht vorgestellt wurden.

Was ist es nun, das sich durch das Urtheil »der Baum blüht« an der Vorstellung ändert? Was geschieht, wenn wir auf Grund später zu untersuchender Motive durch die Vorstellung des blühenden Baumes veranlasst werden, das Urtheil zu fällen: »der Baum blüht«? Zunächst könnte man, wenn man an das ausgesprochene Urtheil denkt, sagen: Es kommen Articulationsempfindungen der Sprachorgane als etwas Neues hinzu. So wichtig nun auch, meiner Überzeugung nach, die Sprache für die vollständige Entfaltung der Urtheilsfunction ist, so möchte ich doch hier, wo wir es mit der elementaren Analyse des Urtheilsactes zu thun haben, noch davon absehen. Die im vollständigen Aussagesatze ausgeprägte Urtheilsform lässt zwar das Wesen der Urtheilsfunction am deutlichsten hervortreten, und ich glaube nicht, dass es ohne eingehendes Studium der Sprachentwicklung gelingen kann, die Natur und die Bedeutung des Urtheilsactes richtig zu erkennen: was aber der vollständige Satz bietet, ist das Endglied einer Entwicklungsreihe, die schon im vorsprachlichen Seelenleben beginnt. Aus dem Satze, der äußeren Form des Urtheils, kann man erkennen, dass es auch eine innere Urtheilsform gibt, die im Satze zur vollen Entfaltung gelangt. Was wir jetzt vorhaben, ist eben die Auffindung dieser inneren Form, in welche die Vorstellungsinhalte durch das Urtheil gebracht werden. Bei der Bestimmung dieser inneren Form muss ich aber zunächst

von den Articulationsempfindungen absehen, weil sonst leicht die Meinung entstehen könnte, ich hielte das Urtheil für eine Association von Sinnes- und Articulationsempfindungen.

Was geschieht also, abgesehen von der sprachlichen Formulierung, mit dem Vorstellungsinhalte »blühender Baum« dadurch, dass ich das Urtheil fälle: »Der Baum da blüht«? Zunächst wird, wie jeder deutlich sehen kann, der Vorstellungscomplex in Theile zerlegt. Was früher als unzergliedertes Ganze gegeben war, erscheint jetzt in Theile zerfallen. In dieser analytischen Function erblicken nun namhafte Forscher, besonders *Wundt*, das wesentliche Charakteristicon des Urtheilsactes, allein es lässt sich zeigen, dass eine darauf gegründete Beschreibung des Urtheilsactes nicht vollständig ist, wenn auch zugegeben werden muss, dass eine solche Zerlegung thatsächlich stattfindet. Diese Zerlegung des Vorstellungscomplexes kann nämlich erfolgen, auch ohne dass ein Urtheil gefällt werde. Indem sich nämlich aus irgendwelchen Motiven die Aufmerksamkeit auf einen Theil der zusammengesetzten Vorstellung, z. B. auf die Blüte richtet, erscheint die Vorstellung bereits zerlegt, und es ist durchaus nicht nöthig, dass diese Zerlegung zu einem Urtheile führe. Dieselbe kann zum Ausgangspunkt einer Associationsreihe werden, die uns von dem vorliegenden Vorstellungscomplexe weit wegführt. Gegen die Vollständigkeit der Zerlegungstheorie lässt sich auch noch Folgendes einwenden: Der Baum des Urtheils ist ja gar nicht der Rest des Vorstellungscomplexes, der übrig bleibt, wenn man die Blüte abzieht. Der Baum des Urtheils ist ja eben der besondere blühende Baum, und nur als solcher blüht er. Deshalb hat auch *B. Erdmann* sehr richtig bemerkt, dass das Prädicat durch das Urtheil sich nicht etwa vom Subject fortbewege, sondern ihm logisch immanent bleibe. Über das Wesen der logischen Immanenz hat aber *B. Erdmann* in seinen sehr wertvollen und bedeutenden Untersuchungen keine Rechenschaft gegeben. Mir scheint nun allerdings, dass die Urtheilsfunction sich soweit entwickeln kann, dass man ihr Wesen als logische Immanenz des Prädicats im Subjecte bezeichnen mag. Aber nur, wenn die elementaren psychologischen Processe erkannt sind, welche es ermöglichen,

dass das Urtheil jenen hohen Grad von Abstraction erreiche, welcher nöthig ist, um dasselbe als logische Immanenz zu fassen; erst dann, sage ich, wird man wirklich wissen können, was die logische Immanenz eigentlich bedeutet.

Was leistet nun, so fragen wir uns von neuem, das Urtheil, abgesehen von den Articulationsempfindungen, außer der Zerlegung des Vorstellungscomplexes? Meine Antwort auf diese Frage, in welcher ich eine bereits vor Jahren ausgesprochene und seitdem immer wieder geprüfte und richtig befundene Überzeugung ausspreche, lautet: Durch das Urtheil wird der ganze Vorstellungscomplex, der unzergliederte Vorgang dadurch geformt und gegliedert, dass der Baum als ein kraftbegabtes, einheitliches Wesen hingestellt wird, dessen gegenwärtig sich vollziehende Kraftäußerung eben das Blühen ist. Die Function des Urtheilens ist somit nicht sowohl ein Trennen oder Verbinden, sie besteht vielmehr in der Gliederung und Formung vorgestellter Inhalte. Der Baum des Urtheils ist jedoch durch das Urtheil zugleich als ein selbständiges, vom Urtheilenden unabhängiges Kraftcentrum hingestellt, und das Blühen als seine Thätigkeit gefasst. Wir verlegen im Urtheil in den Baum die Kraft, das Blühen hervorzubringen. Dadurch wird der Vorgang aus seinem Zusammenhange mit meinem sonstigen Vorstellungsvorrathe zunächst losgelöst, er wird isoliert und gleichsam für das Bewusstsein erledigt. Wir sind vorläufig fertig damit, und gerade dieses abschließende Moment des Urtheilsactes verbietet, denselben als Association zu betrachten. Dadurch aber, dass wir den Baum als selbständiges, von uns unabhängiges Kraftcentrum hinstellen, haben wir den gegebenen Vorstellungscomplex auf jene Form gebracht, die seine Verwertung für unsere praktischen Bedürfnisse erleichtert und in gewissem Sinne erst möglich macht. Das wird freilich erst im Laufe der weiteren Untersuchung vollständig klar werden. Zugleich mit der Gliederung und Formung vollzieht sich aber im Urtheile auch das, was die Engländer »belief«, die Schule *Brentanos* »Anerkennung« nennen. Der Baum wird in dem Urtheile als etwas Selbständiges, von mir unabhängig Existierendes hingestellt und dadurch gewissermaßen aus meiner

Vorstellung herausgestellt und so objectiviert. Diese Objectivierung vollzieht sich aber nicht erst durch das vollständige, in Satzform ausgedrückte Urtheil, sondern ist implicite schon in der Wahrnehmung gegeben. Darum halte ich es mit *Brentano* für vollkommen richtig, dass auch schon die Wahrnehmung ein Urtheil sei. Allerdings führe ich das auf eine unbewusste Wirkung der Urtheilsfunction zurück, die in den elementarsten psychischen Vorgängen ihre Quelle hat. Dies wird allerdings erst klar werden können, wenn die Entstehung der Urtheilsfunction aus Gefühls- und Willenselementen dargestellt sein wird, allein einige Bemerkungen darüber müssen schon hier gemacht werden.

Die sinnlichen Wahrnehmungen sind uns durchaus nicht als psychische Zustände gegeben, sondern nur als Gegenstände und Vorgänge der Außenwelt. Auch an den Gegensatz zwischen unserm Ich und der Umgebung wird dabei gar nicht gedacht. Der Gegensatz von Subject und Object fehlt noch gänzlich, und so kann man, streng genommen, nicht sagen, in der Wahrnehmung liege die Objectivierung. Der Ausdruck ist nur in dem Sinne richtig, dass in der Wahrnehmung implicite das enthalten ist, was später, wenn der Gegensatz zwischen Ich und Außenwelt zum Bewusstsein gekommen ist, Objectivierung genannt wird. Weil nun im vollständigen Urtheile die Objectivierung deutlich vorliegt, in der Wahrnehmung aber bloß implicite gegeben ist, so liegt die Vermuthung nahe, dass in der Wahrnehmung bereits jene psychischen Keime enthalten sind, welche, entfaltet und verstärkt, im Urtheile zu vollem Leben erwachen.

Die Formung und Gliederung, die wir als Wesen der Urtheilsfunction kennen lernten, ist jedoch in der Wahrnehmung nicht enthalten. Der blühende Baum, der fliegende Vogel, die weiße Rose sind in der Wahrnehmung einheitliche, unzergliederte Inhalte. Allerdings wird darin das Object, das Ding im Vordergrunde der Aufmerksamkeit stehen, und auch die Existenz dieser Dinge ist in der Wahrnehmung mit gegeben. Als Kraftcentra aber, die nach Analogie unserer eigenen Willenshandlungen Wirkungen ausüben, erscheinen sie erst in dem und durch das Urtheil. Die bloße sinnliche Wahrnehmung hat mit

ihrer meist starken Gefühlswärme etwas Chaotisches, Verwirrendes, in welches erst durch das Urtheil Ordnung gebracht wird. Jetzt sind Baum, Vogel, Rose etc. Kraftcentra, die unabhängig von uns ihre Thätigkeit entfalten. Diese Thätigkeit kennen zu lernen, ist von eminentem praktischen Interesse. Jetzt zeigt sich an einem Dinge diese, jetzt wieder eine andere Thätigkeit, und indem ich diese demselben Kraftcentrum, demselben Wesen zuschreibe, erfahre ich nach und nach, wessen ich mich überhaupt von diesem Wesen zu versehen habe. Wir haben die gliedernde und formende Function des Urtheilsactes an einem Beispiele erläutert, das der sogenannten äußeren Erfahrung entnommen war, und wir werden uns auch weiterhin in der Analyse der Urtheilsfunction auf solche Urtheile beschränken. Dies scheint uns namentlich deshalb geboten, weil ja zweifellos die ersten Urtheile, die der Mensch gefällt hat, und die ersten, welche das Kind heute fällt, Wahrnehmungsurtheile sind, und weil es ja immer zuerst die der sinnlichen Wahrnehmung sich darbietende Umgebung ist, in welcher sich zu orientieren und welche sich zurechtzulegen der Mensch ein Interesse hat. Dass das Urtheilen die primitivste und zugleich die umfassendste und allgemeinste Art eines solchen Orientierens ist, das ist, soviel ich weiß, noch nicht bemerkt worden, und gerade darin erblicke ich die Hauptbedeutung dieser Function. Erst wenn wir daran gehen, die Entwicklung derselben darzustellen, wird es sich zeigen, inwieferne der Grundtypus des Urtheils auch in denjenigen Gebilden derselbe bleibt, welche der inneren Erfahrung oder überhaupt einer complicierten Thätigkeit des Bewusstseins ihre Entstehung verdanken.

Meine Auffassung des Urtheilsactes bringt es mit sich, dass ich die Zweigliedrigkeit für eine wesentliche Eigenschaft desselben halte. Die von *Hume* und *Brentano* ausgesprochene, gegentheilige Ansicht wird bei Erörterung der Impersonalien und der Existentialurtheile gewürdigt werden.

Das Verhältnis des Urtheilens zum Vorstellen lässt sich nach dem Gesagten etwa folgendermaßen zusammenfassen: Während wir beim Vorstellen — mehr oder minder passiv — von der Umgebung afficiert werden, vollziehen wir im Urtheile

eine Gliederung und Formung der vorgestellten Vorgänge, indem wir das gegebene Object als Kraftcentrum fassen, das jetzt in bestimmter Weise thätig ist. Mit dieser Formung vollzieht sich gleichzeitig die Objectivierung des Vorganges, indem das Subject als selbständiges, von uns unabhängiges Wesen erscheint, welches seine Thätigkeit entfaltet, mögen wir es wissen oder nicht. Das Resultat ist ein modificiertes Vorstellen und nicht etwa eine eigene Classe psychischer Phänomene. Wir stellen den Vorgang nach dem Urtheil anders vor, als vor demselben. Es wird nun zu untersuchen sein, wodurch diese Modification des Vorstellens hervorgerufen wird, und aus welchen Elementen sie besteht.

2. Gefühlselemente im Urtheil.

Schon für die primitive Psychologie, wie sie uns in frühen Erzeugnissen des Menschengeistes vorliegt, und wie sie sich in den Äußerungen wissenschaftlich nicht geschulter Menschen uns darbietet, ist ein Unterschied zwischen Wahrnehmen und Denken vorhanden. Das Wahrnehmen gilt als einzige sichere Quelle der Erkenntnis, das Denken ist meist ein Überlegen zu praktischen Zwecken. Schon auf dieser Stufe erscheint das Wahrnehmen vorwiegend als ein Afficiertwerden, als ein Leiden, das Denken und Überlegen hingegen als ein Thun, ein Handeln. Bald zeigt sich nun, dass nicht nur für das praktische Überlegen, sondern auch zur richtigen Auffassung der Außenwelt eine von der sinnlichen Wahrnehmung verschiedene innere Thätigkeit erforderlich ist; und wenn auch eine Zeitlang diese beiden Quellen der Erkenntnis für die ungeschulte Selbstwahrnehmung zusammenfließen, so lernt sich der Mensch doch nach und nach soweit selbst kennen, dass er merkt: der von außen kommende Wahrnehmungsinhalt müsse in seinem Innern erst verglichen, gedeutet, bezogen werden, damit er zum geistigen Eigenthum und praktisch verwertbar werde. *Platon* hat diesen Gedanken im Theätet deutlich ausgesprochen, und die Stoiker haben die Zustimmung zu dem von der Wahrnehmung Dargebotenen direct als Willensact bezeichnet. Diese Lehre, die sich auch bei *Descartes,*

Spinoza und *Malebranche* findet, hat bis in die neueste Zeit fortgewirkt und ist besonders von *Bain* und *Windelband* scharf betont worden. Auch in *Kants* Unterscheidung der Receptivität und Spontaneität ist die Ansicht ausgesprochen, dass das Denken gegenüber der Empfindung eine Thätigkeit sei. Da nun schließlich alles Denken Urtheilen ist, so dürfen wir wohl sagen: das Urtheilen hat neben der receptiven Seite des Vorstellens auch eine active an sich.

Die neuere Forschung hat freilich, und zwar namentlich mit Hilfe des psychologischen Experimentes, nachgewiesen, dass auch die sinnliche Wahrnehmung kein bloßes Empfangen, sondern schon ein Zusammenfassen und Gestalten ist. Um so eher wird man zugeben, dass im Urtheilen eine Thätigkeit vorliegt, und um so wahrscheinlicher wird unsere Vermuthung, dass auch die Wahrnehmung schon das Product der allerdings noch unbewusst wirkenden Urtheilsfunction sei.

Jedenfalls ist also das Urtheilen nicht nur ein Vorstellen, sondern zugleich auch ein Thun, ein Willensact. Jeder Willensact, jeder innere Antrieb setzt aber Lust- und Unlustgefühle voraus. Es ist also zweifellos, dass das Urtheil Gefühls- und Willenselemente enthält. Untersuchen wir nun die ersteren.

Wenn ein Vorstellungsinhalt mich zur Fällung eines Urtheiles veranlassen soll, dann muss derselbe in irgend einer Weise mein Interesse erwecken. Was ist nun psychologisch das Interesse? Das Wort hat zwei verschiedene Bedeutungen, die man kurz als theoretisches und praktisches Interesse unterscheiden kann. »Ich habe Interesse für Musik, für Reisebeschreibungen, für das Theater« — sind Beispiele für die theoretische Bedeutung; »mein Freund hat Interesse an dem Zustandekommen dieser Unternehmung« — wäre ein Beispiel für das Interesse im praktischen Sinne. Es bedarf wohl keiner weiteren Begründung, wenn wir sagen, dass für uns hier nur das theoretische Interesse in Betracht kommt.

Um die psychologische Natur dieses Phänomens zu erfassen, legen wir *Dörings* Theorie des Bedürfnisses zugrunde. In seiner »Güterlehre« (Berlin 1888) hat *Döring* darauf hingewiesen, dass die Erhaltung eines jeden Organismus an bestimmte Bedingungen geknüpft sei, und hat die Erfüllung einer

jeden dieser Bedingungen ein »Erfordernis« für den Organismus genannt. Sobald nun beim menschlichen Organismus ein solches objectives Erfordernis sich auch subjectiv, d. h. durch ein psychisches Phänomen geltend macht, wird dasselbe zum Bedürfnis. Diese Begriffsbestimmung, die auch schon früher von der Nationalökonomie in ähnlicher Weise vollzogen war, hat den Vorzug, dass sie der biologischen Bedeutung der psychischen Phänomene gerecht wird und den Zusammenhang zwischen psychischem und physischem Geschehen ohne jede Metaphysik rein empirisch voraussetzt. Die Befriedigung eines Bedürfnisses wird nun als Lust, die Nichtbefriedigung als Unlust empfunden.

Döring theilt nun die Bedürfnisse in doppelter Weise ein: zunächst in körperliche und seelische, dann in materiale und formale. Zweifellos ist nun das Interesse in dem Gebiete der seelischen und zugleich der formalen Bedürfnisse zu suchen. Die formalen Bedürfnisse sind nichts anderes als Functionsbedürfnisse. Die Fähigkeiten, deren der Organismus zu seiner Erhaltung bedarf, dürfen nicht zu lange unbethätigt bleiben, da sie durch langen Nichtgebrauch nur allzuleicht verkümmern. Dieses Functionsbedürfnis wird schon durch das Fungieren selbst befriedigt, und es bleibt gleichgiltig, an welchem Stoff es sich bethätigt. So haben wir nach längerem Verweilen im Dunkeln das Bedürfnis, überhaupt zu sehen, und es kommt dabei nicht darauf an, was wir sehen. Ebenso geht es uns mit den höheren Functionen unseres intellectuellen und emotionellen Lebens. Wir wollen uns überhaupt intellectuell bethätigen, wollen überhaupt Gelegenheit zu Gemüthserregungen haben, wenn wir durch Umstände diese Fähigkeiten längere Zeit nicht genügend bethätigen konnten. Die Lust nun, die uns die Befriedigung unseres psychischen Functionsbedürfnisses gewährt, ist eben das, was wir Interesse nennen. Wir erleben dasselbe überall dort, wo die eben vor sich gehende psychische Beschäftigung uns befriedigt. Will man noch genauer scheiden, so kann man den Begriff des Interesses auf das intellectuelle Gebiet beschränken, da die Lust aus der Gemüthserregung, also aus der Befriedigung des emotionellen Bedürfnisses selten mit dem Namen Interesse

bezeichnet wird. Man spricht hier lieber vom Reize, wie z. B. vom Reize des Hazardspieles, einer gefahrvollen Bergbesteigung. Das theoretische Interesse ließe sich somit definieren als die Lust aus der Befriedigung des intellectuellen Functionsbedürfnisses.

Die Vorstellung, sagten wir oben, veranlasst uns dann, ein Urtheil zu fällen, wenn sie unser Interesse erregt. Das heißt, wie wir jetzt wissen, nichts anderes, als: wenn die Vorstellung unser intellectuelles Functionsbedürfnis rege macht. Dies kann nur dann geschehen, wenn die Vorstellung allein dieses Bedürfnis nicht befriedigt. Nun finden wir in unserem entwickelten Bewusstsein freilich selten ein Vorstellen vor, dessen Inhalt nicht schon durch frühere Urtheile jene unserem Bewusstsein gemäße Formung und Gliederung erfahren hätte, allein es gibt doch gewisse Fälle, wo es gelingt, von diesem Einflusse früherer Urtheile abzusehen. Da zeigt es sich, dass zuweilen doch wohl die Vorstellung allein unser psychisches Functionsbedürfnis befriedigt, indem sie, ohne dass wir zur Fällung von Urtheilen veranlasst würden, direct Lustgefühle hervorbringt. Wir können das z. B. bei Betrachtung eines Feuerwerkes oder der jetzt so beliebten Fontaines lumineuses, beim Beschauen einer Waldlandschaft und namentlich beim Hören von Musik beobachten. Gar häufig ist es da der Fall, dass wir im Schauen und im Lauschen ganz aufgehen und gar keinen Anlass zu weiterer Thätigkeit in uns vorfinden. Die Bethätigung unserer Sinnesfunction thut uns wohl, und die stetige Befriedigung, die unser Vorstellungsbedürfnis findet, gewährt uns genügende Lust. *Goethe* hat im elften Buche von Wahrheit und Dichtung*) von einem derartigen Eindrucke von Kunstwerken gesprochen und gesagt: »Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend, ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glückes fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken lässt.« Bei der intuitiven Seelenkenntnis *Goethes* darf ich diese Äußerungen wohl als Beleg für das thatsächliche Vorkommen

*) *Hempel,* 22, S. 53.

solcher Vorstellungen anführen und wohl auch darauf hinweisen, dass der Ausdruck »zersplitterndes Urtheil« in seinem Munde beweist, dass auch er dem Urtheil eine zerlegende, umgestaltende Function zuschreibt. Man muss solche Zustände, die gewiss jeder erlebt hat, in der Erinnerung zu reproducieren suchen, um den Übergang vom Vorstellen zum Urtheilen und das im intellectuellen Bedürfnis liegende Motiv zu diesem Übergang recht deutlich zum Bewusstsein zu bringen.

Denken wir uns nun, wir stünden auf der Spitze eines Berges, von wo sich eine schöne Aussicht auf viele andere Bergspitzen darbietet. Der Fall lässt sich denken, dass ein Beschauer sich ganz dem sinnlichen Eindrucke hingibt, den die Bergformen, die Schneefelder und Gletscher auf das Auge machen. Dieser wird dann in Bezug auf seine psychischen Functionsbedürfnisse durch die Vorstellung allein befriedigt. Viel häufiger wird es aber geschehen, dass wir zu bestimmen suchen, wie diese oder jene Bergspitze heiße, in welcher Gegend sie liege; besonders wenn wir dieselbe Aussicht öfter genießen, werden wir vom Schauen allein nicht befriedigt sein. Unser Interesse wird rege, und wir werden uns veranlasst sehen, Urtheile zu fällen und etwa auszurufen: das ist Schnee; das ist der Dachstein; dort schaut die Spitze des Großglockners her; wie heißt der Berg dort rechts vom Untersberg? u. dgl. Unser Interesse ist eben erregt worden, und das Bedürfnis nach intellectueller Beschäftigung kann nur durch Urtheile befriedigt werden. Die Fragen, die sich aufdrängen, sind eben der Ausdruck des Functionsbedürfnisses, zeigen aber durch ihre Form, dass Urtheile erwartet und verlangt werden. Nur durch diese wird in den meisten Fällen das Bedürfnis befriedigt, und man könnte sogar so weit gehen, zu sagen: das Interesse sei die Lust am Urtheilen.

Wodurch aber befriedigt das Urtheil jenes Bedürfnis? Zunächst dadurch, dass es eigene Thätigkeit, dass es Bethätigung innerer Kräfte, und nicht bloß, wie das Vorstellen, ein Afficiertwerden ist; dann aber vornehmlich dadurch, dass es den durch die Vorstellung angeregten Process zum Abschlusse bringt und dem Inhalte jene Form gibt, welche unserem Bewusstsein gemäß ist, und die den Inhalt erst zu

unserem geistigen Eigenthume macht. »Das ist der Dachstein« heißt nichts anderes als: der Gesichtseindruck, den ich soeben gehabt habe, ist Wirkung des aus früherer Erfahrung bekannten Kraftcentrums »Dachstein«. Das Bedürfnis nach Bethätigung unserer intellectuellen Kräfte wirkt also als Motiv des Urtheilens. Das Interesse aber oder die Lust aus der Befriedigung dieses Bedürfnisses ist ein Element des Actes selbst, welches denselben durchaus begleitet und durchdringt. Jedes Urtheil ist somit an und für sich lustvoll, weil es ein Bedürfnis befriedigt. Der häufige Gebrauch aber, den wir von der Urtheilsfunction machen, bewirkt, dass sich die damit verbundene Lust bald abstumpft. Namentlich vermag sich dieselbe nicht gegen die Gefühle zu behaupten, welche der durch das Urtheil geformte und zu unserem geistigen Eigenthume gewordene Vorstellungsinhalt vermöge der sich damit verbindenden stofflichen Associationen in uns wachruft. Wenn das Kind beim Anblick des rückkehrenden Vaters freudig ausruft: »der Vater kommt!«, dann kann neben der Freude über die Wiederkehr und den sich daran knüpfenden Erwartungen die bloß formale Lust am Urtheile nicht zum Bewusstsein kommen. Wird umgekehrt ein trauriges Ereignis, etwa »der Vater ist todt«, durch ein Urtheil constatiert, so überwiegen selbstverständlich die damit verbundenen schmerzlichen Gefühle weitaus über die Lust am Urtheil. Dazu kommt, dass wir Kinder einer Jahrtausende alten Cultur den größten Theil unserer Vorstellungsinhalte bereits in der Form von Urtheilen zurechtgelegt erhalten und so nur selten die Freude haben können, uns den Inhalt gleichsam aus dem Rohen zurechtzuformen. Trotzdem aber bleibt die ursprünglich mit dem Urtheile verbundene Lust ein Element der Function, und dasselbe erweist sich noch heute wirksam. Wie oft hat man es gedacht und ausgesprochen, dass die traurigste Gewissheit angenehmer sei als die Qual der Ungewissheit. Hier zeigt sich die im Urtheile an sich liegende Lust wirksam, und zwar wird sie es namentlich durch die Unlust, welche das Gehemmtsein der Function hervorruft: die Lust am Urtheil vermag der Unlust am beurtheilten Inhalte entgegenzuwirken. Dafür finden wir wieder bei *Goethe* ein interessantes Beispiel: Im fünfzehnten Buche von Wahrheit

und Dichtung*) erzählt *Goethe* von dem unangenehmen Eindrucke, den ein anonym veröffentlichtes Pamphlet »*Prometheus und seine Recensenten*« auf ihn gemacht hatte. Der Verfasser musste, das war aus einigen Indiscretionen zu ersehen, dem intimsten Freundeskreise des Dichters angehören.

Goethe war über den Verfasser sehr ungehalten und war eifrig bemüht, ihn zu errathen. »Als ich mir in meiner Stube, auf- und abgehend das Büchelchen laut vorlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme *Wagners*, und er war es auch.« *Wagner* hatte sich inzwischen der Mutter *Goethes* entdeckt und um ihre Fürsprache gebeten. »Hier kam ihm nun,« so fährt der Dichter fort, »sehr zu statten, dass ich es selbst entdeckt hatte und durch das Behagen, wovon ein jedes eigene Gewahrwerden begleitet wird, zur Versöhnung gestimmt war. Der Fehler ward verziehen, der zu einem solchen Beweise meiner Spürkraft Gelegenheit gegeben hatte.«

So wäre denn das Gefühl als Element des Urtheilsactes erwiesen, und die Analyse hat weiterzuschreiten und die darin enthaltenen Willenselemente bloßzulegen.

3. Willenselemente im Urtheil.

Im vorhergehenden Capitel haben wir gezeigt, dass es bei der Zergliederung psychischer Phänomene nicht angeht, die Analyse von der genetischen Betrachtung zu trennen: Es war nicht möglich, das Interesse als Element des Urtheilsactes nachzuweisen, ohne auf die Entstehung desselben einzugehen. Unsere oben gegebene Charakteristik der psychologischen Analyse im Gegensatze zur chemischen findet hier ihre Bestätigung. Im vorliegenden Capitel werden wir noch tiefer in die Quellen des Urtheils hinabzusteigen haben und dabei die Beschreibung des fertigen Urtheils, sowie die Angabe der darin enthaltenen Elemente noch weniger von der Darlegung seiner Entstehung zu sondern imstande sein.

---

*) *Hempel*, 22, S. 192 f.

Die Function des Urtheilens besteht, wie wir gesehen, in einer bestimmten Formung und Gliederung des Vorstellungsinhaltes. Die Form, in welche das Urtheil den Inhalt umgießt, ist die, dass der Vorgang im Urtheile als ein in sich abgeschlossener Act erscheint, welcher durch die Thätigkeit eines kraftbegabten Wesens hervorgerufen wird. Den Vorstellungsinhalt zu zergliedern, wird unser Bewusstsein, durch das Interesse veranlasst, welches uns dieser Inhalt einflößt, und welches zu einer weiteren Beschäftigung mit diesem Inhalte, zu seiner Gestaltung und Aneignung anregt.

Wenn die Urtheilsfunction unserem Bewusstsein bereits geläufig geworden ist, dann ist das Ausführen des vom Vorstellungsinhalte gegebenen Impulses leicht und geht vor sich, ohne dass wir ein Gefühl der Anstrengung, der Thätigkeit haben. Wenn aber diese Form erst gesucht wird, wie dies beim Urmenschen vorausgesetzt werden muss, da haben wir uns zweifellos zu denken, dass die verwirrende Vorstellungsmenge eine heftige Gährung im Innern hervorruft, die alle geistigen Kräfte in Bewegung setzt und ein lebendiges Spiel der Willensimpulse zur Folge hat. Das lebhafte Bedürfnis nach Klärung findet seine naturgemäße Befriedigung im Urtheil. Diese Form war die gesuchte, weil sie die allein gemäße ist. Das Suchen nach dieser Form ist aber jedenfalls ein Willensact, der unternommen wird, um den Vorstellungsinhalt zu gestalten und für praktische Zwecke verwertbar zu machen. Schon insofern ist also das Urtheilen ein Thun, und somit ein Wollen. Nicht nur die Zustimmung zu einem Urtheile, die συγκατάθεσις der Stoiker, die von *Descartes, Spinoza* und mehreren Denkern der Gegenwart wieder aufgenommen wurde, ist ein Willensact, das Urtheilen selbst, insoferne es gestaltet und gliedert, ist ein Thun und somit ein Wollen.

Noch weit wichtiger werden aber unsere Willensimpulse für das Urtheil, wenn wir uns die Form, welche der Vorstellungsinhalt im Urtheil annimmt, genau ansehen. Im unzergliederten Vorgange wird jetzt Ding und Thätigkeit geschieden, und zwar die Thätigkeit als Kraftäußerung des Dinges vorgestellt. Dieses Ding aber, das Subject des Urtheils, erscheint dem primitiven Bewusstsein des Urmenschen, sowie

heute noch dem Kinde durchaus als belebtes, wollendes Wesen, und seine Thätigkeiten sind Willensäußerungen. Für den Urmenschen wie für das Kind blüht der Baum, weil er will, der Fluss fließt, weil er will, und der Wind bläst, weil er will. Wo die sinnliche Wahrnehmung kein Ding bietet, da ersinnt die Phantasie selbst wollende Wesen, um die Vorgänge als deren Willensäußerungen fassen zu können. Dieser ursprünglich ganz allgemeine Anthropomorphismus wird ja von den Forschern so ziemlich einstimmig zugegeben, allein man betrachtet denselben als eine bald zu überwindende Vorstufe der Erkenntnis. Man bemüht sich meistens zu zeigen, dass man, um zu exacten Resultaten zu gelangen, von diesem Anthropomorphismus möglichst vollständig sich befreien müsse. Mir scheint indessen die Einsicht in das Wesen und in die Entstehung dieses »Irrthums« viel wichtiger als die Beseitigung, welche meiner Überzeugung nach nicht einmal vollständig gelingen kann.

Woher hat nun der Mensch die Idee, allen Wesen seiner Umgebung einen Willen zuzuschreiben? Zweifellos aus der eigenen Erfahrung. Was lehrt ihn nun die eigene Erfahrung? Sie lässt ihn täglich und stündlich erleben, dass seine Bewegungen auf innere Impulse hin erfolgen, ja, dass sie mit diesen Impulsen fast zusammenfallen. Jeder Schritt, den der Mensch thut, jede Wendung des Kopfes, jedes Heben des Armes lehrt ihn aufs neue die Verbindung des inneren Erlebnisses mit der Bewegung des Körpers kennen. Diese Verbindung ist aber eine so innige, dass Willensimpuls und Bewegung eigentlich eins sind. Der Impuls ist der Anfang der Bewegung, und er kommt thatsächlich auch erst zum Bewusstsein, wenn die Bewegung begonnen hat. Es ist zwar in der neueren Psychologie viel von einem Innervationsgefühl die Rede, welches den Impuls begleitet und psychisch markiert, noch bevor ein Muskel von der Innervation erreicht wird. Die genaue Selbstbeobachtung hat mich jedoch darüber belehrt, dass von einem solchen Gefühle in der inneren Wahrnehmung nichts zu merken ist. Wir haben immer nur Muskelempfindungen, wenn wir eine Bewegung ausführen wollen; schon die Vorstellung einer auszuführenden Bewegung ist, wenn man sich

genau beobachtet, mit Muskelempfindungen verbunden. Diese Thatsache wird sich später bei der Erörterung des Causalproblems als sehr wichtig erweisen. Hier aber soll sie uns nur lehren, dass sich schon der primitiven Wahrnehmung der Impuls als Anfang der Bewegung darbot. Wurde nun ein bewegtes Object der Außenwelt wahrgenommen, so erschien auch hier die Bewegung als Endglied einer Reihe, deren Anfang im Innern des sich bewegenden Dinges gesucht wurde.

Dieser Anfang musste selbstverständlich als Willensimpuls aufgefasst werden. Die Bewegungen des eigenen Körpers hatten seit frühester Kindheit die Apperceptionsmasse geschaffen, mittelst deren die Deutung der Bewegungen äußerer Objecte vorgenommen werden musste. Es war die einzige stetig sich mehrende und daher weitaus die reichste Apperceptionsmasse, und darum musste diese beim geringsten Anlasse in Thätigkeit treten. Ich verstehe unter Apperception das Bemerken infolge der durch die Aufmerksamkeit erregten Vorstellungsmassen. Das Urtheil ist die primitivste und häufigste Art der Apperception, und die erregten Vorstellungsmassen sind eben die erinnerten Willensimpulse. Sowie ein bewegtes Object sich der Wahrnehmung bot und das Interesse erregte, sofort musste jene reiche Vorstellungsmasse in Thätigkeit treten, und es war nur natürlich und nothwendig, dass der Anfang der Bewegung als Willensimpuls in das bewegte Object hineinverlegt und das Ganze als Willensthätigkeit des Dinges gefasst wurde. Das Interesse an der Umgebung aber musste schon aus biologischen Gründen erregt werden, weil ja das Kennenlernen, namentlich der bewegten Objecte, eine unerlässliche Bedingung der Lebenserhaltung war. Dann kommt noch ein wichtiger Umstand hinzu: der lebhafte Nachahmungstrieb veranlasste gar oft, die wahrgenommene Bewegung selbst auszuführen. Besonders häufig wird dies der Fall gewesen sein, wenn sich Anlass fand, die Vorstellung einer Bewegung durch Geberden in anderen hervorzurufen, oder kürzer gesagt, ihm davon Mittheilung zu machen. Dic nachgeahmte Bewegung enthält aber sogar den Willensimpuls voll und ganz in sich, und auch das wirkt auf die Auffassung der nachgeahmten Bewegung zurück.

So musste es also kommen, dass die in der Umgebung wahrgenommenen Bewegungen als Willensthätigkeiten der wahrgenommenen Objecte gedeutet wurden, und damit war die Urtheilsform gegeben. Die Vorgänge der Umgebung mögen oft in dumpfem Hinbrüten bloß percipiert worden sein. Sowie sie aber angeeignet oder appercipiert wurden, bot sich als einzige, und noch dazu überaus reiche und starke Apperceptionsmasse die Erinnerung an die zahlreichen Willensimpulse dar, die bei eigenen Bewegungen erlebt worden waren, wozu noch die actuellen Willensimpulse bei der Nachahmung von Bewegungen traten. So konnte denn ein bewegtes Object gar nicht anders appercipiert werden, als indem man die Bewegung als Willenshandlung des sich bewegenden Dinges deutete.

Das Urtheilen ist also nicht nur insoferne ein Wollen, als es ein Thun und Gestalten aus inneren Impulsen ist, sondern es erhält erst durch die Willensimpulse und die Erinnerung daran seine eigenthümliche Form, sein Wesen, ja es wird eigentlich durch Verwertung der eigenen Willensimpulse erst geschaffen. Dadurch wird auch der bereits in der einfachen Wahrnehmung liegende Keim zur Objectivierung entfaltet. Das Ding, welches nun gleichsam seinen eigenen Willen hat, ist noch unabhängiger von mir, als es schon durch die Wahrnehmung war, und außerdem tritt durch die, wenn auch unbewusste Hineintragung des eigenen Willens in das fremde Ding eine Gleichstellung desselben mit mir ein, welche Gleichstellung zugleich eine Art Gegenüberstellung ist. Indem sich so ein Gegensatz zwischen mir und dem ebenso selbständig wie ich existierenden Dinge herausstellt, kommt die Objectivierung erst zustande.

So wäre denn aus Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselementen die Urtheilsform entstanden, in welcher wir die Vorgänge unserer Umgebung aufzufassen genöthigt sind. Dieselbe ist ohne die Hilfe der Sprache zustande gekommen, und es muss auch zugegeben werden, dass ein elementares Urtheilen ohne Sprache möglich ist. Wir haben uns bis jetzt auf die Betrachtung solcher Inhalte beschränkt, die einerseits durch sinnliche Wahrnehmung gegeben sind, andererseits als Bewegungen und Veränderungen besonders geeignet erscheinen,

das Interesse zu wecken und zur weiteren Gestaltung zu veranlassen. Vorgänge, wie das Fliegen des Vogels, das Blasen des Windes u. dgl. dürften auch ohne Sprache, oder besser im vorsprachlichen Denken als Willensthätigkeit der betreffenden Objecte gedeutet worden sein. Soll aber die Urtheilsfunction zu vollem und klarem Bewusstsein kommen, soll sie die Dienste leisten, die sie für die geistige Eroberung der Außenwelt durch den Menschengeist thatsächlich leistet, dann muss sich die Urtheilsfunction erst im Satze ihre äußere Form schaffen, welche dann wieder zur Ausgestaltung und Erweiterung ihres Functionsgebietes beiträgt. Urtheile wie: »der Baum ist eine Pflanze«, »der Mensch ist sterblich« werden erst möglich, wenn durch die Satzform Subject und Prädicat geschieden, und im Subjecte Kräfte zusammengefasst sind, welche in vielen individuellen Wesen in gleicher Weise thätig sind. Dadurch wird auch erst das Denkmittel »Eigenschaft«, welches nichts anderes ist als potentielle, latente Kraft, geschaffen, und damit werden dem Denken neue Gebiete erschlossen. Die Betrachtung der Entwicklung der Urtheilsfunction wird uns über diese Punkte Aufschluss geben.

Die aus Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselementen entstandene Urtheilsfunction schafft sich zu ihrer vollkommenen Entfaltung die Form des Satzes, und es ist nun an der Zeit, zur Betrachtung des sprachlichen Ausdruckes und seiner Bedeutung für das Urtheil überzugehen.

4. Die Sprache und das Urtheil.

Das Bedürfnis, den Vorstellungsinhalt sich geistig anzueignen und zu gestalten, welches sich durch die Erweckung des Interesses kundgibt, führt zur Auffindung der Urtheilsform. Indem aber die Form auf Grund der erlebten Willensimpulse gefunden wird, treibt die gestaltende Kraft unseres Intellects zu festerer und bleibenderer Formulierung und schafft den sprachlichen Ausdruck. Wir wollen jetzt zeigen, wie die aus Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselementen entstandene Function in der Form des einfachen Satzes ihre vollständige Ausprägung erhält, und wie sie in der bewussten Sprach-

thätigkeit sich zu wirklichem Leben entfaltet. Um das klar hervortreten zu lassen, ist jedoch ein Blick auf die Entstehung der Sprache unerlässlich.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, welche seit mehr als zwei Jahrtausenden die Geister beschäftigt, ist noch nicht endgiltig gelöst, namentlich nicht, wenn man eine Antwort auf die Frage erwartet, warum gerade dieser und kein anderer Laut gerade diese und keine andere Vorstellung erweckt. Zur Beantwortung dieser Frage fehlt uns einfach das Material. Wir wissen, dass alle Sprachen, die wir kennen lernen, auch die der Völker auf niedrigster Culturstufe, uns in einer Entwicklungsphase entgegentreten, die von ihrer ersten Entstehung viel zu weit entfernt ist, als dass aus dem erhaltenen Lautbestand sichere Schlüsse auf die lautliche Beschaffenheit des ersten Sprachschreies gezogen werden könnten, der sich der Menschenbrust entrang. Wir wissen ferner auf Grund einer umfassenden Vergleichung, dass die Sprache an verschiedenen Orten der Erde zugleich entstand. An eine einzige Ursprache, aus der sich alle gegenwärtig gesprochenen und in den Literaturdenkmalen überlieferten Sprachen sollten entwickelt haben, denkt wohl niemand. Wenn dies aber feststeht, dann geht aus dem großen Einflusse, den das Klima und die Lebensbedingungen auf die psychischen und physiologischen Eigenschaften des menschlichen Organismus ausüben, mit Sicherheit hervor, dass ähnliche Gefühle und Vorstellungen unter verschiedenen Zonen verschiedenen Ausdruck fanden, und so ist es gar nicht möglich, dass wir jemals in der Lage sein werden, sagen zu können, dieses Gefühl oder diese Vorstellung finden immer zuerst in diesem und keinem anderen Laute ihren sprachlichen Ausdruck.

Dagegen darf man wohl dank den vereinten Bemühungen von Psychologen, Lautphysiologen und vergleichenden Sprachforschern, zu denen in neuester Zeit noch die Beobachtungen bei Sprachstörungen hinzukommen, sagen, dass der Gang der Entstehung und Entwicklung der Sprache in allgemeinen Umrissen einigermaßen mit Sicherheit bestimmt werden kann.

Für die Entstehung der Sprache ist wohl vor allem der durch den Schrei sich vollziehende Gefühlsausdruck maß-

gebend, während die Entwicklung derselben mehr durch das Bedürfnis nach Verständigung bedingt ist. Zur Befriedigung dieses letztgenannten Bedürfnisses mag dann auch die Lautnachahmung gelegentlich sprachschaffend gewirkt haben. Das treibende und wichtigste Motiv vermag ich aber in der Lautnachahmung nicht zu erblicken, zumal es doch verhältnismäßig selten auf die Mittheilung solcher Vorstellungen ankommen konnte, deren Inhalte irgendwie durch Lautnachahmung zu charakterisieren möglich war. Außerdem erfährt, wie wir unten sehen werden, die Annahme, die Sprache sei aus Gefühlslauten entstanden, eine Art experimenteller Bestätigung.

Die Entstehung der Sprache wäre dann ungefähr folgendermaßen zu denken: Lebhafte Gefühle äußern sich bei Thieren und Menschen durch Laute; der Hund bellt, der Löwe brüllt, das Ross wiehert, wenn sie irgendwie erregt sind, und schon das zarte Kind in der Wiege vermag durch sein Schreien seine Umgebung auf sich aufmerksam zu machen. Schon bei den Thieren werden die Laute als Äußerungen von Gefühlen und Bedürfnissen erkannt, und schon auf dieser Stufe gibt es in den Lauten Unterschiede, die von anderen Thieren erkannt und richtig gedeutet werden. Auch das Kind schreit nicht immer in gleicher Weise, und eine sorgsame Mutter vermag sehr wohl aus dem Tone des Schreiens auf die Natur des Bedürfnisses zu schließen, welchem das Kind Ausdruck gibt.

In diesen elementaren Thatsachen, an deren Vorhandensein ein Zweifel ganz unmöglich ist, liegen bereits mannigfache und wichtige Keime vor, aus denen sich Sprache entfalten kann. Wir haben zunächst im Schrei einen Ausdruck psychischer Zustände, in denen zwar das Gefühlselement weitaus überwiegt, die aber doch auch Vorstellungselemente in sich enthalten. Der Angstruf eines Thieres ist gewiss vorwiegend Ausdruck des Gefühles, allein zweifellos bildet auch die Vorstellung des Feindes, des Verfolgers mit ein Element des psychischen Zustandes, der im Schrei zum Ausdrucke gelangt. Wir haben also schon eine Verbindung von Gefühls- und Vorstellungselementen, die im Laute ausgedrückt wird, und es bedarf nur günstiger Umstände, um das Gefühlselement zu schwächen, die Vorstellungselemente hingegen zu

den herrschenden zu machen. Wir haben ferner schon eine Art Verständnis vor uns; denn schon die thierischen Gefühlslaute werden von den Gattungsgenossen und anderen gedeutet und sind für deren praktisches Handeln oft bestimmend. Was fehlt da noch dazu, dass Sprache vorhanden sei? Physiologisch die Articulation und psychologisch die Befreiung des Lautes von seinem Gefühlswerte und seine feste Association mit Vorstellungen. Man könnte noch hinzufügen: die Verwendung des Lautes in der Absicht, bei anderen bestimmte Vorstellungen hervorzurufen. Allein diese bewusste Verwendung findet sich auch bei den unarticulierten Gefühlslauten. Man hat oft bemerkt, dass Kinder absichtlich schrieen, um die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zu lenken.

Vor allem ist also die Bildung fester Associationen zwischen Lauten und Vorstellungen die Bedingung für die Entstehung der Sprache. Eine solche Association kann sich nun kaum auf andere Weise bilden als dadurch, dass durch häufige Wiederholung des Lautes das Gefühl sich abstumpft und der bereits früher als untergeordnetes Element vorhandene Vorstellungsinhalt stärker hervortritt. Wahrscheinlich geht mit dieser Abstumpfung des Gefühles die Articulation Hand in Hand.

Dass nun aus Gefühlslauten durch häufige Wiederholung des Lautes und durch Abstumpfung des Gefühles Namen werden können, dafür liegt in der Erziehungsgeschiche *Laura Bridgmans* ein vollkommen exacter Beweis vor. Wie ich in meiner Schrift über die Erziehung dieser Taubstumm-Blinden*) nachgewiesen habe, sind die vielen Laute, mit denen *Laura* Personen ihrer Umgebung zu bezeichnen pflegte, aus Gefühlslauten entstanden und waren lange Zeit hindurch mit lebhaften Gefühlen verbunden. *Laura* gebrauchte, wie ganz sicher überliefert ist, diese Laute anfangs nur dann zur Bezeichnung der betreffenden Person, wenn sie liebevoll an dieselbe dachte. Sprach sie dagegen gleichgiltig von derselben, dann buchstabierte sie den Namen an den Fingern. Erst später stumpfte sich beim Gebrauche der von *Laura* selbst gebildeten Laute das Gefühl derart ab, dass dieselben zu bloßen Namen für

*) *Laura Bridgman*, eine psychologische Studie. Wien, Pichler, 1891.

Personen, also zu rein conventionellen Zeichen wurden. Dr. *Lieber*, der diesen »noises« eine eigene Studie gewidmet hat, theilt uns einige dieser Namen mit; dieselben bestehen durchwegs aus kleinen Silben, die mehrfach wiederholt werden: Foo-Foo-Foo, Too-Too-Too, aber niemals Foo-Too. Dr. *Lieber*, der ein Anhänger der Lautnachahmungstheorie war, bemühte sich, wie er sagt, eifrig, einen Zusammenhang zwischen den Lauten und der Eigenart der damit bezeichneten Personen zu finden, ist aber ehrlich genug einzusehen, dass dieses Bemühen erfolglos war. Die Laute waren zunächst Ausdruck des Gefühles, welches *Laura* beim Gewahrwerden der Personen empfand, und wurden dann, indem sich der Gefühlswert verlor, zu conventionellen Zeichen, die von *Lauras* Umgebung verstanden wurden. Diese Thatsachen sind in mehrfacher Hinsicht belehrend: Erstens zeigen sie, wie stark der Antrieb im Menschen ist, Gefühle gerade durch Laute zu äußern. *Laura Bridgman*, die Taubstumm-Blinde, die in der Fingersprache ein künstlich erlerntes Surrogat für die Lautsprache besaß, hat trotzdem ihre Gefühle in Lauten geäußert, die sie selbst nicht hörte, und hat diese Laute sogar articuliert. Zweitens sehen wir daraus, dass die Association zwischen Laut und Vorstellung sich wirklich durch Abstumpfung des Gefühles vollzieht, und die Möglichkeit, diesen Process hier gleichsam am lebendigen Organismus sich abspielen zu sehen, ist besonders wertvoll. *Steinthal*, der von *Lauras* Sprachlauten Kenntnis hatte, hat zwar die Bedeutung derselben für den ersten Punkt richtig erkannt,*) allein das viel wichtigere Moment, den Übergang von Gefühls- zu Sprachlauten, vollständig übersehen. Weiters endlich ist auch der Lautbestand dieser »noises« belehrend, da bekanntlich in unentwickelten Sprachen die Reduplication sehr häufig ist. *Lubbock* berechnet, dass in europäischen Sprachen auf 1000 Wörter kaum zwei reduplicierte kommen, während in den unentwickelten Sprachen sich das Verhältnis auf 37 bis 170 zu 1000 stellt.**)

---

*) Abriss der Sprachwissenschaft, I, 369; vgl. auch *Steinthals* Aufsatz »Die Sprache der Taubstummen« in *Robert Prutz'* »Deutsches Museum«, 1851, wiederabgedruckt in den »Kleinen Schriften«.

**) *Mind*, Neue Folge, I, pag. 329.

Wir haben uns demnach den Vorgang beim Entstehen der Sprache in ähnlicher Weise zu denken, wie wir bei *Laura Bridgman* die Gefühlslaute zu Namen werden sehen. Solange das Gefühl, welches die Wahrnehmung eines Objectes erregt, ein sehr heftiges war, so lange ist die intellectuelle Kraft nicht groß genug, um dem Antriebe, den Inhalt anzueignen, Folge zu leisten. Ja, dieser Antrieb selbst wird durch andere, die Lebenserhaltung näher berührende Impulse gehemmt. Wenn z. B. der Anblick eines herannahenden Elephanten einer Horde primitiver Menschen einen Angstruf entlockt und sie zu Fluchtbewegungen veranlasst, so ist dieser Vorstellungsinhalt zunächst nicht ein Object der Außenwelt, das näher kennen zu lernen der Intellect sich geneigt fühlte, sondern vielmehr ein Anlass zu einer für die Lebenserhaltung nothwendigen Bewegung. Das Bewusstsein hat keine Zeit, sich theoretisch mit dem Gegenstande zu beschäftigen. Erst wenn durch wiederholte Erfahrung die Unschädlichkeit des Thieres erkannt ist, dann wird auch aus dem Laute, den der Anblick des Thieres weckt, der Gefühlswert schwinden, und der Laut wird, öfter wiederholt, sich direct mit der Vorstellung des Thieres associieren. Viel schneller wird diese Abstumpfung bei Lauten eintreten, welche als Ausdruck freudiger Gefühle dienten, weil hier die Tendenz vorwaltet, die Laute oft zu wiederholen, und weil die Freude sich viel schneller abstumpft als der Schmerz. Bei der Wiederholung und namentlich bei späterer absichtlicher Verwendung des Lautes wird auch die immer feinere Nuancierung der Articulation erfolgen, und so die wichtigste Grundlage der Sprache gegeben sein.

Die einfachen, meist einsilbigen Lautcomplexe, welche die Vorstellung eines Vorganges, eines Erlebnisses vermitteln, nennt die moderne Sprachwissenschaft bekanntlich Wurzeln. Diese Wurzeln sind zunächst weder Substantiva noch Verba, sondern Bezeichnungen für ganze Vorgänge. Wenn dieselben in unseren Wurzelwörterbüchern mit Verbalbedeutung bezeichnet werden, so geschieht dies wohl deshalb, weil ein ganzer Vorgang leichter durch ein Verbum ausgedrückt wird als durch ein Substantiv. Wer eine Thätigkeit vorstellt, der stellt, ohne es zu wollen, zugleich auch ein thätiges Ding vor.

Das Substantiv hingegen weckt die Vorstellung eines ruhenden, beharrenden Objectes. Außerdem sind in den indoeuropäischen Sprachen die Substantiva immer bereits mit Formelementen versetzt, während sich beim Verbum der Stamm, der allen Formen zugrunde liegt, leicht herausschälen lässt. Mögen übrigens die Verfasser von Wurzelwörterbüchern was immer für Gründe für ihr Verfahren haben, sicher ist, dass die Wurzeln, soweit wir in denselben wirkliche, im Gebrauch stehende Sprachgebilde und nicht bloß erschlossene, construierte Urformen vor uns haben, keineswegs rein verbale Bedeutung haben können. Der Begriff einer reinen, substratlosen Thätigkeit ist erst das Product einer langen und schwierigen Denkarbeit, nicht aber unmittelbares Erzeugnis des unbewusst schaffenden Sprachgeistes. Die Wurzeln sind weder Verba noch Substantiva, sie sind überhaupt nicht Wörter, sondern Sätze. Wenn etwas von *Steinthals* sprachpsychologischen Aufstellungen eine unzweifelhafte Thatsache genannt werden kann, so ist es diese, und ich erblicke in der Durchführung dieses Gedankens das Hauptverdienst dieses Forschers.

Die Wurzel bedeutet ebenso wie die ersten Sprachlaute des Kindes stets einen ganzen Vorgang, in welchem die Scheidung von Ding und Thätigkeit noch nicht zu vollem Bewusstsein gekommen ist. Das Gefühl, welches durch den betreffenden Vorstellungsinhalt erregt wurde und sich im Laute äußert, der dann zur Wurzel wurde, ist in diesem Stadium der Sprachentwicklung noch nicht ganz geschwunden; die Wurzel wird noch immer lebhaft hervorgestoßen und daher so gerne redupliciert. Der Inhalt ist damit noch nicht gestaltet; er wird noch immer mehr gefühlt als beurtheilt.

Wenn es gestattet ist, *Potts* Annahme, dass neben den Verbalwurzeln besondere Pronominalwurzeln sich ausgebildet haben, auf alle Sprachen zu generalisieren, dann liegt in der Verbindung von Verbal- und Pronominalwurzel eine zweite Phase der Sprachentwicklung vor. Wenn etwa ein Wurzellaut den Eindruck widerspiegelt, den ein herankommender Wolf auf den Urmenschen machte, dann würde durch Hinzufügen einer Pronominal- oder Deutewurzel, die gewiss von einer Geberde begleitet war, etwa ausgedrückt werden: »Wolf kommen

— da!« Psychologisch bedeutet das Hinzufügen der Deutewurzel nichts anderes als den Ausdruck der in der Wahrnehmung bereits implicite gegebenen Objectivierung und damit ein wichtiges Element der Urtheilsfunction. Während der Wurzellaut: »Wolf kommen« noch immer mehr Ausdruck des Gefühles ist, welches der wahrgenommene Vorgang im Sprechenden erregt, deutet das »da« darauf hin, dass die Ursache dieses drückenden oder freudigen Gefühles in der Umgebung zu suchen ist; das, was mich zum Laute »Wolf kommen« veranlasst, ist da, an jener Stelle wirklich vorhanden. Gestaltet und gegliedert ist jedoch der Vorgang noch nicht. Die Aufmerksamkeit ist auf den Complex gelenkt, und damit entweder ein Impuls zum Handeln gegeben oder im Bewusstsein des Hörers ein Associationsspiel eröffnet. Keineswegs aber ist bereits etwas Abschließendes geschehen, wodurch die Brust von dem drückenden Gefühle gänzlich befreit, und der Vorstellungsinhalt geformt, angeeignet und damit erledigt worden wäre.

Dies geschieht erst dann, wenn die Wurzel nicht mehr genügt, um bei dem Hörer den im Bewusstsein des Sprechenden lebendigen Vorstellungsinhalt vollständig zu erwecken, oder — anders und kürzer ausgedrückt — wenn die Wurzel nicht mehr genügt, um Verständnis zu erzielen. Solange ein Wurzellaut ausreicht, wird der Mensch nach dem Princip des kleinsten Kraftmaßes keinen Anlass haben, mehr zu thun. Die Wurzel *svar*, auf welche das lateinische »sol« zurückgeht, genügte gewiss lange Zeit, um auszudrücken: »Die Sonne scheint, ist von Wolken bedeckt, ist untergegangen, ist verfinstert« u. dgl. So drückt auch das Kind mit seinem »Papa«, »Mama« ganze Vorgänge aus, die in der entwickelten Sprache etwa lauten würden: »Papa steht, sitzt, isst; Mama soll kommen, ist fort« u. dgl.

Gewiss gelang es eine Zeit hindurch dem Urmenschen, sich durch einzelne Wurzellaute verständlich zu machen, wie dies auch dem Kinde gelingt. Wenn der Sprechende den Eindruck einer Wahrnehmung wiedergibt, die auch dem Hörer zugänglich ist, so dürfte die Wurzel, unterstützt durch Geberden und eventuell durch Deutewurzeln, leicht Verständnis

finden, indem der Hörer durch den Laut auf den auch ihm zugänglichen Sinneseindruck hingewiesen wird, worauf dann die eigene Wahrnehmung des Hörers das Übrige thut. Sowie man jedoch Erlebnisse mittheilen wollte, die der Hörer nicht selbst mitangesehen hatte, musste es schwerer werden, Verständnis zu finden. In einem solchen Falle wird der Sprechende zunächst eine Wurzel hervorstoßen und dieselbe durch Geberden unterstützen. Wird er jedoch, wie dies häufig der Fall sein muss, noch nicht verstanden, dann wird er in seinem Wurzelvorrathe suchen und zu dem ersten Wurzellaute einen zweiten fügen. Hat er damit Verständnis erzielt, dann dürfte wahrscheinlich er und sein Hörer die beiden Wurzeln mehrmals wiederholen. Sowie nun ein Vorgang durch zwei Wurzellaute ausgedrückt wird, dann wird von selbst die eine Wurzel zum Träger der Thätigkeit, zum Dinge, während die andere die Thätigkeit des Dinges bezeichnet.

Wir wollen dies an einem Beispiele erläutern, dabei jedoch statt der doch keineswegs sicher ermittelten Wurzeln gewöhnliche Wörter unserer Sprache gebrauchen, bitten aber, diese Wörter nicht als das, was sie wirklich sind, nämlich als Producte einer langen Entwicklung zu fassen, sondern als Vertreter von Wurzellauten, die ursprünglich einen ganzen Vorgang bedeuteten. Nehmen wir an, ein Urmensch habe mit einem Wolfe gerungen und denselben nach langem Kampfe getödtet. Erregt eilt er zu seinen Genossen und ruft zunächst: »Wolf! Wolf!« Die Genossen glauben, er habe einen Wolf gesehen, ein Wolf nahe heran, und wollen fliehen; der Sieger aber will sagen, der Wolf sei todt. Vielleicht wird er, sobald er merkt, dass er nicht verstanden werde, durch eine Geberde sich verständlich zu machen suchen, etwa indem er »Wolf!« rufend sich zur Erde niederlegt. Er wird aber noch nicht verstanden, wie er aus den Mienen der Umstehenden merken kann. Da sucht er nach einem zweiten Laute, der, zu Wolf hinzugefügt, ihn verständlich mache. Er findet endlich einen und ruft: »Wolf todt!« Ist er nun verstanden worden, dann dürfen wir wohl annehmen, dass die beiden Laute von allen Anwesenden lebhaft wiederholt werden. Nun erst ist der Vorgang gestaltet, das Todtsein als ein Zustand des Wolfes ge-

fasst, die bereits früher vollzogene Apperception in die ihr gemäße sprachliche Form gebracht, und damit der Vorgang erledigt. Dass die Bezeichnung eines Vorganges durch zwei Laute, von denen jeder für sich allein einen ganzen Vorgang auszudrücken vermag, eine wichtige Phase in der Entwicklung des menschlichen Intellects bedeutet, das kann man auch heute noch bei Kindern beobachten. Ich selbst habe noch lebhaft den Moment in Erinnerung, wo mein ältester Junge zum erstenmal einen vollständigen Satz gebrauchte. Die Wörter »Papa« und »essen« waren ihm geläufig, und er gebrauchte oft jedes für sich, um einen ganzen Vorgang damit zu bezeichnen. Eines Tages nun, — es war, nach meinen Aufzeichnungen, im März 1881 — als er mich essen sah, rief er lebhaft aus: »Papa essen!« und man merkte an dem Ausdrucke seines Gesichtes, welche Freude ihm die volle Bezeichnung des wahrgenommenen Vorganges mache. Der am 17. September 1879 geborene Knabe war damals 1½ Jahre alt und gebrauchte von dem Tage an fast immer vollständige Sätze, wenn ihm die betreffenden Wörter zur Verfügung standen. Durch Hinzutreten des zweiten Lautes erhält erst der Urtheilsact die für ihn so charakteristische Abgeschlossenheit, und es zeigt sich aufs neue, wie unrichtig es ist, das Urtheil als Association zu fassen. Solange nur ein Laut gebraucht wird, eröffnet sich ein lebendiges Associationsspiel; sowie aber der zweite hinzutritt, werden alle Associationen abgeschnitten. Der Act enthält jenen abschließenden Charakter, welcher allen Associationen Halt gebietet.

Wir haben die Entwicklung der Sprache bis zu dem Punkte betrachtet, wo die aus Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselementen entstandene Urtheilsfunction sich im Satze ausprägt und damit erst fähig wird, ihre Aufgabe zu erfüllen. Die Darstellung der Entwicklung des Urtheils wird zu zeigen haben, wie erst durch das sprachlich ausgeprägte Urtheil das entsteht, was wir Wörter und Begriffe nennen, und wie es erst durch diese möglich wird, gleichartige Gegenstände in einem Denkact zusammenzufassen und zu Denkobjecten zu gelangen, die sich von der sinnlichen Wahrnehmung weit entfernen. Die sprachliche Ausprägung der Urtheilsform ist nicht etwas

Nebensächliches, das neben dem ohne Sprache sich vollziehenden Acte bloß als dessen äußerer, zu Mittheilungszwecken dienender Ausdruck zu betrachten wäre. Indem die Wurzel in Subject und Prädicat auseinandertritt, bekommt die in der Urtheilsfunction sich vollziehende Objectivierung, Gliederung und Formung des Vorstellungsinhaltes erst volle, lebendige, bewusste Wirklichkeit. Der vom bezeichneten Dinge so sehr verschiedene Laut wird erst im sprachlich ausgeprägten Urtheile zum Träger der in diesem und ähnlichen Dingen wirksamen Kräfte, und ebenso wird es durch die sprachliche Fixierung möglich, die Thätigkeiten, Eigenschaften und Zustände von den Dingen im Denken zu sondern und gesondert zu betrachten.

Die weitere Entwicklung der Sprache geht nicht mehr parallel mit der Entwicklung der Urtheilsfunction. Ob Subject und Prädicat als besondere Wortarten auseinandergehalten, ob die Verbindung beider zu einem Ganzen durch Personalendungen und Copula ausgedrückt, oder wie im Chinesischen bloß durch Wortstellung und Betonung angedeutet wird: das kommt für uns weniger in Betracht. Auch am sprachlich ausgeprägten Urtheile ist es die innere und nicht die äußere Form, die uns angeht. Das Wesentliche am Urtheilsact ist und bleibt die Formung des Vorstellungsinhaltes, wodurch im Vorgang das Ding als Kraftquelle gefasst wird, aus welcher seine Thätigkeiten, Eigenschaften oder Zustände fließen. Die darin liegende Objectivierung einerseits, die anthropomorphische Deutung andererseits sind überall dieselben, wenn auch die grammatischen Mittel zum Ausdrucke variieren. Diese Form, in welcher der Mensch sich seine Umgebung geistig anzueignen sucht, ist überall dieselbe. Wir haben deren Bestandtheile und ihr Entstehen darzustellen gesucht. Sehen wir nun, wie sie sich weiter entwickelt, und was sie für unseren Intellect bedeutet und leistet.

Vierter Abschnitt.

Entwicklung der Urtheilsfunction.

1. Das Subjectswort. Benennungsurtheile.

Die durch die psychische Natur unseres Organismus vorgebildete, besonders durch die Willensimpulse vorbereitete und in der Sprache ausgeprägte Urtheilsfunction besteht nach dem Vorstehenden darin, einen Vorstellungsinhalt so zu formen, dass derselbe als ein Ding erscheint, welches aus sich heraus eine bestimmte Thätigkeit entfaltet. Diese Form hat sich an Inhalten ausgebildet, die der sinnlichen Wahrnehmung angehören; denn zweifellos ist es die äußere, den Menschen umgebende Welt, welche seine Functionen zur Entfaltung bringt, und diese äußere Welt ist es auch, welche kennen zu lernen und geistig zu erobern der Mensch das erste, das primitivste und für die Lebenserhaltung wichtigste Interesse hat. Wir legen daher unserer weiteren Betrachtung zunächst nur Urtheile zugrunde, deren Vorstellungsinhalt durch sinnliche Wahrnehmung gegeben ist, und die wir kurz Wahrnehmungsurtheile nennen wollen. Wir ziehen ferner zunächst nur bejahende Urtheile in Betracht, weil wir diese für die ursprünglichen halten, und wollen die Entstehung verneinender Urtheile später darstellen.

Dadurch dass die Wurzel, die ursprünglich einen ganzen Vorgang bezeichnete, in Subject und Prädicat auseinandertritt,

vollziehen sich in der Bedeutung der Sprachlaute, wie in der Betrachtung der Dinge mannigfache Veränderungen: das Subjectswort bedeutet nun nicht mehr den ganzen Vorgang, sondern nur mehr den bereits in der Wahrnehmung als Einheit gegebenen Träger der Thätigkeit; die andere Wurzel bezeichnet nunmehr bloß die Thätigkeit des Dinges und wird so zum Prädicat. Die sprachliche Form solcher Urtheile sind sogenannte reine einfache Sätze, wie: »Der Damm zerreißt, das Haus brennt, das Wasser rauscht, der Wind heult, der Feind kommt« u. dgl. Subject und Prädicat sind Urtheilselemente und als unbedingt zusammengehörige Theile eines abgeschlossenen Actes zu betrachten. Es ist daher nicht thunlich, von Subjectsvorstellung und Prädicatsvorstellung zu sprechen. Subject und Prädicat sind als solche überhaupt keine Vorstellungen. Erst ihre Vereinigung im Urtheile ergibt eine Vorstellung, deren Inhalt allerdings eben durch das Urtheil bereits geformt ist. Subject und Prädicat entwickeln sich nun — jedes in seiner Weise — weiter und bringen im Laufe dieser Entwicklung neue Denkgebilde hervor. Betrachten wir zunächst die Entwicklung des Subjectes.

Im Wahrnehmungsurtheile ist das Subject eine Sinneswahrnehmung. Als solche ist es bereits vor der sprachlichen Ausprägung des Urtheils als selbständiger und einheitlicher Empfindungscomplex gegeben und bildet schon zu der Zeit, wo das Urtheil noch implicite in der Sprachwurzel verborgen war, den im Bewusstsein am meisten hervortretenden Theil des zu gestaltenden Vorstellungsinhaltes. Sowie nun die Wurzel zum vollständigen Satze und das Subject mit einem besondern Worte bezeichnet wird, erhöht und modificiert sich diese Selbstständigkeit und ermöglicht eine sehr fruchtbringende Weiterentwicklung.

In der Urtheilsfunction erhält jener Anthropomorphismus seine Ausprägung, dem man in der Auffassung der Außenwelt auf niedrigen Culturstufen überall begegnet. Diese Thatsache, dass Anthropomorphismus allen primitiven Weltanschauungen zugrunde liegt, ist allgemein zugegeben. Allein über dem Nachweis seiner meritorischen Unrichtigkeit, und über dem Bemühen, denselben aus der wissenschaftlichen Weltbetrachtung

zu eliminieren, hat man seine formale Nothwendigkeit und Allgemeinheit übersehen. Es ist mit eine Aufgabe dieser unserer Untersuchung zu zeigen, dass wir den Anthropomorphismus nie los werden können, dass wir in jedem Urtheile unter seinem Banne stehen, und dass die Urtheilsfunction, richtig verstanden, uns, um ein Wort *Goethes* zu variieren, begreifen lehre, wie anthropomorphisch wir sind. Die Entwicklung des Subjectes oder besser der Subjectsfunction ist hiefür belehrend.

Der Mensch macht die Vorgänge der Außenwelt erst dadurch zu seinem geistigen Eigenthume, dass er sie nach Analogie seiner eigenen Willenshandlungen als Willensäußerungen anderer Wesen auffasst. Den Anfang — ich vermeide hier absichtlich das Wort Ursache — verlegt er auf Grund der in seinem eigenen Erleben gesammelten Apperceptionsmasse in das Innere des thätigen Dinges. Sowie nun dieses Ding durch das Subjectswort des vollständigen Urtheiles bezeichnet wird, prägt sich der Charakter des Dinges als Träger und Hervorbringer der Thätigkeit viel deutlicher aus. Der Lautcomplex, der zum Subjectsworte wurde, ist nun der directe Träger jener Kräfte, die dem Dinge innewohnen. Sobald einmal die Vorstellung des blühenden Baumes in die Form gebracht ist: »Der Baum blüht,« bedeutet »Baum« nicht mehr einen ganzen Vorgang. Es muss noch etwas hinzugefügt werden, damit ein bestimmter Vorgang vorgestellt werde. Natürlich werden nun andere Thätigkeiten des Baumes dadurch bezeichnet, dass man zu »Baum« etwas anderes hinzufügt. Ebenso werden Vorgänge, deren Mittelpunkt andere Bäume sind, ebenfalls durch Urtheile ausgedrückt, deren Subject das nunmehr zum Wort gewordene »Baum« bildet. Dadurch erhält nun »Baum«, und natürlich ebenso andere Subjectswörter, sehr bald jene allgemeine Bedeutung, welche *Leibniz* für jedes Wort von Anfang an in Anspruch nimmt. »Baum« bedeutet nun den Träger jener Kräfte, die bei allen Bäumen in gleicher Weise thätig sind. Erst dadurch wird es möglich, viele gleichartige Dinge in einem Denkacte zusammenzufassen, und es entsteht auf diese Weise das, was wir in der Logik »Begriffe« nennen. Man hat vielfach versucht, die Entstehung der Begriffe, ohne

Berücksichtigung der Urtheilsfunction und der Sprache, bloß aus dem Associationsspiele der Vorstellungen zu erklären. In der That muss nun die Möglichkeit zugegeben werden, dass die bereits in der Wahrnehmung gegebene Einheitlichkeit des Empfindungscomplexes in Verbindung mit Ähnlichkeitsassociationen eine Art typischer Vorstellung hervorbringen kann. In solchen Vorstellungen sind jedoch die gemeinsamen Merkmale mit den individuellen Verschiedenheiten viel zu enge verknüpft, als dass eine solche typische Vorstellung die genügende Festigkeit erlangen könnte, um als geeignetes Denkmittel dienen zu können. Wie wir versuchen, eine solche Vorstellung festzuhalten, zerfließt dieselbe in eine Mehrzahl individueller Vorstellungen. Erst wenn diese Vorstellung durch das sprachlich geformte Urtheil hindurchgegangen ist und an dem zum Namen gewordenen Subjectsworte einen festen Halt gefunden hat, erst dann wird sie als Urtheilselement zum geeigneten Denkmittel.

Wenn also der Name »Baum« als Subject aller über Bäume gefällten Urtheile geläufig geworden ist, dann wird dieser von dem Wahrnehmungsinhalte »Baum« so ganz verschiedene Lautcomplex zum Träger der den Bäumen gemeinsamen Merkmale. Diese Merkmale werden jedoch nicht in logischem Sinne als Eigenschaften und Zustände, sondern als Willensimpulse gefasst. Ähnliche Dinge werden mit demselben Namen bezeichnet, weil ein Wille sie zu beseelen, weil dieselben Kräfte in allen zu wirken scheinen. Dafür liegt ein untrüglicher Beweis vor in der mythenbildenden Phantasie, welche zu dem in den Dingen wirkenden Willen auch eine entsprechende menschliche Gestalt ersann. Das ästhetisch so unvergleichlich begabte Griechenvolk hat diesen Phantasiegestalten durch Künstlerhand gegenständliche Wirklichkeit verliehen. Aber für alle Menschen steckt in den Dingen ihrer Umgebung ein menschlicher Wille, und dieser Wille findet im Subjectsworte des sprachlich geformten Urtheiles seine lautliche Verkörperung. Das Wort ist, sobald es sich aus der Sprachwurzel entwickelt hat und zum Subjectsworte, zum Namen geworden ist, der Wille des Dinges, der Träger der in ihm wohnenden Kräfte. Auch hiefür liefert die Culturgeschichte

einen interessanten Beleg in dem bei den verschiedensten Völkern, namentlich des Alterthumes, so stark verbreiteten Wortaberglauben. Durch das Aussprechen eines Wortes wurden — so wähnte man — die in dem dadurch bezeichneten Dinge schlummernden Kräfte geweckt, und man konnte nicht wissen, wie sich die Wirkung dieser Kräfte gestalten werde. Wenn der römische Seefahrer sagen sollte: »navigo Epidamnum«, so fürchtete er, das Aussprechen des Wortes »damnum« könne unheilvolle Kräfte wecken und ihm Schaden zufügen. So stark war diese Furcht, dass die Römer die Stadt Epidamnus in Dyrrhachium umtauften. Auf den Namen der anzurufenden Gottheit wurde großes Gewicht gelegt, damit die in diesem Namen schlummernden Kräfte auch wirklich diejenigen seien, die man sich günstig zu stimmen suchte. Schon der Umstand, dass man überhaupt glaubte, das Aussprechen eines Namens erwecke die Kräfte des damit bezeichneten Dinges, beweist, dass für das naive Bewusstsein der Name der Träger der in dem Dinge wohnenden Kräfte sei. Diese Kraft bleibt, wie wir an dem Beispiele »Epidamnum« sehen, dem Worte auch dann, wenn es nicht mehr Name eines wahrnehmbaren Dinges ist, sondern Eigenschaften, Zustände und Beziehungen bezeichnet. Vielfache Irrthümer sind aus dieser Auffassung hervorgegangen, allein zur Weiterentwicklung des menschlichen Intellectes war sie nöthig, und ganz können wir uns niemals davon befreien.

Die durch die sprachliche Formulierung des Urtheiles ermöglichte Zusammenfassung vieler gleichartiger Objecte in einem Denkacte schafft, wie wir gleich sehen werden, auch ein weiteres wichtiges Denkmittel. Die Wahrnehmung eines fliegenden Vogels dürfte auch schon vor dem Hervorbrechen der Sprache als Thätigkeit des Vogels aufgefasst worden sein. Sieht man nun den Vogel sich auf einen Baum setzen, dann wird gewiss die Erinnerung, dass der Vogel geflogen ist, die Erwartung erwecken, dass er wieder fliegen wird. Da nun das Fliegen als Wirkung des Vogelwillens aufgefasst wurde, so wird man nun dem Sitzenden die Fähigkeit zu fliegen zuschreiben. Diese Vorstellung einer potentiellen Thätigkeit, die schon durch bloße Association vorbereitet war, wird erst durch die sprachliche Formulierung zu hinreichender Klarheit

erhoben. Das Subjectswort, welches ja allein nicht mehr genügt, um eine bestimmte actuelle Thätigkeit des Dinges zu bezeichnen, wird eben dadurch zum Träger aller potentiellen Thätigkeiten, aller Fähigkeiten, die dem Dinge eignen. Durch immer neue Erfahrungen, die in Urtheilen formuliert werden, wird der Kreis der dem Dinge innewohnenden Fähigkeiten immer genauer bestimmt; man wird nun erkennen, was man von den Dingen erwarten darf, und was nicht. Auch für die Ausbildung der Negation ist dieser Umstand, wie sich später zeigen wird, von Wichtigkeit.

Das Subjectswort als Element des Wahrnehmungsurtheils leistet also für die Entwicklung des Denkens Folgendes: Es ermöglicht die Zusammenfassung einer Anzahl ähnlicher Objecte in einem Denkacte und erleichtert so die Orientierung des Menschen in seiner Umgebung, indem sich die Gegenstände in Gruppen sondern, deren jede durch einen Namen zusammengehalten wird. Das Subjectswort verdeutlicht ferner die Vorstellung einer potentiellen Thätigkeit, die dem Dinge auch dann innewohnt, wenn sie gerade nicht wirksam ist. Das Subjectswort bereitet endlich, da es Träger von unsichtbaren, im Innern des Dinges gedachten Fähigkeiten ist, die Bildung abstracter Begriffe vor.

Wir schließen hier die Betrachtung einer Classe von Urtheilen an, in welcher die eben erörterte Bedeutung des Subjectswortes besonders deutlich merkbar wird. Es ist dies zugleich eine Classe von Urtheilen, die bei oberflächlicher Betrachtung in unser Schema durchaus nicht passen zu wollen scheint, die jedoch, genauer untersucht, unsere Theorie zu stützen geeignet ist; wir meinen jene Urtheile, die seit *Sigwart* als Benennungsurtheile bezeichnet werden. In solchen Urtheilen wird ein gegebener Wahrnehmungsinhalt benannt und damit als zugehörig zu einer bekannten Classe von Objecten bezeichnet. »Das ist ein Baum«, »das dort ist der Dachstein«, »das ist der Lindwurm«, »das ist nur ein Nebelstreif«, sind Beispiele solcher Urtheile. Der Inhalt ist, da wir hier nur von Wahrnehmungsurtheilen sprechen, immer dem Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung entnommen. Zum vollen Verständnisse des psychischen Actes, der sich beim

Fällen solcher Urtheile vollzieht, ist es — wie auch bei jedem anderen Urtheile — dringend nöthig, sich die Umstände, unter welchen man sich veranlasst sieht, solche Urtheile zu fällen, genau und im einzelnen vorzustellen. Denken wir uns also — um einen Fall zu betrachten, der möglichst wenig Complicationen enthält und daher als typisch gelten kann — wir gehen in der Dämmerung auf ebener Landstraße dahin. Von ferne erblicken wir einen Gegenstand, der unser Interesse weckt. Die Dunkelheit gestattet noch nicht, ihn zu erkennen. Wir fassen ihn scharf ins Auge, und wie wir näher kommen, finden wir, es sei ein Baum. Wir rufen dann etwa aus: »Das war also ein Baum!«, oder kurz »Ah, ein Baum!« Nicht viel anders verhält sich die Sache, wenn wir von einem Mitgehenden auf eine entsprechende Frage die Antwort erhalten: »Das ist ein Baum.« Was geht nun in uns vor, wenn wir ein solches Urtheil fällen? Der Logiker wird sagen: wir subsumieren das als unbestimmte Wahrnehmung gegebene Subject dem bekannten Prädicatsbegriffe »Baum« und weisen ihm damit gleichsam den Platz an, den es in unserem Denken einzunehmen habe. Was der Logiker hier sagt, ist in gewissem Sinne richtig. Wenn wir nämlich das psychologisch wie immer entstandene Urtheil: »Das ist ein Baum« auf eine Form bringen wollen, welche es ermöglichen soll, die allgemeinen Bedingungen der objectiven Gewissheit des Urtheils zu prüfen, dann ist es nach den bewährten Traditionen der Logik die geeignetste Hilfsoperation, den wahrgenommenen Gegenstand als Einzelbegriff und »Baum« als zugehörigen Classenbegriff zu fassen. Um die Giltigkeit der im Urtheile vollzogenen Subsumption zu prüfen, wird allerdings noch ein Schlussverfahren nothwendig sein. Man wird die Merkmale des wahrgenommenen Gegenstandes so genau als möglich festzustellen und dann zu prüfen haben, ob alle Gegenstände mit solchen Merkmalen dem Umfange des Begriffes »Baum« angehören. Bei der Bestimmung einer Pflanze, die der Botaniker vornimmt, kann man ein solches streng logisches Verfahren ja ganz genau und leicht beobachten, und das Resultat ist schließlich auch ein Benennungsurtheil. Fragen wir aber nach dem psychischen Vorgange, der sich vollzieht, wenn wir unter den oben be-

schriebenen Umständen das Urtheil fällen: »Das ist ein Baum«, dann verhält sich die Sache wesentlich anders. Die logische Operation, die an dem fertigen Urtheile vollzogen wird, kann doch nicht Aufschluss geben über den psychischen Process bei dessen Entstehung. In diesem Processe aber ist schlechterdings nichts zu finden, was auch nur entfernt als Subsumption bezeichnet werden könnte. Es schwebt mir keineswegs eine Gruppe von Bäumen vor, in die ich die gegebene Wahrnehmung hineinstelle. Was ich auf Grund genauer Selbstbeobachtung in mir sich vollziehen sehe, ist etwas ganz anderes. Die unbestimmte, verschwommene Wahrnehmung nimmt, indem ich das Urtheil fälle oder höre, sofort eine bekannte Gestalt an; die Theile sondern sich, die Form des Stammes mit den Ästen und Zweigen tritt deutlich hervor: kurz, die Wahrnehmung wird im Urtheile gestaltet und gedeutet. Es ist die Apperceptionsmasse erregt, welche an die Wahrnehmung herangebracht werden muss, und mit Hilfe derselben gelange ich zur richtigen Deutung. Wenden wir nun auf ein solches Urtheil unsere Theorie an, dann wird, so scheint es mir, der Vorgang vollkommen klar und verständlich. Die Wahrnehmung, die ich anfangs nicht zu deuten vermochte, wird nun aufgefasst als Wirkung derjenigen Kräfte, als deren Träger ich in meiner früheren Erfahrung das Subjectswort »Baum« kennen gelernt habe. Die vorliegende eigenthümliche Wahrnehmung war als ein Sitz dieser Kräfte nicht sofort erkennbar, weil hier besondere Bedingungen, wie die Dunkelheit und vielleicht auch ein Angstgefühl, das Erkennen verhinderten. »Das ist ein Baum« bedeutet zunächst so viel als: es ist ein Baum, der infolge der beschriebenen Umstände sein neckisches Spiel mit mir trieb und mir bald als Wolke, bald als menschliche Figur erschien. Psychologisch ist in diesem Urtheile »Baum« das Subject; denn dieser Inbegriff von Kräften ist das Wirkende, die Wahrnehmung ist das durch diese Kräfte und durch das Hinzutreten anderer Umstände Bewirkte. Diese verschwommene Wahrnehmung aber ist mit der Fällung des Urtheiles bereits aus dem Bewusstsein geschwunden. Auch für das Auge formt sich das unbestimmte »das« zum Baume, wir sehen jetzt auch einen Baum und erkennen seine Theile. Das Demon-

strativum »das« bezeichnet zunächst die verschwommene, noch nicht gedeutete Wahrnehmung, wird aber sofort bei der Vollziehung des Urtheiles deutlicher und bezeichnet nunmehr den einzelnen, bestimmten Gegenstand, der eben im Urtheile als Baum erkannt wurde. So hindert denn auch nach unserer Theorie gar nichts, diesen einzelnen Baum als Subject zu fassen, der dann im Urtheile als Sitz jener Kräfte bezeichnet wird, als deren Träger der Wortbegriff »Baum« bereits in unserem Denken fungiert. Das Prädicat geht dann in die Eigenschaft »Baum sein« über, und das Urtheil nähert sich dann solchen Urtheilen, in welchen durch ein substantivisches Prädicat lediglich Eigenschaften und Zustände des Subjectes angegeben werden, wie z. B. in dem Urtheile: »Mein Bruder ist Soldat.« Ganz gleich ist jedoch die Bedeutung des prädicativen Substantivs in beiden Fällen keineswegs. In Benennungsurtheilen, wie: »Das ist ein Baum«, fühlt man in dem Worte »Baum« vorwiegend die Subjectsfunction heraus, man sieht darin vorwiegend den Träger wirkender Kräfte, das Kraftcentrum, welches der verschwommenen Wahrnehmung zugrunde liegt. Im Urtheile: »Mein Bruder ist Soldat« wird »Soldat« nicht als selbständiger Träger wirkender Kräfte gefühlt, sondern es bezeichnet eben nur den Inbegriff der Beschäftigungen meines Bruders, und dieser Bruder ist hier entschieden das Thätige, das Wirkende, das Subject. Im Deutschen, Lateinischen und Griechischen kommt dieser Unterschied sprachlich nicht zum Ausdruck, da in beiden Fällen das Prädicat im Nominativ steht. Allein es gibt Sprachen, wo sich dies anders verhält. Im Böhmischen z. B. würde im Urtheile: »Das ist ein Baum« (»to jest strom«) das Prädicat im Nominativ stehen, dagegen im Urtheile: »Mein Bruder ist Soldat« (»bratr jest vojákem«) würde der sogenannte Instrumental verwendet, und damit der adjectivische Charakter des prädicativen Substantivs zum Ausdrucke kommen. In diesem Instrumental finden auch — das sei hier nebenbei bemerkt — die bisher unerklärten Dative in den bei *Aristoteles* so häufigen Wendungen »ἀνθρώπῳ εἶναι, δεσπότῃ εἶναι« eine belehrende Analogie; denn durch diese Dative will *Aristoteles* ebenfalls die durch die Substantiva bezeichneten Eigenschaften von den Gegenständen sondern,

welchen sie inhärieren. Im Benennungsurtheile wird aber das Prädicat nicht sowohl als Inbegriff von Eigenschaften gefühlt, es ist vielmehr ein selbständiger Träger actueller und potentieller Wirkungen. Subject und Prädicat fließen hier gewissermaßen zusammen, ohne dass dadurch die Zweigliedrigkeit des Urtheiles verloren gienge. Der verschwommene Wahrnehmungsinhalt wird als Wirkung des Kraftcentrums »Baum« gefasst. Dadurch aber hört der Wahrnehmungsinhalt sofort auf, verschwommen zu sein; er ist nur der einzelne Baum, in welchem die Kräfte wohnen, deren Träger das Wort »Baum« ist.

Es sei gestattet, noch eines der oben genannten Beispiele zu zergliedern. Wenn in *Goethes* »Erlkönig« der Vater zur Beruhigung des Kindes das Urtheil fällt: »Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif,« so ist der psychologische Vorgang, der sich dabei vollzieht, etwa folgender: Das Kind hat in seiner durch Fieber erregten Phantasie einen neblichten Streifen am Horizonte für den geisterhaften »Erlkönig« gehalten, von welchem ihm mancherlei schauervolle Märchen mögen erzählt worden sein. Das Sausen des Windes wird gleichzeitig vom Kinde als Lockruf Erlkönigs gedeutet. Der Vorgang in der Seele des Kindes setzt sich zusammen aus objectiven Sinnesdaten und abnormalen subjectiven Zuständen, unter denen ein starkes Angstgefühl vorherrschen mag. Das auf diesem Wege zustande gekommene Urtheil des Kindes ist naturgemäß ein irriges, allein für die Seele des Kindes ist der »Erlkönig« von realster, verhängnisvoller Wirklichkeit. Der Vater, dessen Perceptionsbedingungen normale sind, sieht einen Nebelstreif und nimmt an, dass dessen Anblick die Fieberphantasien des Kindes errege. Um nun dem Vorstellungslaufe des Kindes eine andere Richtung zu geben, drückt er den Inhalt seiner Wahrnehmung in dem Urtheile aus: »Es ist ein Nebelstreif.« Damit will er sagen: »Das, was dir als lockender Erlkönig erscheint, das ist nur ein Nebelstreif; d. h. was in dir diese sonderbare Erscheinung hervorruft, das ist nicht Erlkönig, sondern ein Nebelstreif.« Man sieht deutlich, dass hier »Nebelstreif« psychologisch als Subject gefasst wird, gegenüber dem von der Phantasie des Kindes aufgestellten Subjecte »Erlkönig«. Das »es« bezeichnet den räumlich bestimmten, aber unzergliederten

Sinneseindruck, in welchem das kranke Kind den geisterhaften Erlkönig, der normale Vater hingegen einen Nebelstreif erkennt. Man sieht, es kommt hier nur darauf an, in dem verworrenen Sinneseindrucke das thatsächlich vorhandene Kraftcentrum zu erkennen, somit das Subject des Vorganges zu finden. Man könnte solche Urtheile, in welchen eine verschwommene Sinneswahrnehmung durch Angabe des Subjectswortes gestaltet und gedeutet wird, auch passend Subjectsurtheile nennen.

Die gestaltende und objectivierende Function des Urtheilsactes kommt gerade bei diesen Urtheilen besonders deutlich zum Vorschein. Man sieht, was thatsächlich geschieht, wenn wir urtheilen. Das ist weder eine Association von Vorstellungen, noch eine Subsumption, sondern es ist ein Gestalten und Deuten gegebener Wahrnehmungsinhalte, und zwar auch in den einfachen Benennungsurtheilen, die wir jetzt betrachtet haben, ein derartiges Deuten und Gestalten, dass das Kraftcentrum aufgezeigt wird, als dessen Wirkung der wahrgenommene Vorgang zu betrachten ist.

2. Entwicklung des Prädicates. Impersonalia.

Die im vorstehenden Capitel dargestellte Entwicklung des Subjectes hat dazu geführt, dass der Mensch in seiner Umgebung selbständige Kraftcentren findet, als deren Wirkungen er die durch Sinneswahrnehmung gebotenen Vorgänge fassen lernt. Die bereits in der Wahrnehmung selbst liegende Tendenz, das wahrgenommene Ding als etwas Selbständiges, unabhängig von mir Existierendes zu fassen, wird durch die Entwicklung der Subjectsfunction im sprachlich ausgeprägten Urtheile nur weiter entwickelt und verfestigt. Das Subjectswort wird zum Träger der im Dinge wohnenden Kräfte, und um einen ganzen Vorgang auszudrücken, muss zum Subjectsworte ein Laut hinzugefügt werden, der darüber belehrt, welche der im Dinge latenten, potentiellen Wirkungen jetzt actuell geworden ist. Dieser hinzugefügte Laut übernimmt nun die Prädicatsfunction des Urtheils. Seine Leistung für die Entwicklung des Denkens ist vorwiegend die Sonderung der

Thätigkeit von dem Dinge, dessen Willensäußerung sie ist. Diese Sonderung ist für die Weiterentwicklung des Denkens von fundamentaler und weittragender Bedeutung. Dieselbe ist jedoch in viel höherem Grade an die sprachliche Ausprägung des Urtheils gebunden, weil sie in der Sinneswahrnehmung selbst so gut wie gar nicht vorgebildet ist. Eine Thätigkeit, eine Eigenschaft, einen Zustand kann man nicht allein, d. h. ohne das Object vorstellen, welchem dieselben inhärieren. Versuche ich die Vorstellung des Gehens, des Fliegens, des Sitzens zu bilden, dann sehe ich sofort einen Menschen, der geht oder sitzt, einen Vogel, der fliegt. Ebenso geht es mit den Eigenschaften, selbst wenn dieselben die einfachsten Sinnesqualitäten sind. Will ich ein Roth vorstellen, so sehe ich eine roth gefärbte Fläche, und es wird nie gelingen, eine Farbe ohne räumliches Gebilde vorzustellen. Dies liegt hier zwar schon in den elementaren Eigenschaften der Farbenempfindung, allein für unseren Zweck kommt es nur darauf an, zu zeigen, dass selbst ein sinnlich so starker Eindruck wie der einer Farbe ohne die sondernde Thätigkeit der Urtheilsfunction nicht leicht für sich allein Gegenstand des Vorstellens werden kann. Bei Geruchs- und Geschmacksempfindungen wird wegen ihres meist großen Gefühlswertes weniger an den Erreger derselben als vielmehr an das empfindende Subject gedacht werden. Dieselben sind Zustände eines empfindenden Subjectes und werden von demselben wieder erst durch das Urtheil getrennt, und so ihre isolierte Betrachtung ermöglicht. Tasteindrücke werden stets als Eigenschaften der betasteten Objecte gedeutet, und man vermag sich »rauh, glatt, hart, weich« nicht vorzustellen, ohne dass ein Körper dabei mitvorgestellt würde. Am leichtesten scheint es noch bei Klängen, sowohl vom empfindenden Subjecte als auch vom Schallerreger abzusehen. Allein hier hat die intensive Beschäftigung mit Musik uns diese Möglichkeit vorgetäuscht, einen bestimmten Ton isoliert vorzustellen. In der That gibt es keinen Ton ohne Klangfarbe. und die Klangfarbe zwingt uns die Vorstellung eines Schallerregers gebieterisch auf.

Wir können also sagen: die Sonderung der Thätigkeit. der Eigenschaft. des Zustandes von den zugehörigen Objecten

ist in der Wahrnehmung selbst nicht vorgebildet und wird erst durch das sprachlich ausgeprägte Urtheil ermöglicht. Deswegen ist auch die Vorstellung von Inhärentien — mit diesem Worte wollen wir kurz Thätigkeit, Eigenschaft und Zustand zusammen bezeichnen — viel enger mit ihren sprachlichen Bezeichnungen verbunden als die Vorstellung von Dingen. Dies wird durch die Erfahrung an Aphasischen bestätigt. Bei diesen schwindet nämlich die Erinnerung für Namen von Gegenständen viel eher und rascher als die Bezeichnungen von Inhärentien. Die Namen der Dinge sind zwar, wie alle Wörter, nicht Vorstellungen, sondern Urtheilselemente, allein die Dinge selbst sind auch in der sinnlichen Wahrnehmung als selbständige Wesen gegeben und haften so in der Erinnerung. Die Bezeichnungen für Inhärentien sind jedoch nur Urtheilselemente; was sie bedeuten, ist anschaulich für sich allein nicht vorstellbar, und die Vorstellungen derselben haften daher viel fester an ihrem sprachlichen Ausdrucke, dem sie ja als Vorstellungen eigentlich ihr Dasein verdanken. Dagegen ist die Association der Gegenstandsvorstellungen mit ihren Namen eine viel losere und schwindet daher leichter und rascher.

Das Prädicat bezeichnet zunächst die als Willensäußerung gefasste Thätigkeit des Dinges. Die Entwicklung des Subjectswortes hat aber, wie oben gezeigt wurde, den Gedanken einer bloß potentiellen Thätigkeit gezeitigt, und es musste sich leicht ein Anlass finden, das Vorhandensein einer solchen Fähigkeit zu constatieren, wenn auch diese nicht actuell zur Wirkung gelangte. So wurde die potentielle Willensäußerung zur bleibenden Eigenschaft. Indem sich ferner der naive, grobe Anthropomorphismus soweit verlor, dass man die Übertragbarkeit des menschlichen Willens auf leblose Objecte kennen lernte, gelangte man dazu, das, was mit einem Dinge geschehen war, als Zustand dieses Dinges zu fassen und so die Prädicatsfunction weiter zu entwickeln. Immer aber bleibt das Prädicat etwas Unselbständiges, dem Subjecte Inhärierendes, und die ursprüngliche Auffassung als Willensäußerung bleibt maßgebend für die Form und für die Innigkeit seiner Verbindung mit dem Subjecte. Wenn es nicht mehr eine wirkliche Willensäußerung

bedeutet, so bedeutet es eine *mögliche* oder auch ein Übersichergehenlassen. Das Prädicat sagt uns, was das Ding will, was es wollen kann, oder was es ohne Widerstand mit sich machen lässt.

Durch die Sonderung des Prädicates im sprachlich ausgeprägten Urtheile wird es nun möglich, die Inhärentien isoliert zu betrachten. Die Wortempfindung »warm«, die von der Temperaturempfindung »warm« so ganz verschieden ist, wird dadurch zu einem neuen Stützpunkte für das Denken. Alle die verschiedenen Arten der Wärmeempfindung werden dadurch zusammengefasst und von dem Erreger der Wärme getrennt. Die Temperaturempfindungen werden nun als Wirkungen des durch das Wort »warm« neugeschaffenen Kraftcentrums gefasst, und dieses Kraftcentrum wird so zum Subject neuer Urtheile. Häufig erhält es dann auch die Form des Substantivs; aus »warm« wird »Wärme«. Damit aber hört es auf, Prädicat zu sein, es wird Subject und nun ebenso selbständig, ebenso *anthropomorphisch* gefasst, wie die schon in der Wahrnehmung selbständig erscheinenden Objecte. »Wärme« ist auch ein kraftbegabtes Wesen, aber ein solches, das in einem andern wohnen muss, um zu wirken. Auf diese Weise entstehen die sogenannten abstracten Begriffe, worin Eigenschaften, Thätigkeiten, Zustände zu selbständigen Denkobjecten werden und eine Fülle neuer Urtheile ermöglichen. Wir werden über diese Urtheile später besonders zu sprechen und zu zeigen haben, welche Formen da der im Urtheilsact liegende Anthropomorphismus annimmt.

Das Prädicat als solches bleibt immer unselbständig. Die entwickelten Cultursprachen haben in den Verben und Adjectiven eigene Wortarten gebildet, die diesen Charakter der Unselbständigkeit deutlich an sich tragen und die Beziehungen auf einen Träger in den Personalendungen und den Genusformen deutlich erkennen lassen. Eben deswegen ist es mit der Natur der Urtheilsfunction unvereinbar, dass ein Urtheil nur aus einem Prädicate bestehe. Solche Urtheile hat man jedoch in den sogenannten *Impersonalien* zu finden geglaubt, nachdem schon die Stoiker Sätze, die nur aus einem Verbum bestehen wie »λέγει, τρέχει« als unvollständige Urtheile (ἐλλιπῆ

ἀξιώματα) bezeichnet hatten. Wir wollen hier den Impersonalien, welche ebenso wie die Benennungsurtheile unserer Theorie zu widersprechen scheinen, eine kurze Betrachtung widmen.

In allen indoeuropäischen Sprachen finden wir Sätze, welche einen einfachen Vorgang zu bezeichnen scheinen, ohne denselben in Subject und Prädicat zu zerlegen. Solche Sätze wie: »Es regnet, es schneit, es blitzt, es brennt, es ist warm« etc. haben schon die Aufmerksamkeit der alten Grammatiker erregt und sind von denselben Impersonalia genannt worden, weil man darin ein persönliches Subject vermisste, so dass die Frage: »Wer regnet?« nicht nur nicht zu beantworten war, sondern sogar sinnlos erschien. Am reinsten tritt uns diese Satzform in den sogenannten meteorologischen Verben wie: »Es regnet, es blitzt« und dergleichen entgegen. Die Form wird indessen in manchen Sprachen weiter ausgebildet und namentlich in passiven Wendungen vielfach bei sogenannten intransitiven Verben gebraucht; so z. B. »Es wird getanzt«, »itur«, »ventum est« und ähnliche. Das vielfache Vorkommen solcher Sätze in den slavischen Sprachen hat *Miklosich* veranlasst, sich eingehend mit denselben zu beschäftigen, und es hat sich gezeigt, dass die Erörterung dieser sprachlichen Erscheinung tief eingreift in die Frage nach dem Wesen des Urtheiles. Daran nämlich, dass in den impersonalen Sätzen Urtheile vorliegen, konnte niemand zweifeln, allein, da man gewohnt war, als nöthige Bestandtheile des Urtheils Subject und Prädicat vorauszusetzen, ergab die Betrachtung der Impersonalia mannigfache Schwierigkeiten. Hat der Satz »es regnet« ein Subject oder nicht? Und wenn er es hat, wie lautet es? Diese Fragen sind auf das verschiedenste beantwortet worden und haben zu sehr anregenden Discussionen Anlass gegeben. Am radicalsten ist *Miklosich* im Anschlusse an *Brentanos* Psychologie vorgegangen. Nach ihm sind die Impersonalia wirklich subjectlose Sätze; sie bezeichnen einen Vorgang als solchen, eine Thätigkeit als solche, ohne zu sagen, wessen Thätigkeit es ist. In der traditionellen Logik und Psychologie fand nun *Miklosich* keine Formel für seine Auffassung dieser sprachlichen Erscheinung. Dagegen fand sich

bei *Brentano* eine Theorie, die dazu passte. Nach *Brentano* gehört es ja nicht zum Wesen des Urtheils, aus Subject und Prädicat zu bestehen. Das Urtheilen ist einfach Anerkennung oder Verwerfung eines Vorstellungsinhaltes, und es ist gleichgiltig, ob dieser Inhalt ein- oder zweigliedrig, einfach oder zusammengesetzt ist. Darauf gestützt, lehrt nun *Miklosich,* dass in den Sätzen: »Es regnet, es schneit« u. dgl. die Vorstellung des Regens, des Schnees einfach anerkannt werde.

Brentano hat diese Auffassung der Impersonalien freudig begrüßt und darin eine Bestätigung seiner Urtheilstheorie zu finden geglaubt. *Marty* hat dies dann in seinen Artikeln über subjectlose Sätze ausführlich darzuthun und zu beweisen versucht, dass die Impersonalia als Existentialsätze zu betrachten sind. Außerdem hat die Schrift *Miklosichs* andere gründliche Erörterungen des Gegenstandes hervorgerufen, worunter die von *Sigwart* und *Schuppe* besonders hervorzuheben sind. Beide suchen die Zweigliedrigkeit des Urtheiles auch für die Impersonalien nachzuweisen. *Sigwart* hat auch eine ausführliche und genaue Classification der Impersonalia vorgenommen, wobei besonders der deutsche Sprachgebrauch zugrunde gelegt wurde. Die einfachste und ursprünglichste Form der Impersonalien, die meteorologischen Sätze betrachtet *Sigwart* als Benennungsurtheile; ihr Subject ist die sinnlich wahrgenommene Erscheinung, ihr Prädicat die im Verbum liegende Benennung.[1] Wir werden weiter unten sehen, inwieferne das zutrifft. Eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der sprachlichen Thatsachen aus verschiedenen Sprachen hat *Puls* gegeben im Flensburger Programme 1888 und 1889.

Die Auffassung der Impersonalien als eingliedrige Urtheile scheint zunächst viel für sich zu haben. Auch wer die *Brentano*'sche Urtheilstheorie für vollkommen verfehlt hält, kann doch in den Impersonalien eingliedrige Urtheile erblicken. Im Urtheile: »Der Baum blüht« wird der einheitlich gegebene Vorstellungsinhalt »blühender Baum« in der von uns öfter beschriebenen Weise geformt und gegliedert. Davon merkt man zunächst im Urtheile: »Es regnet« nichts. Der Vorstellungsinhalt, der durch die Wahrnehmung des Regens gegeben ist, erfährt durch das Urtheil, so scheint es wenigstens, keinerlei

Formung und Gliederung, sondern bezeichnet ganz dasselbe, was Wahrnehmung und Erinnerungsbild ohne Urtheil bieten. Das Merkwürdige und Erklärungsbedürftige dabei ist jedoch nicht der Umstand, dass nicht gesagt wird, wer regnet, d. h. dass keine Ursache, kein Urheber des Regens genannt wird. Was speciell die meteorologischen Sätze von anderen unterscheidet, das ist der Umstand, dass der Regen nicht zerlegt und als fallendes Wasser bezeichnet wird. Das hat mich zu der Vermuthung geführt, dass wir in den Impersonalien einen Überrest aus jener Sprachperiode haben, wo die Wurzel noch nicht in Subject und Prädicat auseinandergetreten war, sondern noch allein genügte, um einen ganzen Vorgang zu bezeichnen. Dieser Ansicht habe ich auch in meinem Lehrbuche der Psychologie Ausdruck gegeben (S. 74). Nach Analogie der später ausgebildeten Satzform, meinte ich damals, hätten dann die Wurzeln Verbalcharakter und Flexion angenommen, weil eben hier das Geschehen, die Bewegung das Charakteristische war. In der That scheint mir auch heute noch in der Ding und Thätigkeit vereinigenden Bedeutung der Wörter: »Regen, Schnee, Hagel« ein Rest alten Sprachgutes und alter Sprachform vorzuliegen; die Urtheile: »Es regnet, es schneit« u. dgl. fasse ich jetzt anders.

Brentanos und *Martys* Auffassung der Impersonalien als Existentialsätze ist durchaus unhaltbar. Zunächst ist nämlich das, was in dieser Schule über Entstehung und Bedeutung des Existenzbegriffes gelehrt wird, voll Verwirrung und innerer Widersprüche. Dies habe ich bereits oben Seite 69 ff. nachgewiesen und werde weiter unten darauf zurückkommen. Aber auch abgesehen davon ist es schon sprachlich nicht richtig, zu sagen: »Es regnet« bedeute soviel als: »Regen ist.« Diese letztere Ausdrucksweise ist durchaus ungebräuchlich, und schon deshalb ist es unwahrscheinlich, dass die psychologische Natur und Bedeutung solcher Urtheile in dieser gar nicht üblichen Form deutlicher hervortrete als in der gewöhnlichen. Allein es besteht zwischen den Bedeutungen der Sätze: »es regnet« und: »Regen ist« ein wesentlicher Unterschied. Dieser Unterschied liegt in der Bedeutung des Präsens, welche in jedem der zwei als gleichbedeutend bezeichneten Urtheile

verschieden ist. Der Satz: »Es regnet« wird meist dann ausgesprochen, wenn jemand den Regen thatsächlich wahrnimmt. Wer etwa im Zimmer sitzend durch das Fenster hört, wie draußen jemand sagt: »Es regnet«, der wird jedenfalls die Worte dahin verstehen, dass es jetzt hier in der dem Sprechenden und Hörenden gemeinsamen Umgebung regnet. Lese ich z. B. den Satz: »Es regnet« im Briefe eines Freundes, so werde ich doch gewiss annehmen, dass es dort, wo sich mein Freund aufhält, zu der Zeit, wo er den Brief schrieb, regnete. Das Präsens in »es regnet« ist demnach fast immer ein eigentliches Präsens, in welchem die Beziehung zu der gegenwärtigen räumlichen und zeitlichen Umgebung des Sprechenden mit ausgedrückt ist. Diese Beziehung gehört zu der ständigen »Bedeutung« des Präsens, welche nach *Marty* »der Inhalt desjenigen Urtheiles ist, das ein Hörer fällt, welcher der Sprache kundig ist und der in der Aussage des Sprechenden involvierten Aufforderung Folge leistet«.*) In dem Präsens des Satzes: »Es regnet« liegt für den Hörer die Aufforderung, die Umgebung des Sprechenden vorzustellen. In Existentialsätzen aber liegt eine solche Aufforderung nicht. Das Präsens wirklich gefällter und nicht zu bestimmten Zwecken construierter Existentialsätze ist ein ganz anderes. In Sätzen wie: »Es gibt einzellige Organismen« ist gar kein Hinweis auf eine bestimmte Zeit enthalten, es tritt hier die ja in den meisten Grammatiken hervorgehobene allgemeine oder zeitlose Bedeutung des Präsens ein, welches eben in Sätzen, welche allgemein und immer gelten sollen, die ständige Tempusform ist. Sowie man nun dem Satze: »Es regnet« die Form des Existentialsatzes gibt: »Regen ist«, so verschiebt sich sofort die Bedeutung des Präsens. Der Satz bedeutet nun nicht mehr: Hier in dieser Umgebung regnet es jetzt, sondern er bedeutet, dass es in der Welt so etwas wie Regen überhaupt gebe. Diese Thatsache hervorzuheben, liegt wohl selten ein Anlass vor, und wenn es der Fall sein sollte, jedenfalls wird: »Regen ist« etwas ganz anderes bedeuten als: »Es regnet.« Fügt man nun, um diese Verschiebung der Präsensbedeutung anzudeuten, in

*) Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Phil. 18, 342.

dem Satze: »Regen ist« das Wörtchen: »jetzt« oder »hier« hinzu, dann hat wieder der Satz aufgehört, ein Existentialsatz zu sein. Es wird dann sofort die Umgebung zum Subjecte, welches durch die Angabe: »Regen ist« seine prädicative Bestimmung erhält. Existentialsätze, welche das Vorhandensein eines eben wahrgenommenen Vorganges ausdrücklich behaupten, werden überhaupt nicht gebildet. Die Existenz ist implicite in der Wahrnehmung gegeben, und es liegt gar kein Anlass vor, dieselbe besonders hervorzuheben. »Die Behauptung des Seins,« sagt *Schuppe* sehr treffend,*) »hat ihren Sinn immer nur in einer Veranlassung, welche erst nach erfolgter ausreichender Orientierung in der umgebenden Welt und mannigfachen Reflexionen möglich und ohne einen ganz bestimmten Sinn des Nichtseins, welches ausgeschlossen werden soll, unmöglich ist.«

Die Auffassung der Impersonalien, speciell der meteorologischen Sätze als Existentialsätze ist somit eine unrichtige: erstens, weil das Präsens der ersteren ein eigentliches, das der letzteren ein zeitloses ist, und zweitens, weil Existentialsätze, die im wirklichen Denken gefällt werden, niemals Wahrnehmungsurtheile sind.

Sigwart fasst, wie bereits erwähnt, die meteorologischen Sätze als Benennungsurtheile auf. »Es blitzt« soll heißen: »Das was ich sehe, ist Blitz.« Thatsächlich können nun Fälle vorkommen, wo das wirklich der Sinn eines solchen Urtheiles ist, und auch *Marty* **) gibt dies zu. Allein ich muss wiederum *Marty* darin Recht geben, dass dann die Sätze nicht mehr impersonale Urtheile sind. Wenn wir nach längerer Betrachtung einer Röthe am Nachthimmel sagen: »Es brennt«, so meinen wir damit allerdings: »Das, was wir sehen, ist Feuerschein«, allein die Bedeutung dieses Satzes ist verschieden von dem, was wir urtheilen, wenn wir auf der Straße den Ruf hören: »Es brennt!« Das wesentliche Moment der impersonalen Urtheile liegt doch darin, dass ein ganzer Vorgang ausgedrückt wird, und nicht darin, dass ein Wahrgenommenes benannt

*) Zeitschrift für Völkerpsychologie. 16, S. 256.
**) a. a. O., S. 351.

wird. Nach unserer Betrachtung der Benennungsurtheile ist für dieselben die Subjectsfunction das Wichtigste, und es ist wenig wahrscheinlich, dass ein Verbum die Subjectsfunction in weitem Gebiete übernommen hätte.

Wenn nun aber das, was wir oben von der dem Prädicate anhaftenden Unselbständigkeit gesagt haben, richtig ist, dann muss auch das Prädicat der Impersonalien daran theilhaben und kann nicht allein Träger der ganzen Anschauung sein. Mit anderen Worten: Die Impersonalien müssen ein Subject haben. Dieses ist auch leicht gefunden, wenn man auf das achtet, was wir oben über die Bedeutung des Präsens sagten. Das Präsens der Wahrnehmungsurtheile und also auch das Präsens der meteorologischen Sätze enthält die deutliche Beziehung auf die räumliche Umgebung des Sprechenden, und diese räumliche Umgebung ist Subject der Aussage. Das, worin es regnet, ist der Luftraum, das Draußenbefindliche, τὸ ἔξω, und von diesem wird gesagt, dass es jetzt regnet, während es ein anderesmal schneit, blitzt, donnert oder schön ist. »Dieses ,Es'« sagt *Lotze*,*) »ist in der That als das gemeinsame Subject gedacht, an welchem alle verschiedenen Erscheinungen als Prädicate hängen, oder aus dem sie hervorgehen; es bezeichnet den allerumfassendsten Gedanken der Wirklichkeit, die bald so, bald anders gestaltet ist.« Ähnlich fassen auch *Prantl*, *Bergmann* und *Schuppe* die Sache auf. *Puls***) bemerkt sehr richtig: »Der Ort, wo etwas geschieht, wird von selbst zur Ursache, durch die etwas geschieht.« Unrichtig jedoch drückt er sich aus, wenn er meint, durch einen Trugschluss werde der Ort der Erscheinung für den Grund derselben angesehen. Es ist das kein Trugschluss, weil es überhaupt kein Schluss ist, sondern eine später modificierte Deutung, in welcher eben die gestaltende Urtheilsfunction sich als wirksam erweist. Die räumliche Beziehung, die in den meteorologischen Sätzen liegt, tritt besonders deutlich hervor, wenn man versucht, das eigentliche Präsens in ein zeitloses zu verwandeln und einen allgemein giltigen Satz zu bilden. Sagt

*) Logik, S. 71.
**) a. a. O., S. 33.

man z. B.: »Es regnet häufig«, so drängt sich sofort die Frage auf: »wo?« Füge ich nun hinzu: »Im Salzburgischen«, dann ist in dem Urtheile, wie jeder sieht, das Salzburgerland Subject und wird prädicativ dadurch bestimmt, dass ihm die Eigenthümlichkeit, häufig Regenwetter zu haben, zugeschrieben wird. Diese Beziehung auf eine concrete, räumliche und zeitliche Wirklichkeit liegt so ziemlich in allen Impersonalien, nicht nur in den meteorologischen Sätzen. »Es wird getanzt« als Ausdruck einer gegenwärtigen Wahrnehmung, ist ebenfalls die prädicative Bestimmung des Raumes, wo getanzt wird. Nicht die tanzenden Menschen sind das Subject, wie *B. Erdmann* meint, sondern der ganze Vorgang wird als Prädicat des Raumes gefasst. So wie das Präsens zeitlos wird, stellt sich sofort das Bedürfnis ein, die im Wahrnehmungsurtheile implicite gegebene räumliche und zeitliche Beziehung ausdrücklich zu bestimmen. Ein allgemeiner Satz: »Es wird getanzt« hat keinen Sinn. »In Wien, im Carneval wird viel getanzt« sind allgemeine Urtheile, worin »Wien«, beziehungsweise »Carneval« Subjecte sind.

Dies räumliche Moment, welches bei den Impersonalien im Präsens sowie in der Unbestimmtheit des Subjectes liegt, zeigt sich auch in der schon von *Miklosich* bemerkten Anschaulichkeit, die diesen Ausdrucksweisen innewohnt. »Und es wallet und siedet und brauset und zischt« zwingt den Hörer, sich einen Raum vorzustellen und diesen durch die angegebenen Prädicate zu bestimmen. Der Dichter, in dem der schaffende Sprachgeist lebendiger wirkt als in anderen Menschen, wendet auch hier wie in zahlreichen anderen Fällen mit Absicht die Ausdrucksmittel an, die von der Sprache unbewusst geschaffen wurden, und steigert so die schon im Ausdruck selbst liegende Wirkung. Das »Es« und die Personalendung weisen den Hörer auf ein Räumliches hin, welches meist durch die Umstände, unter denen das Urtheil gefällt wird, kurz, durch den Zusammenhang eindeutig bestimmt ist. Weil aber dieses Räumliche nicht durch einen Namen bezeichnet wird, erhält die Phantasie die lebhafte Anregung, sich dasselbe recht deutlich vorzustellen. Man erzielt größere Anschaulichkeit, indem man nicht zuviel sagt, die Phantasie nicht zu sehr einengt, sondern vielmehr

anregt. Subject der Impersonalia, soweit dieselben Wahrnehmungsurtheile sind, ist somit die den Sprechenden umgebende concrete, räumliche und zeitliche Wirklichkeit. Wenn man vielfach nach einem persönlichen Subjecte suchte und den Satz ὕει zu Ζεὺς ὕει ergänzte, so trifft man damit nicht den ursprünglichen Sinn solcher Urtheile, sondern eine in historischer Zeit eingetretene Umgestaltung des ursprünglichen Gedankenverlaufes. An die Stelle des leblosen Luftraumes tritt in der mythenbildenden Phantasie leicht eine Gottheit als Urheberin des Regens. Für den Urmenschen regnet zwar auch der Luftraum, weil er will, allein die Phantasie ersinnt eine Gottesgestalt, die ihren Willen auf den Luftraum überträgt.

Im Deutschen namentlich dehnt sich jedoch der Gebrauch der Impersonalien auch auf Urtheile aus, deren Inhalt nicht der Wahrnehmung entnommen ist. Man sagt z. B.: »Es fehlt an Geld, es gibt einzellige Organismen.« Wir kommen zwar im Allgemeinen auf Urtheile solchen Inhaltes erst weiter unten zu sprechen, allein die impersonale Form mag schon hier besprochen werden. Da zeigt es sich nun bei genauerer Prüfung, dass dieselben ihre Beziehung auf räumlich-zeitliche Wirklichkeit auch hier beibehalten. Wer das Urtheil fällt: »Es fehlt an Geld«, wird ohne Zweifel damit sagen wollen, dass es irgendwo an Geld fehle, etwa in der Gemeinde, im Staate. Wer das Urtheil hört, wird entweder aus dem Zusammenhange des Gespräches den Ort des Geldmangels kennen, oder er wird, wenn er plötzlich herbeikommend das Urtheil hört, gewiss fragen: »Wo fehlt es an Geld?« Auch hier ist also ein Stück concreter Wirklichkeit Subject, welches durch das Prädicat »fehlt an Geld« bestimmt wird. Etwas anders verhält es sich mit dem Ausdrucke: »es gibt«. Ohne Zweifel sind Sätze wie: »Es gibt einen Gott, es gibt einzellige Organismen, es gibt keine Gespenster« Existentialsätze. Der Sinn derselben wird nicht geändert, wenn wir dieselben in die Form bringen: »Gott existiert«, »Gespenster existieren nicht«. Die Ausdrucksweise: »es gibt« ist jedenfalls eine Übersetzung des in der scholastischen Logik so viel gebrauchten »datur«. »Tertium non datur«, ein Drittes wird nicht zugegeben, heißt dann so-

viel wie: ein Drittes ist ausgeschlossen, und durch eine wörtliche Übersetzung wird daraus: »Ein Drittes gibt es nicht.« Indem dann das »es« als Subject, das active »gibt« transitiv gefühlt wird, tritt der Gegenstand, dessen Existenz behauptet oder geleugnet wird, in den Accusativ. Im heutigen Sprachbewusstsein ist aber die Ausdrucksweise so geläufig und conventionell, dass sie, wie gesagt, logisch vollkommen gleichwertig bleibt, wenn das »es gibt« durch »existiert« ersetzt wird. Trotzdem bewährt sich die ursprünglich in den Impersonalien liegende Beziehung auf concrete räumlich-zeitliche Wirklichkeit wenigstens einigermaßen auch hier. Wenn der Dichter sagt: »Es gibt ein Glück, das ohne Reu'«, dann fühlen wir in dem impersonalen Ausdrucke deutlich die Beziehung auf die Welt, in der wir leben, und von dieser wird gesagt, sie sei so eingerichtet, dass ein Glück ohne Reu' darin möglich sei. Es wird also die Welt, in der wir leben, als Subject durch das angegebene Prädicat bestimmt. Allerdings tritt hier das Moment der concreten Wirklichkeit nur infolge der durch die Dichterkraft gesteigerten Anschaulichkeit hervor, allein es könnte nicht hervortreten, wenn es im sprachlichen Ausdrucke nicht schon im Keime vorhanden wäre. In Sätzen wie: »es gibt einen Gott, es gibt einzellige Organismen« ist dieses Moment verwischt, und dieselben können nur als Existentialsätze betrachtet werden. Keineswegs darf aber diese auf so eigenthümlichem Wege — ich möchte sagen: unorganisch — entstandene Ausdrucksweise: »es gibt« und die damit eingeleiteten Sätze als typisch gelten für die impersonale Ausdrucksweise. Dass aber auch Existentialsätze zweigliedrig sind, werden wir weiter unten zeigen.

So zeigt sich denn auch in den Impersonalien die gestaltende und gliedernde Function des Urtheilsactes wirksam. Ein Vorgang wird darin aufgefasst als Zustand der Umgebung des Sprechenden. Diese Umgebung wird zunächst auch anthropomorphisch als Ursache des Vorganges aufgefasst. Bald aber schwindet der Anthropomorphismus ganz, oder er erhält sich dadurch, dass an Stelle der Umgebung eine Gottheit als Urheberin hingestellt wird. Die Beziehung auf die concrete Wirklichkeit, das räumliche Moment bleibt an diesen Ausdrücken

haften und verleiht ihnen eine Anschaulichkeit, welche der Dichter noch stark zu steigern vermag. Die Impersonalien fügen sich somit vollkommen zwangslos dem von uns erkannten Typus der Urtheilsfunction. Keineswegs können dieselben als Stütze dienen für die Theorie der Eingliedrigkeit des Urtheils.

Die in der Natur des Prädicates liegende Unselbständigkeit zeigt sich somit auch in den Impersonalien. Während in den Benennungsurtheilen die Subjectsfunction die weitaus überwiegende war, und für dieselben die Bezeichnung »Subjectsurtheile« charakteristisch erschien, können wir nicht finden. dass in den Impersonalien »Prädicatssätze« vorliegen, wie *Miklosich* gemeint hat. Das Subject ist da, und ohne dasselbe wären die Sätze unmöglich und unverständlich.

3. Erinnerungs- und Erwartungsurtheile.

Der durch die Sinnesdaten gegebene Stoff wird im Wahrnehmungsurtheile geformt und gegliedert. Die Erinnerungsbilder wahrgenommener Vorgänge sind meist schon durch die Urtheilsform hindurchgegangen, und das Schema von Ding und Thätigkeit ist da gewöhnlich bereits fertig. Es sind deshalb unsere Erinnerungen meist nicht Vorstellungen, sondern Urtheile. Trotzdem aber bilden die Erinnerungsurtheile eine weitere Phase in der Entwicklung der Urtheilsfunction und zugleich eine besondere Classe von Urtheilen. Beim Wahrnehmungsurtheile ist nämlich der beurtheilte Vorgang direct als Sinneswahrnehmung gegeben und wird durch dasselbe als kraftbegabtes Ding aufgefasst, welches eben eine seiner Kräfte wirksam sein lässt. In der Erinnerung liegt der Vorgang bereits gestaltet vor, allein es tritt häufig der Fall ein, dass wir veranlasst sind, diesen Vorgang als einen bereits früher erlebten und gestalteten, d. h. als erinnert zu bezeichnen. Solche Urtheile, in welchen der beurtheilte Vorgang nicht in der Sinneswahrnehmung gegeben, sondern erinnert ist und als erinnert bezeichnet wird, nennen wir Erinnerungsurtheile.

Wir haben dabei — das kann nicht genug betont werden — nur solche Urtheile im Auge, in denen der Sprechende Selbst-

erlebtes mittheilt. Dabei tritt die formende und gestaltende Function des Urtheiles weniger deutlich hervor, weil der Vorstellungsinhalt schon durch das Wahrnehmungsurtheil gestaltet war, als er zum Bestandstücke des Gedächtnisses wurde. Dafür tritt aber in der Zeitbestimmung ein neues Element hinzu. »Wir haben uns gestern gut unterhalten, Herr N. N. war sehr freundlich gegen mich«, »der Ausflug (den ich vor einigen Tagen unternommen) war sehr genussreich«, »ich gieng im Walde so für mich hin«, »ibam forte via sacra« sind Beispiele solcher Urtheile.

Naturgemäß haben alle Erinnerungsurtheile früher Erlebtes zum Inhalte, und ihr Tempus ist demnach immer das Präteritum. Dabei nehmen nun die Urtheile an einer Eigenschaft des Erinnerungsbildes theil, die noch immer nicht genügend beachtet wird. Was die Erinnerungsbilder von der sinnlichen Wahrnehmung unterscheidet, das ist nicht so sehr die geringere Lebendigkeit, sondern der centrale Ursprung des Erinnerungsbildes und seine enge Zugehörigkeit zu meinem sonstigen psychischen Inventar. Physiologisch ist dieser Unterschied durch den centralen Ursprung charakterisiert gegenüber dem peripherischen der Wahrnehmung, psychologisch durch die enge Verbindung des Erinnerungsbildes mit meinen übrigen Vorstellungen, Gefühlen und Willensacten. Die Wahrnehmung wird mir von außen aufgezwungen; ich bin ihr gegenüber receptiv. Das Erinnerungsbild ist ein Theil meines Ich, gehört mir und ist mit meinem ganzen Seelenleben eng verflochten. Alle Erinnerungen sind zunächst Urtheile, deren Subject ich selbst bin, und deren Prädicat der erinnerte Vorgang mit all den Nuancen ist, durch welche seine Beziehungen zu meinem übrigen Bewusstseinsinhalte psychisch charakterisiert sind.

Dieses ständige Subject alles Erinnerten wirkt nun auch im formulierten Urtheile fort und prägt sich in der Zeitbestimmung aus. Ist doch die Zeit selbst nichts anderes als die sich immer gleichbleibende Apperceptionsthätigkeit gegenüber dem wechselnden Inhalte. Die Zeit ist die Bewusstseinsarbeit, im Gegensatze zum Bewusstseinsinhalte.*) Dass der

*) Vgl. *A. Riehl*, »Der philosophische Kriticismus«, II. Bd., I. Th., S. 117 ff.; ferner *Hugo Münsterberg*, »Beiträge zur experimentellen Psycho-

Vorgang, den ich jetzt in einem Erinnerungsurtheile aussage, mein Erlebnis ist, das drückt nur die Zeitbestimmung, das Präteritum aus. Sage ich: »Der Ausflug war sehr schön«, so liegt in dem Worte »war« der deutliche Hinweis, dass ich dabei war.

Diese durch die Zeitbestimmung deutlich ausgeprägte Beziehung auf den Sprechenden ist von Philologen längst erkannt und für die Interpretation, namentlich bei Historikern, ausgiebig verwertet worden. In der Psychologie und Logik des Urtheils hat dieses Moment bisher wenig Beachtung gefunden.

Die formende und objectivierende Function des Urtheils tritt auch bei den Gedächtnisurtheilen zutage, wenn auch in eigenartiger Form. Der vorgestellte Inhalt ist, wie gesagt, meist schon in der Wahrnehmung beurtheilt worden und kommt bereits in der Urtheilsform, im Schema Ding — Thätigkeit, zur Reproduction. Sage ich z. B.: »Die Aussicht vom Schneeberge war sehr schön«, so habe ich jedenfalls, als ich noch auf der Spitze des Schneeberges stand, das sich mir darbietende Bild in die Urtheilsform gebracht und gesagt oder gedacht: »Die Aussicht ist herrlich«, wobei das »ist« eigentliches Präsens war und soviel bedeutete als »ist jetzt«. In der Erinnerung kommt nun der Vorstellungsinhalt bereits geformt zur Reproduction, und das »war« bedeutet nur, dass dieser Inhalt ein erinnerter, nicht jetzt gegenwärtiger ist. Es kann aber vorkommen, dass ich den Inhalt erst in der Erinnerung forme. So z. B., wenn mich jemand, dem ich von der schönen Aussicht auf dem Schneeberge erzählte, fragt: »Und war es denn oben nicht kalt?« Ich suche in meiner Erinnerung und finde da vielleicht eine Lücke: die Temperaturempfindung, die ich oben hatte, war nicht Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, und ich antworte dann: »Ich kann mich nicht erinnern«; oder ich finde in meiner Reproduction meines psychischen Zustandes auch die Temperaturempfindung und antworte: »Ja wohl, kalt und windig.« Hier wurde der Inhalt, der in der Wahrnehmung noch nicht Gegenstand eines Urtheiles gewesen war, erst in

logie«, II. Heft, S. 20, *E. Mach*, »Beiträge zur Analyse der Empfindungen«, S. 105, und *Jerusalem*, »Lehrbuch der empirischen Psychologie«. S. 85 ff.

der Erinnerung geformt. Meine damalige Temperaturempfindung deute ich als Eigenschaft der auf dem Schneeberge wehenden Luft. Diese Deutung war mir allerdings in der Form der Frage nahegelegt worden, allein die Frage setzt eben schon, wie wir unten sehen werden, die Urtheilsfunction voraus.

Zu dieser Deutung, die ich in der Antwort »kalt und windig« vollziehe, kommt aber noch die bereits besprochene Beziehung auf den Sprechenden hinzu. Meine Antwort behauptet also nur, dass es damals, als ich oben war, kalt und windig gewesen ist. Es soll aber keineswegs gesagt werden, dass die auf dem Schneeberge wehende Luft immer die Eigenschaft hat, kalt und bewegt zu sein, ebenso wenig wie das Urtheil »die Aussicht war sehr schön« behaupten will, dass das immer so sei. Das Präteritum bedeutet psychologisch ein Plus, eine Beziehung auf den Sprechenden, logisch ein Minus, indem es ein individuelles Erlebnis und keine allgemeine Behauptung enthält. Sowie letzteres der Fall ist, nimmt das Urtheil die Form des zeitlosen Präsens an, ich sage: »Die Aussicht ist sehr schön«, »auf dem Schneeberge ist es kalt und windig«, und damit geht das Gedächtnisurtheil in ein Begriffsurtheil über, welches in einem späteren Capitel Gegenstand unserer Untersuchung sein wird.

Die Beziehung auf den Sprechenden, welche in der Zeitbestimmung, speciell im Präteritum wirklich gefällter, selbsterzeugter Gedächtnisurtheile liegt, tritt besonders deutlich zutage in den Zeugenaussagen vor Gericht. Der Zeuge wird vom Richter veranlasst, Gedächtnisurtheile zu fällen. Dem Richter kommt es darauf an, den objectiven Thatbestand herauszubekommen, und er muss trachten, diesen aus den mitgetheilten Urtheilen zu reconstruieren. Der Zeuge würde dem Richter den größten Dienst leisten, wenn er möglichst kurz und objectiv berichten wollte. Fast jeder Zeuge holt indessen weiter aus, fängt mit seiner Person an und erzählt oft des Langen und Breiten, wie er an den betreffenden Ort gekommen, was er da gesucht, und gelangt endlich dazu, die gewünschte Antwort zu geben. Der erfahrene Richter wird derartige Weitschweifigkeiten gar nicht unterdrücken, denn als praktischer Psychologe weiß er, dass nur der naturgemäße Ablauf der Vorstellungen

ihm das gewünschte Material liefern kann. Unsere Erinnerungen hängen eben, wie gesagt, aufs engste mit unserem »Ich« zusammen, und die meisten Erinnerungsurtheile fangen mit »Ich« an.

Eliminiert man dieses subjective Moment, dann geht, wie gesagt, das Gedächtnisurtheil in ein Begriffsurtheil über. In diesem wird, wie unten ausführlicher gezeigt werden soll, der Vorgang objectiviert und von allen Beziehungen zum Sprechenden losgelöst. Ebenso wird im Wahrnehmungsurtheile der Vorgang bloß objectiv gedeutet und als kraftbegabtes Ding gefasst, das selbständig wirkt. Eben deshalb hat auch die Sprache für Begriffsurtheile dieselbe Tempusform gewählt wie für Wahrnehmungsurtheile. Das Präsens der ersteren enthält zwar die Beziehung auf die Umgebung des Sprechenden, auf ein Jetzt und ein Hier, allein diese Beziehung tritt im Bewusstsein des Sprechenden ganz zurück gegenüber der Aufmerksamkeit auf den objectiven Vorgang. So bekommt das Präsens neben der Beziehung auf das Jetzt und Hier auch eine objectivierende, Realität bezeichnende Bedeutung und wird dann auch bei Begriffsurtheilen verwendet, wo diese letztere Bedeutung die allein maßgebende ist, indem die Beziehung auf ein Jetzt und Hier fehlt.

Bei den Erinnerungsurtheilen bildet jedoch die Beziehung auf den Sprechenden ein wesentliches Element und gehört zur ständigen Bedeutung der Aussage. Diese Beziehung findet ihren sprachlichen Ausdruck im Präteritum.

Das Bedürfnis, Erlebtes mitzutheilen, veranlasst uns, Erinnerungsurtheile sprachlich auszuprägen. Noch häufiger vielleicht macht sich das Bedürfnis geltend, uns darüber klar zu werden, was die Zukunft bringen wird, und wir kommen so dazu, unsere Erwartungen in sprachlich geformten Urtheilen auszudrücken. Wir wollen solche Urtheile Erwartungsurtheile nennen. Der psychische Zustand, den wir mit dem Worte »Erwartung« bezeichnen, ist schon an sich ein Urtheil. Zugrunde liegt demselben eine durch die gegenwärtige Constellation veranlasste Phantasievorstellung, und diese veranlasst uns zu dem Urtheile: »Das oder das wird jetzt geschehen.« Da die künftige Gestaltung der Dinge uns meist auch praktisch interessiert, d. h. für unsere Lebenserhaltung von Wichtigkeit ist, so knüpfen sich an die Erwartungsurtheile häufig mehr oder

minder lebhafte, und je nach dem Inhalte des Erwarteten und seiner Beziehung zu unserem Wohl und Wehe auch qualitativ verschiedene Gefühle. Die Erwartung wird daher gelegentlich auch als Gefühl bezeichnet. Thatsächlich ist sie jedoch vor allem ein Urtheil, an das sich Gefühle knüpfen.

Für uns kommt es nun vorerst darauf an, den in der Erwartung liegenden Urtheilsact von den sich etwa daran knüpfenden Gefühlen gesondert zu betrachten und zu untersuchen, wie sich die formende und gliedernde Function des Urtheilens hier bethätigt.

Jedem Erwartungsurtheile liegt eine Phantasievorstellung zugrunde, welche durch früher gebildete Associationsreihen hervorgerufen wird. Wenn ich z. B. beim Anblicke des bewölkten Himmels die Erwartung ausspreche: »Es wird regnen«, dann muss die Vorstellung des bewölkten Himmels zunächst die Vorstellung des Regens in mir wachrufen. Wenn ich auf dem Zifferblatte einer Pendeluhr den Minutenzeiger in der Nähe von Zwölf finde, so erwarte ich, dass die Uhr schlagen wird, weil die Wahrnehmung der Zeigerstellung das Erinnerungsbild der Uhrschläge in mir wachruft. Diese dem Erwartungsurtheile zugrunde liegende Vorstellung ist meist bereits durch frühere Urtheile geformt worden, also ebenso, wie wir das bei den Erinnerungsurtheilen bemerkt haben, durch die Urtheilsform schon hindurchgegangen. Es bildet sich deshalb zugleich mit der wachgerufenen Vorstellung des Regens in unserem ersten Beispiele das Urtheil: »Es wird regnen.«

Was geht nun in uns vor, wenn wir ein solches Urtheil aussprechen? Der gegenwärtig von uns wahrgenommene Wetterzustand erweckt in uns die Vorstellung des Regens und veranlasst uns, das Urtheil zu fällen: »Es wird regnen.« Wir schreiben also diesem Wetterzustande eine bestimmte Tendenz, eine Kraftrichtung zu. Wir glauben zu erkennen, welche von den in ihm liegenden potentiellen Wirkungen im Begriffe ist, actuell zu werden. »Es wird regnen« heißt: in dem gegenwärtigen Wetterzustande steckt die Neigung, der Wille, die Tendenz zu regnen. »Die Uhr wird schlagen« heißt: die Uhr ist jetzt Willens zu schlagen, sie hat — wir wissen das aus früherer Erfahrung — jetzt den Impuls, die Tendenz zu

schlagen. Durch das Erwartungsurtheil wird somit die durch die gegenwärtigen Wahrnehmungen geweckte Phantasievorstellung dahin gedeutet, dass wir dem wahrgenommenen Objecte eine bestimmte Tendenz, eine Willensrichtung zuschreiben. Der im Urtheilsacte liegende Anthropomorphismus tritt in den Erwartungsurtheilen besonders deutlich zutage. Nicht nur die Verbindung von Subject und Prädicat, die Gliederung des Vorstellungsinhaltes geschieht nach Analogie unserer Willenshandlungen; wir legen auch die an uns selbst erfahrenen Willensrichtungen, die noch nicht ausgeführten Impulse, die Willensschwankungen den wahrgenommenen Objecten bei. Der sprachliche Ausdruck für diese Willensrichtung ist das Futurum, welches in manchen Sprachen direct durch »wollen« bezeichnet wird. Jede Aussage über ein zukünftiges Geschehen ist ein Urtheil über eine den gegenwärtigen Objecten innewohnende Willensrichtung. Die Zukunft wird als ein in seiner Richtung erkennbarer, aber noch nicht ausgeführter Willensimpuls der Gegenwart aufgefasst.

Das Futurum bezeichnet zunächst, wie gesagt, dass der erwartete Vorgang vorerst noch nicht eingetreten, sondern nur als Willensrichtung des Objectes vorhanden ist. Bald tritt jedoch ein weiteres, subjectives Bedeutungselement hinzu. Die Erfahrungen, die wir an unseren eigenen Willenshandlungen und ebenso an den Vorgängen unserer Umgebung machen, belehren uns darüber, dass nicht alle Impulse ausgeführt werden, dass Willensänderungen, Willensschwankungen und auch äußere Hindernisse eintreten. Der Anblick des bewölkten Himmels belehrt uns darüber, dass der Wetterzustand die Tendenz zum Regen zeige, allein es kann ja ein Wind kommen und die Wolken verjagen. Wenn ich nun sage: »Es wird regnen«, so knüpft sich gar leicht daran der Gedanke, dass diese im Wetterzustande liegende Tendenz nicht zur Ausführung gelangen werde. Ebenso ist es ja möglich, dass ich die Tendenz nicht richtig erkannt habe. Deshalb bedeutet dann: »Es wird regnen« meist auch so viel wie: »Ich glaube, ich vermuthe, dass es regnen wird.« Zuweilen liegt also im Futurum auch noch die Beziehung auf den Sprechenden, der das Urtheil nicht als die unbedingt giltige Bedeutung seiner Phantasievorstellung hin-

stellt. So wie das Präteritum der Erinnerungsurtheile immer ausdrückt, dass der Sprechende Erlebtes mittheilt, so drückt das Futurum der Erwartungsurtheile aus, dass der Sprechende das Eintreten des Ereignisses erwartet; nur tritt bei den Erwartungsurtheilen diese subjective Beziehung nicht immer deutlich zutage. Häufig wird dieselbe auch durch die an das Urtheil geknüpften Gefühle verdunkelt. Sagt z. B. die Mutter gegen Mittag zu den Kindern: »Jetzt wird der Vater kommen«, so hat sie dabei vor allem die aus dieser Erwartung sich ergebenden Obliegenheiten und Geschäfte im Auge und wird sich des subjectiven Charakters kaum bewusst werden. Ebenso schwindet derselbe, wenn die dem Urtheile zugrunde liegende Association eine recht feste geworden ist. Dann spricht man die Erwartung mit großer Sicherheit aus, d. h. man weiß, dass dem vorgestellten Objecte die betreffende Willensrichtung wirklich innewohnt, und dass dieselbe auch zur Ausführung gelangen wird. Man denkt nicht an die jedenfalls doch möglichen Hindernisse und fühlt deshalb das subjective Bedeutungselement des Futurums nicht heraus.

Die Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des Naturlaufes beseitigt selbstverständlich den grobsinnlichen Anthropomorphismus auch in den Erwartungsurtheilen. Nicht Willensimpulse, sondern Tendenzen und Kraftrichtungen werden den Objecten zugeschrieben, die bekannten Tendenzen und bekannten Wirkungen heben sich deutlich ab von den minder bekannten, und damit werden die Erwartungsurtheile mannigfaltiger. Es stellt sich das Bedürfnis ein, das subjective Moment deutlich hervortreten zu lassen, es entstehen die Ausdrücke: »vielleicht, wahrscheinlich, vermuthlich«, die potentielle Wirkung wird als Möglichkeit erfasst und so die Ausdrucksweise immer exacter. Es ist jedoch nicht unsere Aufgabe, die feine Nuancierung und ihren sprachlichen Ausdruck weiter zu verfolgen. Wir haben gesehen, dass auch in den Erwartungsurtheilen ein vorgestellter Inhalt gegliedert und geformt wird. Wir haben ferner gesehen, dass gerade in diesen Urtheilen der anthropomorphische Charakter der Urtheilsfunction besonders deutlich zutage tritt, indem die ganze Scala der Zustände, vom Willensimpulse bis zur Ausführung, die Apperceptionsmasse bildete, nach der im Erwartungsurtheile die Phantasievorstellung des

künftigen Geschehens geformt und gegliedert wird. Die Zukunft kann im Urtheile nur als eine in der Gegenwart liegende Tendenz gefasst werden. Die Gegenwart ist das Wirkende, das Thätige, die Zukunft die beabsichtigte oder unbeabsichtigte Wirkung. So hat, glaube ich, unsere Theorie auch über die bisher so gut wie unbeachtet gebliebenen Erwartungsurtheile einiges Licht gebracht und findet in der unbefangenen psychologischen Analyse derselben neue Bestätigung.

4. Begriffe und Begriffsurtheile.

Durch das Urtheil wird ein irgendwie gegebener Vorstellungsinhalt geformt, gegliedert und objectiviert. In das verwirrende Chaos von Eindrücken wird dadurch Ordnung gebracht, dass wir in unserer Umgebung kraftbegabte Wesen vorfinden, die ebenso wie wir selbständig aus inneren Antrieben handeln. Die Vorgänge um uns sind Handlungen selbständiger, von uns unabhängiger Wesen. Nur in dieser Form vermögen wir diese Vorgänge uns anzueignen, sie zu verstehen und für unsere Lebenserhaltung zu verwerten. Die durch unsere eigenen Willensimpulse vorbereitete Urtheilsfunction erhält, wie wir gesehen haben, in der Sprache im Satze ihre volle, lebendige Ausprägung. Das Subjectswort des vollständigen Satzes wird zum Träger der dem Dinge innewohnenden Kräfte. Aber nicht nur in dem einen wahrgenommenen Dinge wohnen solche Kräfte. Dieselben sind vielmehr in vielen ähnlichen Dingen in gleicher Weise wirksam, und so erhalten die Wörter gleich in den ersten Phasen der Sprachentwicklung eine allgemeine Bedeutung. Diese Subjectswörter als Träger jener Kräfte, die in vielen Dingen in gleicher Weise wirksam sind, diese Subjectswörter sind die ersten *Begriffe*. Die möglichen Prädicate des Subjectes bilden ihren *Inhalt*, die Dinge, in denen jene Kräfte wohnen, deren Träger eben das Subjectswort ist, bilden den *Umfang* dieser Begriffe.

Die ersten Begriffe sind jedenfalls *Gegenstandsbegriffe*. Dieselben sind als das Resultat vielfacher Urtheile zu betrachten, in denen der bezeichnete Gegenstand als Subject fungierte. Die Bildung von Gegenstandsbegriffen wird gewiss dadurch erleichtert, dass die Gegenstände schon in der sinn-

lichen Wahrnehmung als selbständige, einheitliche Complexe gegeben sind, allein der Begriff kann selbst doch niemals als Vorstellung bezeichnet werden. Selbst wenn es so etwas wie typische, allgemeine Vorstellungen wirklich geben sollte, selbst dann ist der Begriff keine solche Vorstellung. Jeder Begriff ist ein Niederschlag früherer Urtheile und ist selbst nichts anderes als ein Urtheilselement. Dadurch, dass die Wörter einerseits einheitliche Lautcomplexe sind, andererseits, wie bereits erwähnt, in Lexikon und Grammatik ein selbständiges Dasein führen, hat man auch die Begriffe als selbständig betrachtet. Dazu kommen noch die Hypostasierungen *Platons*, die noch immer nicht ganz überwunden sind. Deshalb muss es aber um so entschiedener betont werden, dass Begriffe keine Vorstellungen sind, dass sie überhaupt nicht Gebilde sind, die in unserem Seelenleben selbständig auftreten können. Die isolierte Betrachtung der Begriffe ist für bestimmte, namentlich logische Zwecke von großem Vortheile gewesen; thatsächlich aber sind und bleiben die Begriffe Urtheilselemente, die erst im Urtheile wirkliches Leben entfalten.

Das Subjectswort in einem Wahrnehmungsurtheile ist insofern ein Begriff, als das Wort sonst auch allgemeine Bedeutung hat und am individuell bestimmten Dinge, das ich jetzt sehe, nur dasjenige bezeichnet, was diesem Dinge mit anderen gleichartigen gemeinsam ist. Da ich aber in einem Wahrnehmungsurtheile nur dieses bestimmte Ding im Auge habe und den Vorgang als diese bestimmte Thätigkeit dieses Dinges auffasse, so ist das Subjectswort des Wahrnehmungsurtheiles kein Begriff im eigentlichen Sinne, sondern ein wirkliches Object. Wenn ich z. B. ein Geräusch höre, worin ich das Bellen eines Hundes erkenne, und sage: »Ein Hund bellt«, so habe ich einen bestimmten, an diesem Orte befindlichen Hund im Auge. Zum Begriffe fehlt diesem Hunde das wichtigste Merkmal, nämlich die Allgemeinheit. Will man solche Subjecte Individualbegriffe nennen, so verkennt man die Natur des Begriffes. Es kann Individualbegriffe geben, indem man die ständigen Merkmale eines einzelnen Objectes gegenüber den wechselnden, etwa den räumlichen und zeitlichen Beziehungen, zusammenfasst. Allein in dem gewählten Beispiele

wie in jedem Wahrnehmungsurtheile ist das Subject ein ganz bestimmtes Individuum in einer ganz bestimmten Situation. Das Subject des sprachlich ausgeprägten Wahrnehmungsurtheiles ist also ein wahrgenommenes Einzelobject, dessen allgemeine Eigenschaften durch das Wort bezeichnet, dessen individuelle Besonderheiten aber mitvorgestellt werden.

Sage ich dagegen: »Der Hund ist ein Hausthier«, dann sind im Subjecte nur die allgemeinen Eigenschaften bezeichnet, dasselbe ist nun Träger der den Hunden gemeinsamen Kräfte, und nur solche Urtheile darf man mit Recht Begriffsurtheile nennen.

Charakteristisch für diese Urtheile ist zunächst, dass der beurtheilte Inhalt nicht als anschauliche Vorstellung gegeben ist. Damit hängt zusammen, dass das Präsens dieser Urtheile gar keine Beziehung auf ein Hier und auf ein Jetzt enthält, sondern nur der sprachliche Ausdruck für die objectivierende Kraft des Urtheiles ist. Es wird in solchen Urtheilen ausgesagt, dass einem vorhandenen Kraftcentrum diese und jene potentielle Wirkung innewohnt. Wie macht sich nun in solchen Urtheilen die formende und gliedernde Function geltend, wie entstehen dieselben, und wie ist der beurtheilte Inhalt vor dem Urtheile gegeben? Auf diese Fragen wird die folgende Betrachtung zu antworten haben.

Wir haben schon öfter gesagt, dass im Subjectsworte und in dem daraus entstehenden Gegenstandsbegriffe Träger von Kräften vorliegen. Wir haben dabei das Wort »Kraft« gebraucht, ohne dasselbe näher zu bestimmen; das muss zunächst nachgeholt werden.

Im primitiven Urtheilsacte wird jeder Vorgang in der Umgebung auf den Willen eines Wesens als Ursache zurückgeführt. Durch diese Introjection eines Willens in die Dinge der Umgebung wird das einheitliche Band zwischen der Substanz und den Inhärentien ein- für allemal geschaffen. Nur durch diese Introjection wird ein verständlicher Zusammenhang zwischen den Vorgängen der Umgebung untereinander und zwischen mir hergestellt. Der grobe Anthropomorphismus, der sich in dieser Introjection kund gibt, erfährt jedoch im Laufe der Erkenntnisentwicklung wesentliche Modificationen.

Das Fliegen wird als Willensäußerung des Vogels, das Wehen als Willensäußerung des Windes gefasst. Wenn ich jedoch den Stein werfe, dann weiß ich, der Stein fliegt und fällt nicht, weil er will, sondern weil ich will. Der Wille ist also übertragbar, und wenn man auch die Bewegung eines Objectes noch immer als Willensäußerung fasste, so musste es doch nicht mehr der Wille des Objectes selbst sein, es konnte auch irgend ein anderes Wesen seinen Willen auf das Object übertragen haben. Trotzdem aber besteht zwischen dem Steine und seinem Fallen jene innige Verbindung, jenes einheitliche Band, das durch die Introjection geschaffen wurde. Durch die sprachliche Ausprägung des Urtheiles ist ferner das Subjectswort zum Träger potentieller Wirkungen geworden. Diese potentiellen Wirkungen sind zwar zunächst auch als potentiell gewollte Wirkungen gedacht, allein es kommt auf dieses Moment viel weniger an, als darauf, dass diese Wirkungen actuell werden können. Indem so das Subjectswort zum Träger von Fähigkeiten wird, verliert das Urtheil seinen grob anthropomorphischen Charakter. Der Wille, der im Subjecte die durch das Prädicat bezeichnete Thätigkeit hervorgebracht, wird zur Kraft, die ebenso im Dinge wohnt und nur des persönlichen Charakters entbehrt.

Dadurch nun, dass auch das Prädicat sprachlich besonders ausgedrückt ist, wird es möglich, die Wirkungen der im Subjecte liegenden Kräfte besonders zu betrachten. Dabei zeigt es sich bald, dass manche derselben vorübergehend, wechselnd, manche hingegen beharrlich, bleibend sind. So wie das Heraustreten des Subjectswortes die Bildung von Gegenstandsbegriffen zur Folge hat, so entstehen nun durch gesonderte Betrachtung der Prädicatswörter Begriffe von Eigenschaften, Zuständen und Beziehungen.

Vorbereitet wird die Entstehung solcher Begriffe durch die Erfahrung, dass gleiche Eigenschaften sich an verschiedenen Objecten finden. Die Reflexion auf diese Eigenschaften vermag jedoch schwerlich die Eigenschaft vom Träger vollständig zu trennen und isoliert zu betrachten. Dies gelingt wohl erst, wenn die Eigenschaft als Prädicat eines Subjectes ihre sprachliche Bezeichnung gefunden hat. Denken wir uns, es berühre

ein Urmensch einen warmen Stein. Da er gewohnt ist, dass sich ein Stein kalt anfühlt, so dürfte die Wärme sein Interesse erregen und ihn vielleicht an ähnliche Empfindungen erinnern, die die Sonne, das Feuer in ihm erregt haben. Solange jedoch für diese Empfindung kein Wort gebildet ist, wird die Wärme aufs engste mit ihrem Erreger zusammenbleiben und sich nicht von demselben trennen lassen. Bildet er aber bei Berührung des warmen Steines den Satz: »Stein warm« oder »Stein Feuer,« dann hat diese Eigenschaft oder dieser Zustand eine selbständige Stellung im Bewusstsein. Das Wort »warm« wird sich dann auch bei anderen Gelegenheiten auf die Lippen drängen und bald zu einem eigenen Kräftecentrum werden.

Die anthropomorphistische Auffassung der Außenwelt wird sich bald dahin geltend machen, dass gewisse Vorgänge als Wirkungen des Kraftcentrums »warm« aufgefasst werden. Das selbständig gewordene Prädicat übernimmt sofort die Subjectsfunction. »Wärme« wird nun als ein Wesen betrachtet, das in einem anderen wohnen muss, um zu wirken. Mit der Subjectsfunction nimmt das Prädicatswort häufig auch die Form des Substantivums an und wird als Ding gedacht. Diese Hypostasierung von Eigenschaften hat vielfache Irrthümer verschuldet, allein zur Entstehung und Verwertung von Eigenschaftsbegriffen war sie unvermeidlich. Wir sehen noch bei *Aristoteles*, der redlich und eifrig bemüht ist, sich von der Sprache zu emancipieren, wie ihm λευκότης ein Ding ist, das in den Objecten wohnt und wirkt.

Wenn wir heute über solche Hypostasierungen lächeln, so übersehen wir dabei einerseits ihre historische, andererseits ihre formale Nothwendigkeit. Wenn wir heute auf Grund der mechanischen Wärmetheorie sagen, Wärme sei Bewegung der Molecüle, so fassen wir allerdings Wärme nicht als Substanz auf, die im Inneren des Dinges wohnt und wirkt, allein wir sehen in diesem Vorgange doch auch die Thätigkeit eines Dinges. Das Warmsein ist Wirkung der Molecüle, die sich in bestimmter Weise bewegen. Bei genauerer Untersuchung zeigt es sich, dass auch die Molecüle noch nicht die letzten Subjecte, sondern nur Complexe von Atomen sind. Diese Atome aber sind nichts anderes als die durch die Urtheilsfunction postulierten

Substrate für Thätigkeiten. Wir werden also den Anthropomorphismus eigentlich nie ganz los.

Thätigkeiten und wechselnde Zustände erregen die Aufmerksamkeit leichter und stärker als bleibende Eigenschaften. Erstere werden daher früher in Prädicatsworten ihre sprachliche Ausprägung erhalten. Die Urtheile, deren Prädicate Thätigkeiten und wechselnde Zustände sind, waren im *Kant*schen Sinne synthetische: das Prädicat wird durch das Subjectswort noch nicht miterregt. Nicht so leicht wird sich ein Anlass finden, bleibende Eigenschaften von ihren Trägern loszulösen und im Urtheile zu einem selbständigen Denkobjecte zu machen. Dem Worte »Schnee« ist das Weiß immanent, es wird bei dem Worte »Schnee« immer mitgedacht, und man wird daher nicht so leicht Anlass haben, dieses Merkmal in einem Urtheile besonders hervorzuheben und so ein in *Kant*schem Sinne analytisches Urtheil zu bilden. Ohne solche Anlässe könnten aber die Eigenschaftsbegriffe nicht entstehen, und wir müssen da also doch zusehen, wie unser Denken dazu kommt, auch bleibende Eigenschaften aus ihrer Immanenz loszulösen.

Solche Anlässe werden sich dann finden, wenn ein Ding seinem Totaleindrucke nach zu einer Gruppe zu gehören scheint, dabei aber eine Eigenthümlichkeit zeigt, wodurch es sich von den bisher bekannten Individuen dieser Gruppe unterscheidet. Denken wir uns, es sehe jemand zum erstenmal eine weiße Rose. Form und Geruch veranlassen ihn zu dem Urtheile: »Das ist eine Rose.« Nun weicht aber diese Rose in der Farbe von den bisher gesehenen ab; daher das Urtheil: »Diese Rose ist weiß.« Sowie Form und Geruch genügten, um den vorliegenden Gegenstand als Inhaber der im Namen »Rose« zusammengefassten Kräfte zu nehmen, war schon das Merkmal der gewöhnlichen (rothen) Farbe aus der Summe der potentiellen Kräfte losgelöst; »Roth sein« gehört nicht mehr dazu. Dagegen wird das Weißsein als jetzt actuelle Wirkung der in dieser Rose liegenden Kräfte gefasst und diese von der Rose prädiciert. In dem Urtheile: »Diese Rose ist weiß« wird der gegebene Vorstellungsinhalt in derselben Weise gegliedert, wie in dem Urtheile: »Der Vogel fliegt.« Nur ist der hier beurtheilte Vor-

gang nicht vorübergehende Bewegung, sondern dauernde Wirkung immanenter Kräfte. Die Farbe wird als Thätigkeit des Kraftcentrums »Rose« gefasst, und diese Thätigkeit übt sie jetzt in anderer Weise aus als sonst. Erst wenn der Anblick weißer Rosen wiederholt das Urtheil: »Diese Rose ist weiß« hervorgerufen hat, bildet sich als Niederschlag dieser Urtheile der Begriff »weiße Rose«. Jede attributive Verbindung setzt eine vorhergegangene prädicative voraus.

In dem Urtheile: »Die Rose ist weiß« ist nun zwar eine bleibende Eigenschaft hervorgehoben, allein dieselbe kommt nicht dem Kraftcentrum »Rose« im allgemeinen, sondern nur einigen Individuen zu. Die Hauptbedeutung des Urtheiles: »Die Rose ist weiß« liegt darin, dass durch dasselbe Inhalt und Umfang des Begriffes »Rose« genauer bestimmt werden. Aus der Kräftegruppe wird die rothe Farbe als nicht immer dazugehörig ausgeschieden und zugleich damit der Umfang erweitert. Das Urtheil ist aber kein Begriffs-, sondern ein Wahrnehmungsurtheil.

Es muss also noch andere Anlässe geben, um Eigenschaften, die allen Individuen eines Begriffes zukommen, hervorzuheben und vom Begriffe zu prädicieren. Solche Anlässe ergeben sich vielfach da, wo die Umgebung zum Gegenstande absichtlicher Erforschung gemacht wird. Hier kommt es ja darauf an, die bleibenden Eigenschaften der Dinge kennen zu lernen. Solche Forschungen werden aber schon frühe zu praktischen Zwecken aus primitiv-biologischen Motiven vorgenommen worden sein. Ferner kann sich ein solcher Anlass bei beschreibenden Mittheilungen ergeben. Wenn es dem Sprechenden darauf ankommt, ein anschauliches Bild der mitgetheilten Vorgänge zu erwecken, so wird er oft in die Lage kommen, auch bleibende Eigenschaften besonders hervorzuheben. Wir haben dafür in den *Homerischen* Epitheta ornantia zahlreiche Beispiele. Namentlich wird man die allgemeine Eigenschaft einer Gruppe von Objecten dann hervorzuheben Anlass finden, wenn man den Unterschied dieser Gruppe von anderen Gruppen gerade besonders deutlich fühlt. Versuchen wir, dies an einem Beispiele deutlich zu machen und daran zugleich die weiteren Bemerkungen über Begriffsurtheile zu knüpfen.

Das Urtheil: »Der Mensch ist sterblich« ist ein so sehr zu Tode gehetztes Schulbeispiel, dass es schwer wird, ihm wirkliches Leben einzuhauchen. Allein die Wahrheit unserer oft wiederholten Behauptung, dass man das Wesen der Urtheilsfunction nur an wirklich gefällten Urtheilen zu erkennen vermöge und nicht an Wortverbindungen, die nach Analogie wirklicher Urtheile künstlich gebildet sind, dürfte gerade an einem derartigen Schulbeispiele recht anschaulich zutage treten.

Das Urtheil: »Der Mensch ist sterblich« wird sich wohl nur dann auf die Lippen drängen, wenn ein Anlass vorliegt, die Schwäche des Menschen zu betonen. Dies wird meist dann der Fall sein, wenn man den Menschen zu höheren Wesen, zu Göttern in Beziehung bringt. Die Götter werden als Urheber von Naturerscheinungen für ebenso ewig und unvergänglich gehalten wie diese Erscheinungen selbst, die immer wiederkehren. Diesen gegenüber kann nun leicht aus irgend einem Anlasse gesagt werden, der Mensch sei nicht ewig wie die Götter, sondern er sei dem Tode unterworfen. Die dem Urtheile zugrunde liegenden Thatsachen sind die zahlreichen gewaltsamen und natürlichen Todesfälle, die an vielen Menschen beobachtet wurden. Im Gegensatze zu den ewigen, immer wirkenden Urhebern von Blitz, Donner und Regen wird die Thatsache des Todes aufgefasst als eine im menschlichen Organismus liegende Eigenschaft. Der einzelne Todesfall wird beurtheilt als das Todtsein dieses Menschen. Die Erfahrung, dass viele Menschen gestorben sind, führt dazu, den menschlichen Organismus als dem Tode unterworfen zu betrachten. »Der Mensch ist sterblich« bedeutet zunächst gar nicht, dass der Mensch sterben muss, sondern nur, dass keiner vor dem Tode sicher ist. *Mortalis* und θνητός drücken durch ihre sprachliche Form die Möglichkeit, nicht die Nothwendigkeit aus. Erst die Einsicht in das Wesen der Organismen gibt dem Sterblichsein die Bedeutung des Sterbenmüssens.

Durch das Urtheil: »Der Mensch ist sterblich« wird eine Reihe von Erfahrungen als Merkmal eines Begriffes gefasst. Was von einzelnen Menschen erwartet werden muss, das ist eine dem Kraftcentrum »Mensch« innewohnende potentielle Wirkung, die unter besonderen Bedingungen actuell wird.

Auch in den Begriffsurtheilen bleibt somit der Urtheilstypus der gleiche. Der beurtheilte Inhalt ist auch hier bereits vor dem Urtheile eben in den zugrunde liegenden Einzelthatsachen gegeben. Dieselben sind zwar, wie wir dies auch bei den Erinnerungs- und Erwartungsurtheilen gefunden haben, bereits durch die Urtheilsform hindurchgegangen und schon in dieser Form dem Bewusstsein gegeben. Allein der bereits früher durch Urtheile gestaltete Inhalt erfährt jetzt durch das Begriffsurtheil eine Neugestaltung, indem der Thatsachencomplex zusammengefasst und als Merkmal des Begriffes hingestellt wird. Der Begriff ist aber ein Kraftcentrum, dessen Realität und Wirkungsfähigkeit im Urtheile mitbehauptet wird. Das Begriffsurtheil ist, wenn es auf Grund selbsterfahrener Thatsachen wirklich gefällt wird, die Formel für ein Gesetz des Geschehens und erhebt Anspruch darauf, dass das im Subjecte bezeichnete Kraftcentrum die im Prädicate behauptete Eigenschaft besitze und unter gegebenen Umständen bethätigen werde. Über diesen Punkt wird jedoch erst später ausführlich zu sprechen sein.

Mit den Urtheilen von der Form: »Der Mensch ist sterblich« sind nahe verwandt jene Urtheile, die in der überlieferten Logik Subsumptionsurtheile im engeren Sinne genannt werden. Wir meinen damit Urtheile, in denen das Prädicat die Gattung angibt, zu welcher das Subject gehört, wie: »der Mensch ist ein Säugethier, der Baum ist eine Pflanze« u. dgl. Wenn das wirklich gefällte Urtheile und nicht künstlich gemachte Schulbeispiele sind, dann ist das Prädicatssubstantiv völlig gleichwertig mit einem Adjectivum und bedeutet nichts als einen Complex von Eigenschaften, beziehungsweise Kräften. »Der Mensch ist ein Säugethier« will sagen: Im Kraftcentrum »Mensch« sind alle jene potentiellen Wirkungen immanent, deren Träger der Begriff »Säugethier« ist. Dazu gesellen sich allerdings Associationen, die durch die Vorstellung anderer Arten des Gattungsbegriffes erweckt werden. Diese Associationen können einerseits zur richtigen Würdigung des Subjectsbegriffes beitragen, andererseits aber zu Irrthümern Anlass geben. Wer z. B. hört: »der Mensch ist ein Säugethier«, der wird vielleicht von nun an die Stellung des Menschen in der Thierwelt richtiger erfassen als früher. Es kann aber ebenso leicht

geschehen, dass die Associationen anderer Säugethiere in dem Hörer die Meinung erwecken, der Mensch stehe vollständig auf gleicher Stufe mit dem Hunde, dem Pferde, dem Elephanten, dem Affen u. dgl. Die Associationen, die durch Vorstellungen anderer Säugethiere erweckt werden, sind aber jedenfalls nur ein secundäres Element des Urtheilsactes, das über sein Wesen keinen Aufschluss gibt. In den Subsumptionsurtheilen wird, sowie in anderen Begriffsurtheilen, eine Reihe von Erfahrungen, ein Gesetz des Geschehens als ständiges Merkmal eines Begriffes aufgefasst. Wenn wir die übliche Trennung von Inhalt und Umfang des Begriffes berücksichtigen, so müssen wir sagen: Psychologisch liegt im Subsumptionsurtheile nur eine Inhaltsbeziehung vor. Die Umfangsbeziehung, die damit gegeben ist, herauszustellen, bietet in logischer Hinsicht große Vortheile, allein dieselbe darf nicht, wie das so oft geschieht, über die Natur des psychischen Geschehens, über das täuschen, was wirklich in uns vorgeht, wenn wir ein Subsumptionsurtheil fällen. Die anderen Arten der Gattung, in welche der Subjectsbegriff eingeordnet wird, sind nur als Associationen wirksam und können das Verständnis fördern, aber auch irreleiten. Ausgesagt wird in dem Urtheile, wie *B. Erdmann* sehr richtig hervorhebt, nur die Immanenz des Prädicates im Subjecte, d. h. in unserem Beispiele und nach unserer Theorie: es wird gesagt, dass im Kraftcentrum »Mensch« immer jene Kräfte wohnen, als deren Träger wir den Begriff »Säugethier« zu betrachten gewohnt sind. Es wird dabei nicht gesagt, ob außer diesen Kräften im Kraftcentrum »Mensch« noch andere wirksam sind, und noch weniger, dass der Mensch und die anderen Säugethiere in jeder Beziehung gleich sind.

Die Entstehung von Eigenschafts- und Zustandsbegriffen bewirkt meist eine Veränderung in der Form des Urtheils. Die ersten Wahrnehmungsurtheile bestanden aus zwei Wörtern, und das Prädicat bildet sich bald zu einer Verbalform aus. In den Begriffsurtheilen hingegen, durch welche eine allgemein geltende Thatsache formuliert wird, macht sich das Bedürfnis geltend, aus dem Prädicate den begrifflichen Bestandtheil auszusondern. Da das Prädicat meist auch schon einen selbständig gewordenen Begriff enthält und das Urtheil nur die Immanenz

dieses Begriffes im Subjecte behauptet, so erweist es sich zweckmäßig, den Prädicatsbegriff auch sprachlich gesondert zu bezeichnen. Würden nun die beiden Begriffe einfach nebeneinander gestellt, dann bliebe die Urtheilsfunction selbst sprachlich unbezeichnet. Dies ist auch in manchen Sprachen der Fall, wie z. B. immer im Chinesischen, vielfach auch in den semitischen Sprachen. Die im Bewusstsein des Sprechenden vorhandene innere Urtheilsform genügt in diesen Sprachen, um die Gedanken sich selbst und anderen klar zu machen. Vielfach helfen da übrigens Wortstellung und Betonung nach. In den indoeuropäischen Sprachen übernimmt bekanntlich die sogenannte Copula die Aufgabe, die Urtheilsfunction selbst sprachlich zu bezeichnen. Das Verbum »sein«, das am häufigsten als Copula verwendet wird, bezeichnet nur die Immanenz des Prädicates im Subjecte. Die Beziehung der Copula zum Existenzbegriffe soll später untersucht werden.

Durch die Bildung von Eigenschafts- und Zustandsbegriffen werden in der Umgebung neue Kraftcentren entdeckt, und dieselben können nun genauer untersucht werden. Damit das Urtheil, Wärme sei Bewegung der Molecüle, gefällt werden könne, dazu musste das Prädicat »warm« seine sprachliche Formulierung erhalten und zum Begriffe erhoben werden. Dasselbe musste lange als selbständiges Kraftcentrum gelten, damit seine wahre Natur erkannt werde. Das ist es, was wir oben die historische Nothwendigkeit des im Urtheile liegenden Anthropomorphismus nannten.

Aber nicht nur Eigenschaften und Zustände, auch Beziehungen der Dinge untereinander und zu den Menschen, und namentlich die aus dem Zusammenleben der Menschen sich ergebenden Verhältnisse erregen das Interesse, werden in Urtheilen gedeutet und damit zu Begriffen erhoben. Wir wollen diese Classe von Begriffen und Begriffsurtheilen nun besonders betrachten.

5. Beziehungen und Beziehungsurtheile.

Die im Begriffsurtheile sich vollziehende Deutung des Weltgeschehens geht weit hinaus über den durch gegenwärtige

Wahrnehmungen des Sprechenden gegebenen Inhalt. Das Gegenwärtige wird darin als Product eines Ewigen, als Einzelwirkung stets vorhandener Kräfte gefasst. Das Bedürfnis, die Welt in dieser Weise für den Intellect zu erobern, wird durch Hypostasierung von Eigenschaften und Zuständen allein nicht befriedigt. Die Erfahrung lehrt vielfache Zusammenhänge von Objecten kennen, und wenn solche Zusammenhänge sich wiederholt der Vorstellung darbieten, so wird dieselbe unser Interesse erregen, durch ein Wort bezeichnet und sò zum Begriffe erhoben werden.

Der Vorgang ist dabei genau derselbe, wie er oben bei der Entstehung der Eigenschaftsbegriffe dargestellt wurde. Nehmen wir als Beispiel den Begriff des Kampfes oder Streites, einen Begriff, der gewiss in ziemlich früher Zeit entstehen musste. Der wiederholte Anblick kämpfender Menschen, der gewiss das Interesse in hohem Grade erregte, musste dazu führen, dass dieser Vorgang in Urtheilen gedeutet wurde. Dabei wurden natürlich die beiden Streitenden als Subjecte gefasst, und das Urtheil mochte etwa lauten: »Die beiden dort kämpfen.« Wenn sich nun solche Scenen oft wiederholten und in verschiedener Weise abspielten, dann konnte leicht die Beziehung für sich zum Gegenstande der Aufmerksamkeit werden. Die verschiedenen Ausgänge von Kämpfen konnten z. B. leicht dazu führen, den Kampf als Subject und den Ausgang als seine Wirkung zu fassen. Damit ist nun »Kampf« als Träger jener Kräfte gegeben, die eben im Kampfe actuell werden und ihre schreckliche Wirksamkeit entfalten.

»Kampf, Streit, Hader, Krieg« werden dabei als selbstständige, belebte, ja willensbegabte Dinge gefasst, wie wir dies an den Personificationen »Ares, Eris, Enyo« noch deutlich sehen können. Die Erscheinungen des Kampfes werden nun ganz anthropomorphisch als Wirkungen der im Subjectsworte immanenten Kräfte gefasst, und wir sehen nun, dass Beziehungsbegriffe ganz in derselben Weise Kraftcentren sind, wie die Begriffe von Gegenständen, Eigenschaften und Zuständen.

Sage ich nun beim Anblicke einer Schlacht: »Der Kampf tobt«, so ist dies ein Wahrnehmungsurtheil, in welchem der wahrgenommene Vorgang als Thätigkeit des bereits gebildeten

Kraftcentrums »Kampf« gefasst ist. Dass dieses Kraftcentrum erst durch das beziehende Denken, durch Reflexion auf die Beziehung »Kampf« und deren sprachliche Formulierung geschaffen wurde, daran denkt der Urtheilende in der Regel nicht. Er ist vielmehr geneigt, »Kampf« recht sinnlich als Ding aufzufassen. Sage ich dagegen beim Gedanken an mehrere durch Krieg zerstörte Städte und anderes durch ihn geschaffenes Unheil: »Der Krieg ist verderblich«, dann fasse ich eine Reihe von Erfahrungen als ständiges Merkmal des Begriffes »Krieg« auf. Ich fälle dann ein Begriffsurtheil, welches Anspruch auf allgemeine Geltung erhebt, ein Urtheil, welches wieder die Formel sein soll für ein Gesetz des Geschehens.

Je reicher sich nun das Zusammenleben der Menschen gestaltet, je weiter die Erkenntnis der Natur fortschreitet, desto mehr Beziehungen zwischen Menschen und Dingen sowie zwischen Menschen untereinander ergeben sich und bieten sich der denkenden Betrachtung dar. Die Sprache schafft in der Regel keine neuen Wörter für diese Beziehungen, sondern gibt den bereits gebildeten die relative Bedeutung. So bedeutet πόλις bei *Homer* die Stadt mit ihren Mauern und Thürmen, Gebäuden und Gassen, während das Wort später zum Beziehungsbegriff wird und soviel bedeutet wie unser »Staat«. Daraus entsteht dann πολίτης, wieder ein Beziehungsbegriff, da es den Mann ja nur in seiner Beziehung zum Staate bezeichnet. Davon bildet sich dann das Wort πολιτεύεσθαι, »Bürger sein«, und davon wieder πολιτεία, die Verfassung. So befriedigt die Sprache mit ihrer Geschmeidigkeit die Bedürfnisse des Denkens und schafft immer neue, immer complicierte Kraftcentren. Dadurch wird es möglich, die Resultate mannigfach verschlungener Gedankengänge in kurzen Urtheilen zu formulieren, indem die Summe reicher Erfahrung und mühevollen Denkens dadurch gezogen wird, dass das ermittelte Gesetz des Geschehens als ständiges Merkmal eines solchen neugeschaffenen Beziehungsbegriffes hingestellt wird. Solche Begriffe sind selbst die Resultate vieler vorausgegangener Urtheile, und es ist in denselben die Denkarbeit vergangener Generationen verdichtet. Solche Verdichtungen — *Lazarus* hat diesen Terminus eingeführt — werden oft fertig übernommen und können, wie

wir unten weiter ausführen wollen, als unverstandene Schlagwörter und als todtes Wortwissen zu groben Irrthümern verleiten, unter Umständen sogar Unheil stiften. Für den Fortschritt der Erkenntnis sind sie jedoch unentbehrlich. Ohne sie müsste die Denkarbeit in jeder Generation von neuem begonnen werden.

Jedenfalls sind die Beziehungsbegriffe, sowie alle anderen Begriffe Kraftcentren, und die Wirkungen, die ihnen zugeschrieben werden, bestehen wieder in Beziehungen. Die Vorstellungen der Objecte, deren Zusammenhang eben im Beziehungsbegriffe zum Ausdrucke kommt, bilden ständige Elemente der Bedeutung der betreffenden Wörter. Die Sprache hat nun oft die Gegenstände selbst und die Beziehung, in der sie zu anderen stehen, mit einem Worte bezeichnet, und so entstehen Begriffe, die einerseits einen Gegenstand, andererseits dessen Beziehungen in sich enthalten. Man kann solche Begriffe relative Gegenstandsbegriffe nennen. »Vater, Mutter, Lehrer, Schüler, Herr, Diener, Freund, König, Feldherr, Krieger« sind Beispiele solcher Begriffe. Im Worte selbst sind Gegenstand und Beziehung zu einer gewissen Einheit verschmolzen, und es entsteht so ein Kraftcentrum, das zum Träger verschiedenartiger Kräfte wird. So kann im Worte »Vater« bald die männliche Person, bald die Beziehung das wirkende Moment sein. Wenn z. B. in der Familie von dem Vater oder von der Mutter die Rede ist, dann ist das Subject der Urtheile eine bestimmte, dem Sprechenden genau bekannte Person, und die Prädicate solcher Urtheile enthalten gar nichts, was auf die im Subjectsworte mitenthaltene Beziehung schließen lässt. Wenn man z. B. sagt: »der Vater ist auf seinem Zimmer, ist ausgegangen, wird bald kommen; die Mutter näht, ist in der Küche« u. dgl., so liegen hier Wahrnehmungs-, Erinnerungs- oder Erwartungsurtheile vor, deren Subject ein Individualbegriff, eine ganz bestimmte Person ist, ohne dass dabei die im Namen »Vater« mitbezeichneten Beziehungen in Wirksamkeit treten. Wo ich dagegen Anlass finde, dieselben Wörter zu Subjecten von Begriffsurtheilen zu machen, da tritt sofort die Beziehung und nur die Beziehung hervor. Vom Vater als Begriff werde ich aussagen, dass er zum Erwerben, zum Beschützen da ist; dass er von den Kindern erwartet, dass sie ihm Ehre machen,

während der Mutter mehr das Glück derselben am Herzen liegt. In solchen Urtheilen tritt auch leicht die gegenständliche Bedeutung ganz zurück, und die relative bleibt allein übrig. So sagt man: »Der Adler ist der König der Vögel; der Wunsch ist der Vater des Gedankens, Arbeit die Mutter des Ruhmes.« Das Wesentliche an diesen Kraftcentren bleiben also doch die Beziehungen, allein die gegenständliche Bedeutung ist doch auch enge damit verbunden. Man vermisst in den Lehrbüchern der Logik eine eingehende Behandlung dieser Seite der Relationsbegriffe, und doch ist der Hinweis darauf nöthig, um irrigen Auffassungen und Verwirrungen vorzubeugen. Die relativen Objectsbegriffe vereinigen eben Substanz und Inhärenz in sich, und je nach dem Standpunkte des Sprechenden tritt bald das eine, bald das andere Moment in den Vordergrund. Der Vater, der König sind meist männliche Personen, allein das Wesentliche dieser Begriffe liegt doch nur in deren Beziehungen.*)

Außer den relativen Objectsbegriffen gibt es natürlich auch Beziehungsbegriffe in großer Zahl, welche Eigenschaften und Zustände von Objecten zusammenfassen, die eben darin bestehen, dass das Object zu anderen in einer gewissen Beziehung steht. Das Familien- und Staatsleben gibt Anlass zur Bildung von Begriffen wie: Ehe, Erbschaft, Recht, Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft, Handel, Industrie u. dgl. Dabei werden natürlich alle so entstandenen Kraftcentren zu Subjecten vielfacher Urtheile gemacht und geben wieder Anlass zur Schaffung noch complicierterer Denkgebilde. Mittelst derselben werden dann auch einfache Wahrnehmungen als Merkmale von Begriffen gedeutet, indem sich bereits in die Wahrnehmung die Denkarbeit früherer Generationen hineinschleicht und dieselbe als Ausfluss allgemeingiltiger Gesetze zu deuten unternimmt. So sagen wir z. B., wenn wir beim Durchwandern einer Gegend viele Fabriksschlote sehen: »Hier ist die Industrie sehr entwickelt« und deuten so unsere Wahrnehmung als Zustand der Industrie. Immer aber bleibt der Urtheilstypus derselbe, immer wirkt das Urtheil in gleicher Weise gestaltend und objectivierend.

*) Dies hat schon *Aristoteles* ganz deutlich ausgesprochen in den Worten: »Ἔστι τὰ πρός τι, οἷς τὸ εἶναι ταὐτόν ἐστι τῷ πρός τί πως ἔχειν.« Categ. cap. 7, pag. 8 a 31.

Neben den Beziehungsbegriffen, die das Zusammenleben der Menschen zeitigt, spielen die Größen- und Zahlbegriffe eine so wichtige Rolle, dass wir uns mit denselben näher befassen müssen. Der relative Charakter dieser Begriffe ist nicht immer erkannt worden, und in der That besteht die Neigung, die Größenbestimmungen als Eigenschaften der Objecte, die Zahlen hingegen als selbständige Wesenheiten zu fassen, wie dies ja sogar in philosophischen Systemen geschehen ist. Heute wird wohl niemand im Ernste leugnen, dass Größen- und Zahlbegriffe Relationen sind, allein die im naiven Bewusstsein liegende Neigung, sie absolut zu fassen, ist für das Verständnis der betreffenden Urtheile von Wichtigkeit.

Die Entstehung dieser Beziehungsbegriffe ist natürlich an die Entstehung sprachlicher Bezeichnungen gebunden. Die Etymologie der in den bekannten Sprachen üblichen Ausdrücke für Größen und Zahlen gibt jedoch keinen Aufschluss über die bei der Bildung der betreffenden Vorstellungen sich abspielenden psychischen Processe. Vermuthen lässt sich, dass große Objecte starken Eindruck machten, und dass derjenige, der diesen Eindruck einem andern mittheilen wollte, das Große des Objectes durch starkes Strecken der Hände und des ganzen Körpers zum Ausdrucke brachte. Sind doch, wie *Münsterberg* sehr richtig gesehen hat, die Intensitätsabstufungen bei Muskelempfindungen am directesten gegeben, und so dürfte denn die Vorstellung eines stark ausgedehnten Körpers wieder durch intensive Muskelbewegungen ausgedrückt worden sein. Übrigens mag auch dabei maßgebend gewesen sein, dass man mit den Händen soviel Raum zu umgrenzen strebte, als man glaubte, dass das Object einnehme. Solche Bewegungen mögen von Lauten begleitet gewesen sein, und so können wir uns die Entstehung von Wörtern, welche »hoch, weit, lang, breit, groß« und wiederum »niedrig, eng, kurz, schmal, klein« bedeuten, leicht erklären. Der Anlass zur Bildung von Größenurtheilen, wie wir kurz sagen wollen, war wohl meist dann gegeben, wenn die Dimension des Objectes etwas Auffälliges hatte. Das damit verbundene Gefühl des Staunens, eventuell der Furcht, welches der wahrgenommene Gegenstand hervorrief, kam in

der Geberde und im Laute, der die Dimension bezeichnen sollte, gewiss noch mit zum Ausdrucke und bewirkte, dass die Größe als immanente Eigenschaft, als Kraftäußerung des Dinges betrachtet wurde. Dieser Umstand musste aber verhindern, dass die Relativität des Größenbegriffes erkannt wurde. Wer von einem Thiere, das er gesehen, erzählen und zeigen wollte, wie groß es war, der dachte gewiss nicht daran, dass das hier gebrauchte Wort »groß« etwas anderes bedeute, wenn er es von einem Hause, einem Stücke Ackerlandes anwende. Ja, wenn wir heute einen Thurm, bei dessen Anblick wir uns den Hals ausrecken müssen, um hinaufzusehen, als hoch bezeichnen, so denken wir auch nicht daran, dass wir einen Berg von derselben Höhe nicht als hoch bezeichnen würden.

Zur Bildung von Größenbegriffen mussten sich weitere Anlässe finden bei der Ausmessung von Ackerflächen, beim Baue von Wohnungen u. dgl. Auch hier tritt jedoch die Relativität nicht deutlich zutage. Das Resultat des Messens erscheint als bleibende Eigenschaft des Objectes, und die bestimmte Zahl der Maßeinheiten gibt demselben den Charakter des Absoluten.

So gelten also die Größenbegriffe als absolute Eigenschaften der Objecte, als deren Kraftäußerungen, und Urtheile, in denen die Größe eines Objectes angegeben wird, unterscheiden sich in ihrem Typus gar nicht von Beschaffenheitsurtheilen. Man lernt zwar bald die Größenbestimmungen als eine Classe kennen und scheidet sie von den Qualitäten, allein noch *Aristoteles* betrachtet die quantitativen Bestimmungen als eigene Prädicate, statt sie den Relationen (πρός τι) zuzurechnen.

Noch weniger als die Größenbegriffe werden die Zahlen als Relationen erkannt. Man betrachtet dieselben freilich nicht als Eigenschaften, dafür aber als selbständige Wesenheiten. Dies erklärt sich, wie wir im letzten Abschnitte zu zeigen gedenken, aus der Art, wie die Zahlbegriffe entstanden sind. Dieselben sind — das sei schon hier bemerkt — ein Product unserer Urtheilsfunction selbst und erweisen sich als das geeignetste Denkmittel, um die Gesetze des physischen Geschehens zu erforschen und zu formulieren. Wie es kommt,

dass man so sehr geneigt ist, dieselben für selbständig existierende Wesenheiten zu halten, und dass auch in diesem so handgreiflichen Irrthum ein Körnchen Wahrheit steckt, das wird, wie gesagt, später dargethan werden. Jedenfalls sind die Zahlen Relationen und gehen als Elemente in zahlreiche Urtheile ein. Wir haben hier nur zu untersuchen, ob auch diese Urtheile durch unsere Theorie verständlicher werden, oder ob sie derselben widerstreiten.

Es gibt Fälle, in denen Urtheile über Beziehungen sich gar nicht von anderen Urtheilen unterscheiden. Dies ist dann der Fall, wenn die Beziehung das Prädicat bildet und lediglich als immanente Eigenschaft des Subjectes betrachtet wird. Sage ich z. B.: »Der Montblanc ist der höchste Berg Europas«, so habe ich das Resultat der Höhenmessungen als Merkmal des Individualbegriffes »Montblanc«, als dessen constante Kraftäußerung gefasst. Diese Kraft äußert sich in einer ständigen Überlegenheit über die anderen Berge, welche ihrerseits durch ihre Kraftäußerung der Wirkung des Montblanc nicht gleichzukommen vermögen. Sage ich: »Karl ist größer als Wilhelm«, so ist diese Beziehung hier ebenfalls als immanente Eigenschaft Karls gefasst, mit der gewöhnlich gewisse Rechte und Pflichten verbunden sind. Es werden eben, wie bereits oben bemerkt wurde, im wirklichen Denken die Beziehungen sehr häufig als absolute Eigenschaften gefasst.

Ebenso bilden Urtheile, in denen ein Beziehungsbegriff Subject ist, keine Ausnahme, keine eigenthümliche Urtheilsform. Im Urtheile: »Schön ist der Friede« wird der Beziehungsbegriff »Friede« durchaus ebenso als objectiv vorhandenes und wirkendes Kraftcentrum gefasst wie irgend ein Gegenstandsbegriff. Wenn *Heraklit* behauptet: πόλεμος πατὴρ πάντων, dann ist πόλεμος ein wirkendes Kraftcentrum, das sogar hier personificiert ist. Die erworbenen Eigenschaften der Menschen und Thiere sind ein Resultat ihres beständigen Kampfes, und der Kampf ist ein wirkendes, objectiv vorhandenes Wesen. Wenn wir auf Grund vielfacher Erfahrungen das Urtheil fällen: »Der Parlamentarismus hat an Ansehen verloren«, dann fassen auch wir, ohne an eine Personification zu denken, eine Reihe von Thatsachen als Zustand jenes Kraftcentrums auf, welches

wir mit dem Namen »Parlamentarismus« bezeichnen. Dass sehr complicierte Beziehungen zu einem Begriffe zusammengefasst sind, und dass nur jene Beziehungen in unserem Urtheile thatsächlich gemeint sein können, ändert nichts an der Sache. Das Bedürfnis, diese Beziehungen zusammenzufassen, hat zur Bildung des Begriffes geführt, und sobald er gebildet ist, fungiert er auch als Kraftcentrum, das objectiv vorhanden ist. Die Bedeutung der Urtheilsfunction und der damit zusammenhängenden Begriffsbildung liegt eben nicht zum geringsten Theile darin, dass die verwickeltsten Gedankengänge, die Resultate der langwierigsten und schwersten Denkarbeit, ebenso gestaltet und gegliedert werden, wie die einfachsten Wahrnehmungsinhalte. Was einmal die Subjectsfunction übernimmt, ist Kraftcentrum, und zwar objectiv vorhandenes Kraftcentrum, und als dessen potentielle oder actuelle Wirkungen werden die Vorgänge, die Thatsachen, die Gesetze des Geschehens gefasst.

Eigenartig gestalten sich jedoch die Beziehungsurtheile dann, wenn in denselben nichts anderes behauptet wird, als das Vorhandensein, die Existenz einer gewissen Beziehung. Dies scheint mir der Fall zu sein in den mathematischen Formeln und in den sogenannten hypothetischen Urtheilen. Die Formel: $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ oder die Gleichung: $x = 4$ als Resultat einer Gleichungsauflösung sind zweifellos Urtheile. Würde man die linke Seite der Gleichung als Subject, die rechte als Prädicat fassen, dann wäre der Sinn der Gleichung: $x = 4$: Es ist die Eigenschaft von x, dass es gleichwertig ist mit 4. Da man nun unbeschadet der Richtigkeit die beiden Seiten der Gleichung auch vertauschen kann, so könnte ebensogut das Prädicat zum Subjecte werden. Damit aber geht das charakteristische Merkmal des Subjectes und Prädicates verloren. Prüft man genau, was wirklich behauptet wird, wenn man die Gleichung anschreibt, so wird man wohl zugeben, dass eben die Gleichheitsbeziehung zwischen den beiden Grössen der weitaus wichtigste Gegenstand der Aussage ist. Es soll nicht eine Eigenschaft von x angegeben werden, sondern gesagt werden, dass zwischen x und 4 die Gleichheitsbeziehung bestehe. Das Subject solcher Urtheile ist demnach die Gleich-

heitsbeziehung zwischen den zwei Größen, und das Prädicat ist die Existenz, das Vorhandensein dieser Beziehung. Existenz bedeutet aber, wie wir unten auszuführen gedenken, nichts anderes als Wirkenkönnen, Wirksamkeit. Die Gleichheitsbeziehung existiert, heißt soviel als: diese Beziehung wird sich in allen folgenden Operationen als wirksam erweisen.

Ich gebe gerne zu, dass es namentlich beim Unterrichte oft den Anschein gewinnen kann, als sei der Ausdruck auf der linken Seite Subject, der auf der rechten Prädicat, indem hier die dem Subjecte immanenten Kräfte bloßgelegt werden. Dieser Schein dauert jedoch nur so lange, als die linke Seite noch etwas Unbekanntes, Dunkles für den Urtheilenden hat. Sowie jedoch die Gleichung voll und ganz verstanden wird, verliert sich diese Auffassung. Beide Seiten der Gleichung stehen dann gleich selbständig da, und nur die zwischen ihnen bestehende Beziehung ist nun Gegenstand der Behauptung.

Bei den geometrischen Sätzen liegt die Sache etwas anders. Die Beziehung zwischen Kathete und Hypotenuse wird gewiss als Eigenschaft des rechtwinkligen Dreiecks, die Gleichung $y^2 = 2px$ gewiss als Eigenschaft der Parabel gefasst. Allein in der Gleichung: $a^2 + b^2 = c^2$ oder $y^2 = 2px$ ist keineswegs eines der Glieder Subject, sondern nur die Beziehung selbst. Ja, die analytische Geometrie löst eigentlich die geometrischen Gebilde in eine Reihe von Beziehungen auf. Erst durch diese Auflösung hat sie diese Gebilde der Rechnung zugänglich gemacht. Die mathematischen Urtheile sind demnach die reinsten Beziehungsurtheile, die es gibt, und es wird in denselben nichts behauptet als das Vorhandensein, die Existenz von Beziehungen. Diese Beziehungen sind keineswegs als etwas bloß Gedachtes zu fassen. Dieselben sind wirkende Kräfte und erweisen sich in den objectiven Vorgängen als wirksam.

Es sei gestattet, hiebei an eine weitere Eigenthümlichkeit der mathematischen Urtheile zu erinnern, die uns auch in erkenntniskritischer Hinsicht noch beschäftigen wird. Die Sprache, die ja aus Gefühlslauten entstand, bewahrt noch längere Zeit hindurch einen gewissen Gefühlswert. Die Worte haben, wie *Scherer* einmal gesagt hat, ihre Obertöne, und sprachgewaltige Dichter wie z. B. *Goethe* verstehen es meisterhaft, diese Ober-

töne zur Geltung zu bringen. Dieser Umstand wirkt ein wenig dem objectivierenden Moment in der Urtheilsfunction entgegen. Solange das sprachlich ausgeprägte Urtheil in den Gefühlen, welche die Worte neben den Vorstellungen miterregen, auch noch eine subjective Beziehung des Sprechenden zum beurtheilten Vorgange mitenthält, solange die Worte nicht einzig und allein als Träger objectiv vorhandener Kräfte fungieren, so lange kann die im Urtheile sich vollziehende Objectivierung nicht ganz frei sein von subjectiven Elementen. Nur stumpft sich freilich, wie wir gesehen haben, der Gefühlswert der Wörter ab, allein vollkommen gefühlsfrei wird ein sprachlicher Ausdruck verhältnismäßig selten. Im mathematischen Urtheile jedoch, wo an Stelle der Wörter algebraische Zeichen gewählt werden, ist jeder wie immer geartete Gefühlswert der Zeichen eliminiert, und die objectivierende Function des Urtheils findet nicht mehr das geringste Hindernis. Dieser Umstand sowie die hohe Allgemeinheit der beurtheilten Beziehungen gibt den mathematischen Urtheilen jenen hohen Grad von überzeugender Kraft, welcher bewirkt, dass vielfach nur mathematisch formulierte Urtheile für unbedingt giltig angesehen werden. Es wird sich zeigen, dass infolge dessen die Geltung mathematischer Urtheile, ihr Wahrheitswert gelegentlich sogar überschätzt wird.

Kehren wir indessen zur Betrachtung der Beziehungsurtheile zurück.

Mathematische Urtheile, so sahen wir, enthalten die Behauptung, dass die in ihnen formulierte Beziehung bestehe und sich wirksam erweisen werde. Damit sind auch diese Urtheile im Lichte unserer Theorie dargestellt, und ich glaube, dass auch hier der Sinn, welchen der Urtheilende mit seiner Behauptung verbindet, deutlicher und klarer hervorgetreten ist.

In den sogenannten hypothetischen Urtheilen wird ebenfalls nur das Vorhandensein einer Beziehung behauptet. Die mannigfachen Urtheilsarten, die man unter diesem Namen zusammenfasst, haben das eine gemeinsame Merkmal, dass sie nicht einfache Urtheile, sondern Urtheilsgefüge sind. Sie bestehen aus zwei Urtheilen und aus der Behauptung einer Beziehung zwischen diesen Urtheilen. Diese Beziehung kann

wieder entweder zwischen den beurtheilten Vorgängen oder zwischen dem Fürwahrhalten der Urtheile bestehen. Auszuscheiden sind da zunächst jene Urtheile, in denen das deutsche »wenn« temporalen Charakter hat. Sage ich z. B.: »Wenn der Frühling kommt, kehren die Schwalben wieder«, so liegt allerdings ein Urtheilsgefüge vor, allein kein hypothetisches. Der Sinn dieses Urtheils ist einfach der, dass die Summe von Veränderungen in der Natur, die wir unter dem Namen »Frühling« zusammenfassen, unter anderen auch das Phänomen der wiederkehrenden Schwalben aufweise. Voraussetzung zu diesem Urtheile ist natürlich, dass die in den zwei Sätzen behaupteten Vorgänge bereits früher durch die Urtheilsfunction gestaltet worden waren. Das Schmelzen des Schnees, die größere Wärme der Sonnenstrahlen ist bereits früher als Kommen des Frühlings gedeutet worden. Ebenso ist die Wahrnehmung der in bestimmter Richtung fliegenden Schwalben als Wiederkehr derselben aufgefasst worden. Jetzt wird nur behauptet, dass in diesem Phänomen des kommenden Frühlings auch die Wiederkehr der Schwalben immanent ist. Es ist eigentlich nur eine weitere Bestimmung des Frühlings, die hier gegeben wird. Das Kraftcentrum »Frühling« ist als vorhanden bekannt, und ebenso sein Kommen, und als ein Merkmal dieses Kommens werden nun die wiederkehrenden Schwalben gefasst. Der Gedanke: »Wenn der Frühling nicht kommt, kehren die Schwalben nicht wieder«, wird dabei in keiner Weise lebendig. Gerade dieser Gedanke an die Möglichkeit des Nichteintretens der Bedingung macht das Wesen des Hypothetischen aus.

Sage ich z. B.: »Wenn ein Körper erwärmt wird, dehnt er sich aus«, dann behaupte ich weder, dass jetzt irgendwo ein Körper erwärmt werde, noch dass er sich ausdehne. Ich behaupte nur, dass zwischen dem Erwärmtwerden und dem Sichausdehnen eine constante Beziehung bestehe, und dass diese Beziehung sich im eintretenden Falle als wirklich vorhanden, als wirksam erweisen werde. Wo, wie im vorliegenden Beispiele, die Beziehung zwischen wirklichen Vorgängen behauptet wird, da erscheint meist die Bedingung — hier das Erwärmtwerden — als Ursache, das Bedingte als Wirkung. Diese Auffassung würde ihren angemessenen Ausdruck finden

in dem Urtheile: »Die Wärme dehnt die Körper aus.« Damit wäre die Wärme direct als jenes Kraftcentrum bezeichnet, dessen Wirkung die Volumveränderung ist. Sowie ich das Urtheil jedoch hypothetisch ausdrücke, habe ich die causale Fassung vermieden und eben nur das constante Vorhandensein der Abhängigkeitsbeziehung behauptet. In der modernen Naturwissenschaft legt man häufig Wert darauf, keine Causalität, sondern nur constante Abhängigkeit zu behaupten, und dafür ist das hypothetische Urtheil der geeignete Ausdruck. Ob man damit den im Urtheile liegenden Anthropomorphismus wirklich ganz beseitigt und nur regelmäßige Succession behauptet, das wird im erkenntniskritischen Schlussabschnitte zu untersuchen sein.

Sehr häufig beziehen sich hypothetische Urtheile auf ein künftiges Geschehen, und auch hier zeigt es sich deutlich, dass die Beziehung Subject, deren Existenz Prädicat ist. Sage ich z. B. zu meinen Kindern: »Wenn morgen schönes Wetter ist, werden wir einen Ausflug unternehmen«, so ist der psychische Vorgang mit seinen Voraussetzungen etwa folgender: Ich gebe in dem Urtheile einen Willensentschluss kund. Der Inhalt dieses Entschlusses wird in dem Urtheile formuliert: »Wir werden einen Ausflug machen.« Dass aber auch bei diesem Urtheile über ein psychisches Phänomen der Urtheilstypus derselbe bleibt, soll im nächsten Capitel bewiesen werden. Dem Willensentschlusse liegt selbstverständlich eine Phantasievorstellung zugrunde. Um den Entschluss zu einem Ausfluge fassen zu können, muss ich mir die Vorstellung bilden, wie ich mit meinen Kindern auf der Straße hinwandere, ein bestimmtes Ziel im Auge. Diese Vorstellung ist nun enge verknüpft mit dem Wetterzustande. Indem ich den Entschluss fasse, stelle ich zugleich das Wetter vor. Diese Phantasievorstellung hat schon oft das Erwartungsurtheil: »Morgen wird schönes Wetter sein« hervorgerufen. Mein Willensentschluss schafft nun eine Abhängigkeitsbeziehung zwischen dem morgigen Wetter und dem Unternehmen des Ausfluges, und das hypothetische Urtheil behauptet die Existenz, die Wirksamkeit dieser geschaffenen Beziehung. In dem Urtheile liegt zugleich auch der Gedanke, dass der Ausflug bei schlechtem Wetter nicht

unternommen wird. Die Kinder werden demgemäß am nächsten Morgen voll Spannung zum Fenster blicken und sich vom Wetterzustande überzeugen. Sie wissen eben, dass dann die von mir geschaffene Beziehung in Wirksamkeit treten, und dass sie das Vergnügen eines Ausfluges genießen oder entbehren werden. Charakteristisch für diese Urtheile ist, dass ich im Urtheile das Vorhandensein einer Beziehung behaupte, die ich eben selbst geschaffen. Wenn Beziehungen zwischen Naturerscheinungen behauptet werden, so dürfte meist bloß an das Vorhandensein, an die Wirksamkeit der Beziehung gedacht werden, und der Gedanke, dass jemand diese Beziehung geschaffen, braucht sich nicht gleich einzustellen. Wenn man jedoch über Naturgesetze, die doch immer nur das Vorhandensein von Beziehungen behaupten, nachdenkt, dann drängt sich der Gedanke an den Schöpfer der constanten Beziehungen mit elementarer Macht auf. Man sucht, da die Beziehung selbst doch weder einen Willen hat, noch dauernd als Kraftcentrum gelten kann, das Subject zu diesen Prädicaten und kommt so trotz alles Widerstrebens zu metaphysischen Aufstellungen. Über diese Bedeutung und Wirkung der Urtheilsfunction soll jedoch erst im Schlussabschnitte gesprochen werden.

Was in den hypothetischen Urtheilen behauptet wird, ist also das Vorhandensein einer Beziehung zwischen Vorgängen. Dies trifft auch bei den sogenannten irrealen Perioden zu, welche in den Grammatiken nicht immer richtig analysiert werden. Man legt nämlich zu viel Gewicht darauf, dass in solchen Urtheilen der Sprechende die Bedingung als nicht erfüllt betrachtet. Das ist zwar thatsächlich der Fall, allein der Hauptgedanke dieser Urtheile ist auch hier die Behauptung des Vorhandenseins einer Abhängigkeitsbeziehung. *Sokrates* sagt in seiner Vertheidigungsrede:*) »Wenn ich ein Fremder wäre, würdet Ihr es mir zugute halten, wenn ich mich meiner heimatlichen Sprechweise bediente.« Dabei denkt er nun freilich auch daran, dass er kein Fremder ist, allein das Wichtigste an seinem Urtheile ist doch die Behauptung, dass zwischen dem Auftreten eines Fremden und der nachsichtigen Beurtheilung seiner

*) *Plato*, Apolog. I.

Sprechweise eine Beziehung besteht. Was er sagen will, ist doch nur: Einem Fremden gestattet ihr, sich seines heimatlichen Dialectes zu bedienen, also erlaubet auch mir, meine gewohnte Sprechweise beizubehalten.

Ein zweites Beispiel: »Hättet Ihr,« sagt *Demosthenes*, »den Bewohnern von Amphipolis geholfen, dann wäre Philipp nicht so mächtig geworden!« Auch hier ist der Gedanke: »Ihr habt nicht geholfen« in dem Urtheile mitenthalten; allein das Wichtige, das, was behauptet wird, ist doch wieder nur, dass ein energisches Eingreifen der Athener imstande ist, Philipp in seinem Siegeslaufe zu hemmen. Zwischen der energischen Hilfeleistung seitens der Athener und den Erfolgen Philipps besteht eine Abhängigkeitsbeziehung, und diese wird behauptet.

Manchmal besteht, wie bereits erwähnt wurde, die behauptete Beziehung nicht zwischen den Vorgängen, sondern zwischen dem Fürwahrhalten der Urtheile. Namentlich in Argumentationen kommen solche Gefüge häufig vor. So sagt *Sokrates*: »Wenn ich die Leute meines Umgangs schlechter mache, dann thue ich dies unfreiwillig.« Das heißt: Wer das erste Urtheil für wahr hält, muss das zweite für wahr halten. Behauptet wird wieder das Vorhandensein einer Beziehung, welche jedoch hier in einem psychischen Zwange, einer inneren Nöthigung besteht. Das Vorhandensein eines solchen — ich möchte sagen — Nichtumhinkönnens ist hier Gegenstand der Aussage.

So liegt auch im hypothetischen Gefüge derselbe Urtheilstypus vor. Der Zusammenhang zwischen zwei Vorgängen, der erfahrungsmäßig constatiert ist, wird als Vorhandensein, als Wirksamkeit einer Beziehung gefasst. Diese Beziehung ist zunächst ebenso Kraftcentrum wie andere Begriffe, veranlasst jedoch leicht zu metaphysischen Denkacten.

Die Vorgänge unserer Umgebung werden von uns in Urtheilen geformt, gegliedert und objectiviert. Auf diese Weise werden dieselben auf die dem Bewusstsein gemäße Form gebracht und zu unserem geistigen Eigenthume gemacht. Die Urtheilsfunction, welche der Reihe nach auf Wahrnehmungen, Erinnerungen und Erwartungen angewendet wird und zuletzt Gesetze des Geschehens als ständige Merkmale von Begriffen, als Vorhandensein von Beziehungen fasst, bleibt überall die

gleiche. Der ursprünglich in derselben liegende Anthropomorphismus wird zwar immer abstracter, allein er lässt sich nicht ganz eliminieren.

6. Urtheile über psychische Phänomene.

Wir haben im Verlaufe unserer Untersuchung wiederholt hervorgehoben, dass in der Urtheilsfunction ein objectivierendes Moment vorhanden sei. Der beurtheilte Vorgang wird im Urtheil als kraftbegabtes Wesen gefasst, dessen actuelle oder potentielle Wirkungen eben constatiert werden. Dabei wird dieses Wesen eben im Urtheile als ein selbständiges, vom Urtheilenden unabhängiges hingestellt. Erst dadurch befreit sich der Urtheilende von der verwirrenden Wirkung des Eindruckes, erst dadurch wird der Vorgang mehr als ein Erreger von Gefühlen, erst dadurch wird er herausgestellt und objectiviert. Das im Subjecte bezeichnete Kraftcentrum entfaltet seine Thätigkeit, mag ich darüber urtheilen oder nicht. Mit diesem Theile unserer Urtheilstheorie scheinen nun die Urtheile über selbsterlebte psychische Phänomene in directem Widerspruche zu stehen. Wenn ich sage: »Ich freue mich, ich fürchte, habe Schmerzen« u. dgl., dann ist das Subject dieser Urtheile doch gewiss nicht ein vom Urtheilenden verschiedenes, unabhängiges Kraftcentrum, dasselbe ist vielmehr mit dem Urtheilenden identisch. Nun kann man aber doch nicht leugnen, dass solche Aussagen factisch vorkommen, und noch weniger, dass sie Urtheile sind. Es wird nun durch genaue Analyse zu untersuchen sein, ob sich diese Urtheile zwanglos in unsere Theorie fügen, und wenn dies nicht der Fall ist, dann bleibt nichts übrig, als die ganze Theorie fallen zu lassen.

Fragen wir uns zunächst: Was geht vor, wenn ich veranlasst werde zu sagen: »Ich freue mich«? Antwort: Ich erlebe einen Gefühlszustand. Solange ich den Zustand bloß erlebe und noch nicht beurtheile, ist darin Subject und Prädicat, Ding und Thätigkeit noch weniger geschieden als in der Wahrnehmung eines blühenden Baumes oder fliegenden Vogels. Haben wir doch hier ein reines, substratloses Geschehen vor uns. Wie präsentiert sich nun der Vorgang im sprachlich aus-

geprägten Urtheile: »Ich freue mich«? Da ist er auf einmal Thätigkeit und Zustand des Ich. Ist aber dieses Ich ein objectiv vorhandenes Kraftcentrum? ist es nicht scheinbar der Inbegriff aller Subjectivität? Scheinbar wohl, aber auch nur scheinbar. Sowie das Ich sprachlich ausgeprägt ist, wird es zum Träger von Kräften, die nicht nur in mir, sondern auch in anderen wirksam sind. Jeder Mensch hat ein Ich, und seine Handlungen und Zustände werden aufgefasst als Wirkungen seines Ich. »Sprechen heißt,« sagt bekanntlich *W. v. Humboldt,* »sein Denken an ein allgemeines anknüpfen.« Dies zeigt sich in unserem Falle besonders deutlich. Sowie ich mein subjectives Erlebnis in die Form eines Urtheiles kleiden will, knüpfe ich mein Denken an ein allgemeines an. Ich fasse den erlebten Vorgang auf als meine Freude, als eine bestimmte Thätigkeit meines Ich. Dieses Ich hat aber nicht nur für mich, es hat auch für Andere Wesen und Bestand, es bildet ein Kraftcentrum im Universum. »Ich freue mich« heißt dann: das, was in mir vorgeht, würde jemand, der in mich hineinzuschauen vermöchte, deuten als diese Thätigkeit meines Ich. Dieses Ich hat sich aber erst im Gegensatze zu anderen entwickelt und ist ein Theil, ein Kraftcentrum der wirklichen Welt. Also auch hier wird durch das Urtheil ein Vorgang geformt, gegliedert und objectiviert. Das Subject ist zwar nicht ein von dem Urtheilenden verschiedenes, unabhängiges Wesen, allein der erlebte Vorgang wird als ein objectives, in den Weltlauf eingreifendes Geschehen gedeutet. Die sprachliche Formulierung hebt ihn aus der Sphäre des individuellen Lebens heraus.

Die psychischen Phänomene sind das Erste, ja das Einzige, das der Mensch erlebt, aber entschieden das Letzte, dem er seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die Urtheilsfunction bildet sich an den Vorgängen der Außenwelt aus. Die auf den Organismus wirkenden äußeren Reize erwecken die Reactionen unseres Willens, und diese schaffen jene Apperceptionsmasse, die wir an die Vorgänge der Außenwelt heranzubringen nicht umhin können. In der sprachlichen Ausprägung, im Satze, gelangt das Urtheil zu vollem Leben und verlegt in die Dinge der Umgebung unbewusst ein wollendes Ich. Wenn wir nun auf höherer Culturstufe dazu gelangen, uns auf uns selbst zu

besinnen und die Vorgänge unseres Seelenlebens denkend zu betrachten, dann finden wir die Urtheilsfunction bereits vor, sie ist uns bereits geläufig geworden, und wir sind nicht imstande, die erlebten Vorgänge anders zu deuten, als indem wir die an der Außenwelt eingeübte Urtheilsform an sie heranbringen.

Alle psychischen Phänomene werden nach Analogie äußerer Vorgänge gedeutet, und die Sprachwissenschaft hat längst festgestellt, dass alle Bezeichnungen für psychische Vorgänge Bilder sind, die der Außenwelt entnommen werden. Bei vielen lässt sich dies durch Etymologie vollkommen sicherstellen, und wo dies nicht möglich ist, haben wir es gewiss nur dem Verluste des betreffenden Sprachmateriales zuzuschreiben.

Die Allgemeinheit der Wortbedeutung ist zu der Zeit, wo Urtheile über psychische Phänomene gebildet werden, schon vollständig entwickelt. Deshalb können solche Urtheile das wirklich Erlebte immer nur unvollkommen bezeichnen. Das »Ich« des Urtheils: »Ich freue mich« ist thatsächlich ein individuell bestimmter Mensch in einem individuell genau bestimmten Zustande, die Freude ist diese besondere Art des Gefühles, welches er eben erlebt. Bezeichnet wird aber mit Ich nur der Individualbegriff dieses Individuums, wie es den anderen bekannt, und wie es objectiv gegeben ist. Ebenso drückt das Verbum »freue mich« nur die allgemeine Art des Gefühles, keineswegs aber seine gegenwärtige Nuancierung aus. In Urtheilen über äußere Wahrnehmungen ist dies zwar auch der Fall, allein hier kann der Hörende, wenn er dieselben Wahrnehmungen selbst gemacht hat, dem Urtheilenden viel leichter und viel weiter folgen. Psychische Phänomene jedoch, die jeder nur selbst erleben, nicht aber der directen Wahrnehmung Anderer zugänglich machen kann, werden durch die sprachliche Formulierung immer nur unvollkommen ausgedrückt werden können. Diesem Gedanken hat bekanntlich *Schiller* in den Versen Ausdruck gegeben: »Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? Spricht die Seele, dann spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.« Der unmittelbare Ausdruck des inneren Geschehens sind Schrei und Geberde.

Mit Worten wird nur das ausgedrückt, was an dem Vorgange das allgemeine, das objective ist. Eben deshalb aber ist es, wie wir später zeigen werden, durchaus unrichtig, diesen Urtheilen unbedingten Wahrheitswert zuzuschreiben.

Als Subjecte der Urtheile über psychische Vorgänge fungieren auf den niederen Culturstufen häufig einzelne Körpertheile, wie Herz, Leber, Nieren, Zwerchfell und schließlich Kopf und Gehirn. »Drob freut sich mein Herz, und jubelt meine Leber«, sagt der Psalmist, und die φρένες bei *Homer* sind ja als Träger psychischer Vorgänge bekannt. Die Vorstellung einer Seele, die beim Tode den Körper verlässt, findet sich bei allen Völkern, allein dieselbe ist durchaus nicht immer das Subject, der Träger psychischer Vorgänge. Es bilden sich nämlich für die verschiedenen Seelenthätigkeiten verschiedene Kraftcentren aus. Verstand, Gemüth und Wille werden zu Subjecten solcher Urtheile und werden selbst anfangs als trennbare Theile, später als besondere, der Seele immanente Vermögen gefasst. Furcht, Zorn, Rache und andere heftige Gefühle werden als Wesen gedacht, die im Körper wohnen, oder von außen etwa durch göttliche Fügung hineinkommen und da ihre unheilvolle Thätigkeit entfalten. Kurz alle psychischen Phänomene werden nach Analogie der äußeren Vorgänge gedeutet, indem man in denselben die Thätigkeit kraftbegabter, objectiv vorhandener Wesen erblickt.

Die psychischen Vorgänge werden zweifellos nur in einer Weise erlebt. Sie erscheinen nicht, sondern sie sind so, wie sie erlebt werden. Sowie dieselben jedoch zum Gegenstande der »inneren Wahrnehmung« werden, erfahren sie die in der Urtheilsfunction liegende Formung und Objectivierung. Es ist aber keineswegs der Fall, dass jeder psychische Vorgang, den wir erleben, damit auch zugleich Gegenstand der inneren Wahrnehmung, d. h. dem Urtheile unterworfen wird. Es ist nicht wahr, dass jeder psychische Vorgang, wie *Brentano* behauptet, in doppelter Weise gegeben ist: als Vorstellung und als Anerkennung der Vorstellung, d. h. als Urtheil. Meine Behauptung, die ich im Lehrbuche der Psychologie (S. 3) aufgestellt habe, dass die Vorgänge in unserem Bewusstsein mit dem Augenblicke, wo sie ins Leben treten, zum Gegenstande der

Beobachtung werden, nehme ich hiemit zurück. Der lebendige Fluss des psychischen Geschehens gestattet gar nicht fortwährende Beobachtung derselben.

Die Aufmerksamkeit ist sehr häufig ausschließlich auf den Inhalt des Geschehens, auf die wahrgenommenen, erinnerten, erwarteten und beurtheilten Vorgänge der Umgebung, der Außenwelt gerichtet. Ein fortwährendes Beurtheilen der psychischen Vorgänge würde den Ablauf derselben immerfort stören und den Erkenntnisertrag, sowie den biologischen Wert derselben wesentlich beeinträchtigen. Nur bei besonderen Anlässen unterwerfen wir unser psychisches Geschehen der Beurtheilung. Der Unterschied zwischen Bewusstsein und Selbstbewusstsein liegt eben darin. Derselbe lässt sich auf Grund unserer Theorie dahin formulieren: Die psychischen Vorgänge gelangen zum Bewusstsein dadurch, dass sie bloß erlebt, zum Selbstbewusstsein dadurch, dass sie beurtheilt werden. Unbewusste psychische Phänomene sind ein Hilfsbegriff, dessen wir zur Erklärung unseres Seelenlebens nicht entrathen können, und dessen Widerspruchsfreiheit wir oben dadurch nachgewiesen haben, dass wir als wesentliches Merkmal der psychischen Phänomene nicht die Bewusstheit, sondern die Substratlosigkeit kennen gelernt haben.

Es zeigt sich somit, dass die Urtheile über psychische Phänomene sich nicht nur zwanglos unserer Theorie fügen, sondern erst durch dieselbe in ihrem wahren Wesen verstanden werden können. Dieselben sind von großer Mannigfaltigkeit, indem unser Wahrnehmen, unser Erkennen, unsere Phantasiethätigkeit, unsere Gefühlszustände und Willensentschlüsse zum Gegenstande der Beurtheilung gemacht werden können. Zum Subject dieser Urtheile werden dann bald die Sinnesorgane, bald Worte, die Gefühle und Affecte bezeichnen, bald das Ich gemacht. Es scheint überflüssig, dies durch Beispiele zu erläutern, da jeder in seiner täglichen Erfahrung solche Urtheile fällt und hört.

Das Ich aber verändert im Laufe der Culturentwicklung mehrfach seine Bedeutung. Bei Kindern und bei Urvölkern ist das Ich der Körper. *Homer* sagt vom Zorne des Achill, er habe viel tausend Seelen dem Hades zugeschleudert, sie selbst

jedoch zur Beute der Vögel und Hunde gemacht. Die Persönlichkeit, das Ich des Menschen ist also hier der Körper ebenso wie bei dem Kannibalen, der die Eigenschaften des Todten, seine Tapferkeit und seinen Muth, mit dessen Fleische, das er verzehrt, in sich aufzunehmen glaubt. Je älter aber das Menschengeschlecht wird, je besser es die Bedeutung der geistigen Arbeit würdigen lernt, und je reiner die religiösen Vorstellungen werden, desto entschiedener wird der Körper zur Außenwelt gerechnet, und das Ich zieht sich auf die psychischen Vorgänge zurück. Auch da vollzieht sich jedoch bald eine Scheidung. Der Intellect scheint seine Aufgabe dann am besten zu erfüllen, wenn die Resultate seiner Thätigkeit möglichst wenig vom Subject und möglichst viel vom Object enthalten. Das Ich ist ein denkendes, insofern die Thätigkeit, die Anstrengung beim Nachdenken gefühlt wird, und deshalb ist bei *Descartes* »cogitare« fast gleichbedeutend mit Bewusstsein überhaupt, und ist Träger der geistigen Persönlichkeit. Je weiter sich aber namentlich das mathematische Denken entwickelt, desto mehr wird dasselbe als bestimmt betrachtet von den Merkmalen der objectivierten Begriffe, und man vergisst dabei leicht, wie viel das Ich zum Zustandekommen dieser Begriffe beigetragen hat. Statt »ich denke« soll es dann eigentlich heißen: »Es denkt in mir.« Das Resultat des Denkens scheint ein objectives, und das Denken ist nicht mehr Inhalt des Ich. Das Gefühl wurde von jeher und wird heute noch betrachtet als eine von außen kommende Macht, die von uns bezwungen werden soll, häufig aber über uns den Sieg davonträgt. »Der Zorn übermannt mich, die Furcht erfasst mich, der Schrecken hat mich gelähmt« sagen wir noch heute und beweisen damit, dass wir das Gefühl als eine vom Ich verschiedene Kraft auffassen. So schränkt sich denn das Ich immer mehr auf ein einziges Gebiet psychischer Phänomene ein, nämlich auf die Willensimpulse. Die Persönlichkeit, der Charakter ist nun der Träger potentieller und actueller Willenshandlungen. Das Ich ist nur mehr der active Träger der Willenshandlungen und kehrt damit zu jenem Punkte zurück, von dem es ursprünglich ausgegangen.*)

---

*) Vgl. *Höffding*, »Psychologie in Umrissen«, Deutsch von *Bendixen*, S. 123.

Waren es doch die Willensimpulse, welche jene Apperceptionsmasse schufen, die wir an jeden Vorgang der Außenwelt herangebracht haben. Infolge dieser Apperceptionsmasse legten wir in jedes Ding unserer Umgebung einen Willen ein und fassten die Vorgänge als Wirkungen, als Kundgebungen dieses eingelegten Willens. So vollzieht sich die Entwicklung von unbewussten Anfängen zu deutlichem Bewusstsein, und das Ich, das als Wille in jedes Ding der Umgebung unbewusst eingelegt wurde, zieht sich schließlich auf das zurück, woraus es ursprünglich entstanden war, auf die Willensimpulse. So stellt sich denn die psychische Entwicklung dar als allmähliches Bewusstwerden unbewusster psychischer Vorgänge. Diese Entwicklung vollzieht sich unter steter Wechselwirkung von Umgebung und Organismus, und ihr Resultat ist Erkenntnis der Welt durch Gestaltung und Gestaltung der Welt durch Erkenntnis.

7. Selbsterzeugte und überlieferte Urtheile. Die Frage.

Wir haben bisher nur Urtheile betrachtet, in welchen der Urtheilende einen irgendwie gegebenen Vorstellungsinhalt formt und gliedert. Wir haben darzustellen versucht, wie durch die Entwicklung der Urtheilsfunction der Mensch seine Umgebung kennen lernt, wie sich ihm die Dinge in Gruppen sondern, und wie durch das Entstehen und die Verwertung der Begriffe immer verwickeltere Vorgänge verstanden werden. Indem immer neue, immer verdichtetere Kraftcentra entstehen, gelingt es, sehr complicierte Gedankengebilde kurz und klar zusammenzufassen. Es ist zweifellos, dass der einzelne, isolierte Mensch nicht imstande wäre, diese Denkarbeit zu leisten. Schon die sprachliche Ausprägung des Urtheils, die ja hauptsächlich infolge des Bedürfnisses nach Mittheilung erfolgte, setzt eine Gemeinschaft, eine Gesammtheit von Sprachgenossen voraus. Erst durch den Verkehr werden die Bedeutungen der Wörter und Wortformen geläufig, erst durch gemeinsame Denkarbeit werden die complicierten Begriffe, namentlich die Beziehungsbegriffe geschaffen und als Denkmittel verwendet. Die auf diese Weise angesammelte Denkarbeit von Gene-

rationen wird nun mündlich oder schriftlich überliefert, und so wird uns ein großer Theil unserer Vorstellungsinhalte nicht durch eigene Erfahrung, sondern durch fertig überlieferte Urtheile vermittelt. Wie verhalten wir uns nun, und was geht in uns vor, wenn wir ein Urtheil, das uns fertig überliefert wird, aufnehmen? Das wird nun zu untersuchen sein.

Wenn wir einen Wahrnehmungsinhalt durch das Urtheil gestalten und uns aneignen, dann fühlen wir uns activ; wir thun etwas, indem wir den verwirrenden Eindruck durch das Urtheil klären, und zugleich hat der Act, wie schon oft erwähnt, etwas Abschließendes, wodurch die Sache gleichsam erledigt wird. Ganz anders gestaltet sich jedoch der psychische Process, wenn uns in Form von Urtheilen Inhalt zugeführt wird. Unsere Aufgabe ist es da zunächst, den im gehörten Urtheile bereits gegliederten Inhalt einheitlich als ganzen Vorgang vorzustellen. Was wir jetzt vollziehen sollen, ist nicht wie bei selbsterzeugten Urtheilen eine Analyse, sondern im Gegentheile eine Synthese. Das aus mehreren Wörtern bestehende Urtheil soll eine einheitliche, ganze Vorstellung erwecken. Soll das Verständnis ein vollständiges sein, so haben wir dann diesen einheitlich vorgestellten Vorgang durch ein eigenes Urtheil so zu gestalten, wie uns das mitgetheilte Urtheil anweist. Erzählt uns z. B. jemand, in der benachbarten Straße sei ein Pferd, das einen Wagen zog, zusammengebrochen, so weckt dieses Urtheil in uns die Vorstellung eines Wagens mit einem oder zwei Pferden. Eines derselben stellen wir uns daliegend vor und wohl auch einige Menschen dazu, die sich darum bemühen. Auch das Bild der Straße mit den zwei Häuserreihen wird sich dazu gesellen, und zwar mit mehr oder weniger Einzelheiten. Je genauer wir das Locale kennen, desto deutlicher wird unsere Vorstellung sein. Dieselbe wird dann in uns je nach unserer Vorbildung und Eigenart Associationen, Gefühle und auch Willensimpulse hervorrufen. Während also das selbsterzeugte Urtheil dem psychischen Processe einen relativen Abschluss gibt, wird das Aufnehmen eines mitgetheilten ein Associationsspiel eröffnen und eine Reihe psychischer Processe ins Leben rufen.

Der im mitgetheilten Urtheile liegenden Aufforderung, den mitgetheilten Vorgang vorzustellen und zu beurtheilen, kommen wir am leichtesten, am sichersten und am vollständigsten dann nach, wenn wir Vorgänge, wie die mitgetheilten, schon wiederholt selbst wahrgenommen und beurtheilt haben. Der Process des Vorstellens wird dann rasch ablaufen, die Vorstellungen nehmen wie von selbst die Urtheilsform an, und wir merken meist nicht, dass wir das durch die Mittheilung Gegebene nicht nur vorstellen, sondern auch beurtheilen. Dass dies aber der Fall sei, wird deutlich, wenn die Mittheilung mangelhaft oder zu allgemein gehalten ist. Erzählt uns z. B. jemand, er sei auf dem Schneeberge gewesen und habe eine schöne Aussicht gehabt, so werden wir — vorausgesetzt, dass wir die Partie schon selbst gemacht haben — uns den Aufstieg und die Aussicht vorzustellen suchen. Da es jedoch mehrere Wege dahin gibt, so werden wir zunächst bei der Vorstellung des Aufstieges eine Hemmung unserer Urtheilsfunction empfinden. Diese werden wir durch die Frage, auf welchem Wege der betreffende aufgestiegen sei, zu beseitigen suchen. Ist die Antwort erfolgt, so werden wir uns die Aussicht vielleicht vorstellen, indem wir das Bild des sich von dieser Bergspitze bietenden Panoramas in der Erinnerung wachrufen. Dies wird uns zu Urtheilen über einzelne Punkte der Aussicht veranlassen, und auch hier werden sich uns Fragen aufdrängen, um etwaige Hinderungen zu beseitigen. Wir sehen somit schon hier, dass die Aufnahme mitgetheilter Urtheile vielfach zu Fragen veranlasst, und wir sind dadurch naturgemäß auf die Psychologie der Frage geführt.

Die Frage ist im allgemeinen das Mittel, eine fühlbare Hemmung der Urtheilsfunction zu beseitigen. Ihre psychische Quelle ist das Gefühl des Staunens. Dieses schon sehr frühe auftretende Gefühl stellt sich dann ein, wenn eine Vorstellung gegeben wird, die in das bisher erworbene Weltbild nicht recht passen will. Dasselbe ist oft mit Furcht verbunden, wie überhaupt das Neue, Fremdartige meist auch als das Feindliche, Gefährliche betrachtet wird.*)

*) Vgl. *Avenarius,* Kritik der reinen Erfahrung. II, S. 30 ff.

Der staunende Gesichtsausdruck auf dem Antlitz des Kindes ist so eine stumme Frage. Nach Einübung der Urtheilsfunction erhält die Frage die Form des Satzes, wodurch es möglich ist, den Vorstellungsvorrath und damit das Hemmnis der Urtheilsfunction genauer zu bezeichnen. Die Frage ist ein formuliertes Staunen; sie ist kein Urtheil, sondern das in Satzform ausgedrückte Verlangen, ein Urtheil zu bilden oder zu vervollständigen. Der Gegenstand der Frage ist eben jener Punkt, der aufgeklärt werden muss, damit der Fragende sein intellectuelles Functionsbedürfnis, speciell sein Urtheilsbedürfnis befriedigen kann. Dieses wird natürlich wieder durch das specielle Interesse des Fragenden bestimmt, und so kann selbstverständlich ein und dasselbe mitgetheilte Urtheil verschiedene Fragen bei verschiedenen Hörern oder Lesern hervorrufen. So wird bei der Nachricht von einem Eisenbahnunfalle der eine zuerst nach der Zahl der Opfer, der andere nach der Ursache oder dem Verlaufe, ein dritter vielleicht nach dem schuldtragenden Beamten fragen. Ebenso wird es vorkommen, dass bei einem und demselben Hörer sich alle diese Fragen der Reihe nach aufdrängen, und auch die Verschiedenheit in der Reihenfolge wird für den Fragenden oft charakteristisch sein und Schlüsse auf seine intellectuelle und ethische Eigenart gestatten.

Die ursprüngliche Natur der Frage ist gewiss das Bedürfnis zu urtheilen. Im Laufe der Sprachentwicklung wird jedoch die Frage auch zu anderen, mehr conventionellen Zwecken verwendet, und wir haben Fragen, die der Höflichkeit, dem Unterrichte, dem Gerichtsverfahren u. a. dienen. Dieselben sind, wie gesagt, conventioneller Natur, oft formelhaft und tragen oft von dem ursprünglichen Wesen der Frage nur sehr wenig mehr an sich. Dies ist jedoch auch bei anderen Sprachgebilden der Fall und darf über die psychologische Bedeutung nicht täuschen. Für die Entwicklung der Urtheilsfunction kommen nur solche Fragen in Betracht, in denen der Fragende einem wirklich empfundenen Urtheilsbedürfnisse Ausdruck gibt, nur solche, bei denen er die Antwort wirklich nicht weiß und wirklich wissen will. Wir wollen die früher betrachteten Arten der Urtheile nun durchgehen und zusehen.

welche Wirkung dieselben als mitgetheilte Urtheile auf den Hörer oder Leser ausüben. Dabei wird sich auch zeigen, was für Fragen sich aufzudrängen pflegen.

Die Mittheilung von Wahrnehmungsurtheilen stellt dem Hörenden die Aufgabe, den mitgetheilten Vorgang, den der Sprechende wahrgenommen hat, anschaulich vorzustellen und durch ein eigenes Urtheil zu gestalten. Auf der ersten Stufe der Culturentwicklung erfolgen solche Mittheilungen wohl meist aus praktischem Interesse, und es dürften da auch die praktischen Consequenzen, die der Hörende aus dem Mitgetheilten zieht, die Hauptsache sein. Allein auch das intellectuelle Functionsbedürfnis, vulgo die Neugierde, tritt früh auf. In dieser Hinsicht werden sich dem Hörenden oft Fragen aufdrängen, die ihm die Ergänzung, die Vervollständigung des Bildes, welches durch das mitgetheilte Urtheil in ihm erweckt wurde, ermöglichen. Wer z. B. den Ruf hört: »Es brennt!« wird zunächst fragen: »Wo?«, denn zur Vorstellung des Feuers gehört nothwendig der Ort, und da dieser ohnedies von praktischer Bedeutung ist, so wird diese Frage sich zunächst auf die Lippen drängen. Derartige Fragen, die zur Vervollständigung angeregter Urtheilsbildung dienen sollen, können auch durch eigene Wahrnehmung veranlasst werden. So fragen wir, wenn wir die Thürglocke läuten hören: »Wer ist draußen?« Wir haben das Läuten als Thätigkeit einer Person gedeutet und wollen nun das Urtheil durch genauere Bestimmung des Subjectes vervollständigen. Die Grammatiker pflegen solche Fragen »Begriffsfragen« zu nennen. Passender wäre es, von Fragen nach Urtheilselementen zu sprechen. Bei der Mittheilung von Erinnerungsurtheilen spielen sich zunächst dieselben Vorgänge ab, wie sie eben beschrieben wurden. Der Hörende sucht die mitgetheilten Vorgänge vorzustellen und im Urtheile zu gestalten. Eigenthümlich ist diesen Urtheilen, dass bei der Reconstruction ihres Vorstellungsinhaltes die Person des Mittheilenden meist einen Bestandtheil dieses Inhaltes bildet, weil dieser eben seine Erinnerungen mittheilt. Allein es tritt hier oft noch ein weiteres Moment hinzu. Es kann leicht vorkommen, dass die mitgetheilten Vorgänge für den Hörenden neu und fremd sind. Dieselben werden sein Staunen erregen,

und es können sich leicht Zweifel an der Treue des Gedächtnisses oder an der Glaubwürdigkeit des Mittheilenden einstellen. In einem solchen Falle werden sich Fragen aufdrängen, die nicht den Inhalt, sondern die Wahrheit der mitgetheilten Urtheile betreffen. »Hast du wirklich ein solches Thier gesehen? Sind die Menschen in Afrika wirklich schwarz?« Auch solche Fragen sind Mittel, um eine Hemmung der Urtheilsfunction zu beseitigen; nur liegt hier das Hemmnis nicht in einer Lücke des zu beurtheilenden Inhaltes, sondern in der Schwierigkeit, das vollständig gebildete Urtheil in unser bisher erworbenes Weltbild einzufügen, es damit in Übereinstimmung zu bringen. Solche Fragen pflegt die Grammatik Satzfragen zu nennen; dieselben würden vielleicht besser Wahrheitsfragen heißen. Wenn die Negation, deren Entstehung und Bedeutung im nächsten Abschnitte untersucht werden soll, bereits ein geläufiges Element des Urtheils geworden ist, dann ergibt sich die Gelegenheit zu solchen Wahrheitsfragen auch ohne den Einfluss mitgetheilter Urtheile. Wenn ich komme, um jemanden zu besuchen, so habe ich mir das Urtheil gebildet, derselbe sei zu Hause, weiß aber auch, dass dieses Urtheil möglicherweise auch falsch sein könne. Wenn ich nun an der Thüre seiner Wohnung frage: »Ist Herr N. N. zu Hause?«, so ist diese Wahrheitsfrage ein Mittel, um mein zwischen zwei Möglichkeiten schwankendes Urtheil zu bestimmen und zu festigen. Das Erwartungsurtheil, das ich mir gebildet hatte, war gleichsam schon eine Frage, indem es verschiedene Möglichkeiten enthielt, also in sich keine Entscheidung trug. Die Urtheilsfunction war in Thätigkeit gesetzt, allein mit meinen bisherigen Erfahrungen waren zwei entgegengesetzte Urtheile verträglich. Da ich aber ein Interesse habe, mein Urtheilen eindeutig zu bestimmen, so wähle ich auch hiezu die Frage als geeignetes Mittel.

Verwandt mit den oben besprochenen mitgetheilten Erinnerungsurtheilen sind jene Aussagen, in welchen der Sprechende uns nicht seine eigenen Erinnerungen mittheilt, sondern von Ereignissen berichtet, die sich in der Vergangenheit zugetragen haben. Hieher gehören namentlich alle Berichte über geschichtliche Ereignisse, und ich möchte solche Urtheile des-

halb historische nennen. *Sigwart* hat das, was wir Erinnerungsurtheile und historische Urtheile nennen, unter dem Namen »erzählende Urtheile« zusammengefasst, und viele Logiker sind ihm darin gefolgt. Es besteht aber zwischen beiden Arten psychologisch ein wichtiger Unterschied. Das Präteritum der Erinnerungsurtheile enthält, wie oben dargethan wurde, eine Beziehung auf den Sprechenden. Das Präteritum der historischen Urtheile enthält diese Beziehung nicht. Dasselbe bezeichnet den mitgetheilten Vorgang nur als einen, der sich in der Vergangenheit abgespielt hat, und somit als einen Punkt in der abgelaufenen Zeitreihe. Die historischen Urtheile sind eigentlich Begriffsurtheile. Wenn ich sage: »Hannibal besiegte die Römer in vier Schlachten«, dann ist Hannibal ein Individualbegriff, zu dessen Merkmalen auch die Zeit gehört, in der er gelebt hat. Wir erhalten die historischen Urtheile fertig überliefert, und unsere Aufgabe ist es, die mitgetheilten Vorgänge zu anschaulichen Bildern zu reconstruieren. Dieser Auffordernng kommen wir jedoch oft in höchst mangelhafter Weise nach. Gar häufig geschieht es, dass von den historischen Urtheilen fast nur die Worte von uns aufgenommen und behalten werden. Es gehört zu den schwierigsten und zugleich wichtigsten Aufgaben des Geschichtsunterrichtes, bei den Schülern mehr als bloßes Wortwissen zu erzielen. Bei historischen Personen können Bildnisse, Charakterschilderungen, Anekdoten viel dazu beitragen, dieselben als Kraftcentra erscheinen zu lassen, von denen diese und keine anderen Wirkungen ausgehen können. Der Name Hannibal soll eine große Zahl von Vorstellungen, wenn auch unbewusst, erregen. Ebenso können wichtige Schlachten und Heereszüge durch graphische Darstellungen veranschaulicht werden. Das Wichtigste ist immer, die Ereignisse an die Örtlichkeiten zu binden und in die Zeitreihe fest einzugliedern. Namentlich das Letztere kostet oft große Schwierigkeiten und gelingt nur durch consequente und methodische Wiederholung. Die ereignisreichen und epochemachenden Jahre der Weltgeschichte sollen dadurch belebt werden, dass sie als Wirkung der vorangegangenen und als Ursachen der folgenden erscheinen. Die Personification des Jahres, die von den alten Babyloniern im reichsten Maße

geübt wurde, ist ja auch uns noch geläufig, und die Jahre 1789, 1813, 1848 werden vielfach als Kraftcentra gefasst, aus denen historisch bedeutsame Wirkungen hervorgehen. Der Neigung, die historischen Urtheile sich nur in der Form des Wortwissens anzueignen, muss, wie gesagt, auf das Energischeste entgegengearbeitet werden, wenn der historische Unterricht einen Wert haben soll.

Das Präteritum der historischen Urtheile hat eine ähnliche Bedeutung wie das Präsens der Begriffsurtheile. Dasselbe ist zwar nicht zeitlos, allein es wohnt ihm diese objectivierende Bedeutung inne wie jenem Präsens. Das »war« bedeutet auch hier, dass das mitgetheilte Ereignis einen Theil des historischen Geschehens bildete, und dass es seine Wirkungen äußerte.

Mitgetheilte Erwartungsurtheile zeigen einige bemerkenswerte Eigenthümlichkeiten. Im Erwartungsurtheile wird, wie oben dargestellt wurde, eine Phantasievorstellung des künftigen Geschehens dadurch gestaltet, dass ich dieses Geschehen als einen in der Gegenwart vorhandenen Keim, als einen vorhandenen, aber noch nicht ausgeführten Willensimpuls des gegenwärtig gegebenen Dinges fasse. Ich sage darin, was das Ding thun will, zu thun im Begriffe ist, und was also geschehen wird. Wer nun ein solches Urtheil hört, wird zunächst veranlasst, die darin gestaltete Phantasievorstellung auch selbst zu bilden. Zugleich muss er, um sich das Urtheil anzueignen, diese Phantasievorstellung ebenso gestalten wie der Urtheilende, und sie ebenfalls als in der Gegenwart vorhandenen Willensimpuls deuten. Thut er dies ohne weiteres, dann wird er bloß die praktischen Consequenzen aus der Erwartung ziehen. Nun hängt aber der Glaube an die Richtigkeit eines gehörten Erwartungsurtheiles nicht bloß von der Glaubwürdigkeit, sondern auch von der Urtheilsfähigkeit des Urtheilenden ab, und da überdies solche Urtheile doch nie mit voller Sicherheit gefällt werden können, sondern nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit, so werden sich beim Hörenden leicht Hemmnisse in der Aufnahme und Aneignung des Urtheils ergeben. Sagt mir z. B. jemand, der mit mir gemeinsam den Abendhimmel beobachtet: »Morgen wird es regnen«, dann werde ich leicht veranlasst werden, mich

nach den Anzeichen umzusehen, in denen mein Freund die Keime des morgigen Regens vorfindet. Finde ich keine, dann werde ich entweder sein Urtheil zurückweisen und sagen: »Morgen wird es nicht regnen«, oder ich werde ein Hindernis meiner Urtheilsfunction empfinden und dasselbe durch eine Frage zu beseitigen suchen. Diese Frage wird etwa lauten: »Woraus schließest du, warum glaubst du, dass es morgen regnen wird?« Vielleicht nennt er mir darauf ein von mir nicht bemerktes Anzeichen, oder verweist auf eine subjective Empfindung, etwa auf rheumatische Schmerzen, die er als Anzeichen kommenden Regenwetters zu deuten gelernt hat. Was hier meine Urtheilsbildung hemmt und die Frage veranlasst, ist nicht eine Lücke in dem zu gestaltenden Vorstellungsinhalte. Den morgigen Regen vermag ich mir leicht vorzustellen, allein der im gegenwärtigen Zustande liegende Keim, der Grund des Urtheils ist mir unbekannt, und diesen brauche ich, um das Urtheil zu verstehen und mir anzueignen. Man könnte solche Fragen Begründungsfragen nennen. Dieselben drängen sich, wenn wir Erwartungsurtheile hören, sehr häufig auf. Sehr oft beantworten wir uns dieselben gleich selbst und erwidern z. B. auf die gehörte Voraussage des morgigen Regens: »Du meinst, weil das Barometer gefallen ist.« Diese von uns selbst gegebene Antwort ist aber oft nur eine Vermuthung und veranlasst uns zu einer Wahrheitsfrage. So z. B. wenn wir wissen, dass unser Freund bei Witterungsänderungen rheumatische Schmerzen zu haben pflegt, werden wir auf seine Bemerkung: »Morgen wird es regnen« vielleicht antworten: »Hast du denn rheumatische Schmerzen?«

Begründungsfragen werden auch durch das eigene Denken veranlasst. Eine von uns bemerkte Veränderung, die mit unserer bisherigen Erfahrung nicht in Einklang steht, erweckt unser Staunen, und wir wollen die Ursache dieser Veränderung wissen. Unsere Urtheilsfunction ist gehemmt, und als Mittel, diese Hemmung zu beseitigen, erscheint uns oft eine Frage an einen Wissenden. Derartige Fragen nach der Ursache einer Erscheinung — man könnte sie Causalfragen nennen — gehen aber aus dem Urtheilsbedürfnisse hervor. Wir vermögen den wahrgenommenen Vorgang erst dann richtig

zu deuten, wenn wir das Kraftcentrum kennen, dessen Kraftäußerung wir vor uns haben. Dieses Kraftcentrum kann ein Ding, ein Ereignis, eine Beziehung sein. Unser Denken hat ja bereits solche Kraftcentra in der Form von Begriffen gebildet und bedient sich derselben. Man hat die Frage nach dem »Warum« vielfach als die Function der Causalitätskategorie, als eine ursprüngliche, nicht weiter zurückzuführende Anlage des Intellectes bezeichnet. Wir erblicken darin nichts anderes als die Wirkung der eingeübten Urtheilsfunction, und die Frage nach der Ursache ist nur ein Specialfall der Frage nach dem Subject. Hat einmal die Deutung der Vorstellungsinhalte die Urtheilsform angenommen, so ist die Frage nach der Ursache nichts anderes als die Frage nach dem Urheber, der Ausdruck des Bedürfnisses, die Vorgänge in die unserem Bewusstsein gemäße Urtheilsform zu bringen. Wir wollen wissen, wessen Thätigkeit ein Vorgang, eine Veränderung ist, und ebenso, wie im Laufe der Denkentwicklung an die Stelle des Willens die Kraft tritt, so wird der ursprünglich überall gesuchte persönliche Urheber zur unpersönlichen, abstracten Ursache.

Überlieferte Begriffsurtheile spielen in der Erziehung des Einzelnen sowohl, wie auch in der Entwicklung der Gesammtheit eine große Rolle. Die Aufnahme und Aneignung derselben ist viel schwieriger und erfolgt daher auch viel unvollkommener als bei den früher betrachteten Urtheilsarten. Die Elemente eines Begriffsurtheils, die Begriffe, sind selbst Niederschläge vieler vorausgegangener Urtheile. Wer nun ein Begriffsurtheil hört oder liest, der müsste, um es ganz zu verstehen, auch jene Urtheile bereits selbst erzeugt oder sich angeeignet haben, die zur Bildung der darin vorkommenden Begriffe geführt haben. Bei Urtheilen wie: »Der Mensch ist sterblich, der Baum ist eine Pflanze« ist das leicht, allein so selbstverständliche Urtheile werden nicht gerade häufig zum Gegenstande der Mittheilung gemacht werden. Solche Urtheile bildet jeder aus eigener Erfahrung selbst, wenn die Gelegenheit sich bietet. Hören oder lesen wir jedoch Urtheile wie: »Der Mensch ist ein Säugethier. Wärme ist mechanische Arbeit. Die Ehe ist ein Vertrag. Es wächst der Mensch mit

seinen höheren Zwecken. Was glänzt, ist für den Augenblick geboren«, so erfordert die Aufnahme und Aneignung derselben schon weit mehr Vorbildung und bereitwilliges Nachdenken. Die Reconstruction der Thatsachen, die in den gewählten Beispielen als Merkmale von Begriffen oder als Vorhandensein von Beziehungen gedeutet werden, ist durchaus nicht immer leicht. Gar häufig werden die in den Begriffen vorliegenden Verdichtungen fertig übernommen, und das Aneignen des Urtheils ergibt nur ein Wortwissen. Indem der Hörende fast nur die Worte merkt, bereichert sich seine Sprachkenntnis insoferne, als z. B. das Wort Wärme eine neue Bedeutung erhält und neue Associationen hervorruft. Diese Bereicherung bleibt jedoch gewissermaßen an der Oberfläche, sie dringt nicht in die Weltanschauung des Hörenden ein, setzt nicht seinen ganzen Intellect in Bewegung, wenn nicht zahlreiche früher gefällte Urtheile beim Hören des mitgetheilten Urtheils in seinem Inneren miterklingen. Man hört so oft von Kindern Ausdrücke gebrauchen, die sie nur aus fertig übernommenen Urtheilen kennen, aus Urtheilen, welche von ihnen nur als Wortwissen angeeignet wurden.

Der Schulunterricht muss hier ebenso wie bei den historischen Urtheilen darauf ausgehen, dass die Kinder die Urtheile, auf denen die Begriffe beruhen, selbst zu fällen in der Lage sind. Die Pädagogik nennt das: die Begriffe in der Seele des Kindes entwickeln, und man muss anerkennen, dass namentlich die Volksschule in dieser Beziehung, wenigstens hier in Österreich, Vortreffliches leistet. Im Gymnasium wird noch immer zu viel Wortwissen erzeugt.

Überlieferte Urtheile bilden einen großen Theil unseres Wissens, und zum nicht geringen Theile setzt sich unsere Weltanschauung aus solchen zusammen. Zu unserem geistigen Eigenthume werden diese Urtheile aber erst dann, wenn wir den mitgetheilten Inhalt in unserer Vorstellung reconstruieren und durch selbständige Urtheile gestalten. »Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen«, gilt besonders von den geistigen Schätzen, welche die Denkarbeit von Generationen aufgehäuft hat.

Die Aufnahme überlieferter Begriffsurtheile kann wiederum Fragen der mannigfachsten Art hervorrufen. Eine Hemmung

seiner Urtheilsfunction kann der Hörende oder Lesende bei solchen Urtheilen namentlich dadurch empfinden, dass er die gebrauchten Ausdrücke nicht versteht, die Begriffe noch nicht gebildet hat. »Was heißt, was bedeutet das?« wird man da zu hören bekommen. Neben solchen Fragen — man mag sie Aufklärungsfragen nennen — werden sich leicht auch die früher genannten Arten einstellen. Begriffsurtheile können Fragen nach Urtheilselementen, Wahrheits-, Begründungs- und Causalfragen veranlassen. Jedenfalls glauben wir die Frage richtig charakterisiert zu haben, indem wir sie auf das Staunen zurückführten und als Mittel bezeichneten, eine Hemmung der Urtheilsfunction zu beseitigen. Infolge der Geläufigkeit und Eingeübtheit des Urtheils nimmt die Frage dann die Form des Satzes an und vermag so den Punkt, wo der Fragende die Hemmung seiner Urtheilsfunction empfindet, genauer zu bezeichnen. Die Frage entwickelt sich im gegenseitigen Verkehre der Menschen, und man wird durch die Aufnahme überlieferter Urtheile veranlasst, über die Richtigkeit der Deutung nachzudenken. Dies führt uns von selbst dazu, die objective Bedeutung, die Geltung der Urtheile zu untersuchen, was die Aufgabe des nächsten Abschnittes bilden soll.

Fünfter Abschnitt.

Geltung des Urtheils.

---

1. Wahrheit und Irrthum im Urtheile; die Negation.

Durch die Urtheilsfunction macht der Mensch den irgendwoher gegebenen Inhalt zu seinem geistigen Eigenthume, indem er denselben analog seinen eigenen Willenshandlungen formt und zugleich dadurch objectiviert, dass er ihn als Thätigkeit oder als Zustand irgend eines Dinges auffasst. Die im Urtheile liegende Objectivierung und Herausstellung enthält somit implicite den Begriff der Wahrheit in sich, insofern nämlich jedes selbständig gefällte und naiv, d. h. ohne Nebenzweck hingestellte Urtheil schon in sich den Glauben enthält, dass der im Urtheile gedeutete Vorgang wirklich Ausfluss der im Subjectsworte zusammengefassten Kräfte, und natürlich auch, dass das im Subjectsworte zusammengefasste Kraftcentrum objectiv vorhanden ist. In diesem Sinne hat *J. St. Mill* recht, wenn er sagt: »Urtheilen und ein Urtheil für wahr halten ist dasselbe.« *) Wenn wir sagen, die Wahrheit liege implicite im Urtheilsacte, so meinen wir damit: Das, was wir später auf Grund langer Erfahrung im Urtheilen Wahrheit nennen, dazu liegen die Keime schon im primitiven Urtheilsacte enthalten. Der Bewusstseinszustand und die Beziehung, auf die wir reflectieren, wenn wir den Begriff der Wahrheit bilden, sind im Urtheilsacte enthalten. Damit sie aber zum Gegenstande

*) »Examination of Sir *W. Hamiltons* philosophy«, pag. 405.

der Aufmerksamkeit gemacht und so zum Begriffe erhoben werden können, müssen sie durch besondere Entwicklung zu lebendiger Deutlichkeit gebracht werden. Diese Entwicklung wollen wir kurz skizzieren.

Soll der Begriff der Wahrheit explicite möglich werden, dann muss der Mensch zuvor die Erfahrung gemacht haben, dass manche seiner Urtheile durch spätere Erfahrung sich als unrichtig erweisen. Dies musste besonders häufig in der Weise vorkommen, dass eine Wahrnehmung unrichtig gedeutet wurde, oder genauer gesprochen, dass eine spätere Wahrnehmung der Anlass wurde, ein anderes Urtheil zu fällen, als es auf Grund der früheren Wahrnehmung geschehen war. Denken wir uns z. B.: Jemand taucht einen Stab schief ins Wasser ein. Auf Grund der Gesichtswahrnehmung fällt er das Urtheil: »Der Stab ist gebrochen.« Beim Herausziehen merkt er nun, dass der Stab nicht gebrochen sei. Ähnliche Anlässe zur Rectificierung eines früheren Wahrnehmungsurtheils müssen sich naturgemäß sehr häufig einstellen. Man deutet ein Geräusch von ferne als das Rauschen eines Wassers, und es erweist sich als das Sausen des Windes; man glaubt, es donnert, und es rollt ein Wagen, oder umgekehrt. Namentlich aber muss es vorkommen, dass zwei Personen einen und denselben Vorgang verschieden deuten und diese Deutungen einander gegenüberstellen. Immer wird es dabei geschehen, dass zur Zeit der rectificierten Deutung auch noch die frühere eigene oder die vom anderen vorgeschlagene im Bewusstsein lebendig ist. Es wird sich demnach mit der Rectificierung eine Zurückweisung der früheren Deutung verbinden. Diese Zurückweisung ist namentlich auf niedriger Culturstufe gewiss immer mit lebhaften Gefühlen verbunden, und zwar mit umso lebhafteren, je größer und unmittelbarer das Interesse an der richtigen Deutung ist. Der Urtheilsact hat eben, wie jeder psychische Vorgang, seine biologische Bedeutung. Die Erhaltung des Lebens hängt ja vielfach von der richtigen Deutung der Wahrnehmungen ab und wird durch eine unrichtige gefährdet. Es wird somit die im Urtheilsacte vollzogene Deutung meist praktische Consequenzen haben und das Handeln bestimmen. Wer also eine solche Deutung zurückweist, der weist eben

damit ihre Consequenzen, und zwar vornehmlich diese, zurück, und eben deshalb ist diese Zurückweisung ein lebhafter, gefühlswarmer Willensact. Da nun dieser Willensact auch bei verschiedenen Inhalten der zurückgewiesenen Deutungen wesentlich derselbe bleibt, so wird er eben wegen der ihm innewohnenden starken Gefühlswärme leicht dazu gelangen, in einem eigenen Laute seinen sprachlichen Ausdruck zu finden. Ein solcher sprachlicher Ausdruck liegt nun vor in der Negation. Diese ist nichts anderes als der sprachliche Ausdruck für die Zurückweisung eines Urtheils. Jede Verneinung setzt also ein bejahendes Urtheil voraus. Nur ein Urtheil kann verworfen werden, nicht aber, wie *Brentano* will, eine bloße Vorstellung. Eine solche Verwerfung scheint mir etwas vollkommen Unmögliches. Ja, ich weiß gar nicht, wie ein solcher Gedanke überhaupt entstehen kann, und was es für einen Sinn hat, eine Vorstellung verwerfen. Sobald die Vorstellung einmal da ist, ist sie eine nicht aus der Welt zu schaffende Thatsache. Die Vorstellung kann aus dem Bewusstsein schwinden, und es kann auch gelingen, durch Hinlenken der Aufmerksamkeit auf etwas anderes dieses Schwinden herbeizuführen. Das ist aber kein Verwerfen der Vorstellung oder des vorgestellten Inhaltes. Das meint auch *Brentano* nicht. Wenn seine Behauptung einen verständlichen Sinn haben soll, so kann man unter Verwerfen eines vorgestellten Inhaltes nur verstehen, diesen Inhalt aus dem Reiche des Existierenden verbannen.*) In dem von *Brentano* gewählten Beispiele: »Es gibt keine Gespenster« werden also die Gespenster vorgestellt und dann durch einen Urtheilsact aus dem Reiche des Existierenden verbannt. Damit wird aber der vorgestellte Inhalt nicht verworfen, sondern immer nur das Urtheil: »Gespenster sind etwas Reales, Greifbares« zurückgewiesen. Immer muss die Vorstellung zuerst einer Deutung unterworfen werden, und erst diese Deutung kann zurückgewiesen werden. Die Negation ist, wie zuerst *Sigwart* gesehen hat, ein Urtheil über ein Urtheil und setzt ein affirmatives Urtheil voraus. *Brentano* und seine Schule kümmern sich eben nicht um die genetische Ent-

*) Vgl. oben S. 68 f.

wicklung der Phänomene. Sie wollen ein Inventar des entwickelten Bewusstseins aufnehmen und vergessen, dass man psychische Thatsachen gar nicht richtig beschreiben kann, wenn man über ihre Entstehung nicht ins Klare gekommen ist. Geleitet von dem *Aristoteles*'schen Satze, dass jeder Bejahung eine Verneinung entgegengesetzt werden kann, nehmen sie eine mögliche logische Hilfsoperation für eine psychologische Urthatsache und betrachten »Anerkennen und Verwerfen« für gleich ursprüngliche Beziehungen des Bewusstseins zum »intentionalen Object«. Wenn die betreffenden Forscher untersuchen wollten, was von dem anerkannten oder verworfenen Vorstellungsinhalte übrig bleibe, wenn man das Moment der Anerkennung und Verwerfung eliminiere, so würden sie wohl sich selbst gestehen müssen, dass dies nicht eine bloße Vorstellung, sondern eben ein Urtheil sei.

Sobald die Negation sprachlich fixiert ist, kann es leicht geschehen, dass sich das mit der Zurückweisung verbundene Gefühl durch häufige Wiederholung abstumpft. Dadurch wird die Negation nach und nach zum formalen Urtheilselemente, das sich zunächst eng mit dem Prädicatsverb oder mit der Copula verbindet. Die sprachlich ausgedrückte Zurückweisung eines Urtheils wird zu einem verhältnismäßig ruhigen Acte des Intellectes. Häufig enthält die Zurückweisung eines Urtheils den Antrieb, an die Stelle der falschen Deutung die richtige zu setzen. Wo die Zahl der Deutungsmöglichkeiten eine beschränkte ist, da kann sogar in der Zurückweisung, in der Negation selbst schon ein Hinweis auf die richtige Deutung liegen. In solchen Fällen verschmilzt die Negation leicht mit dem Prädicate zu einem neuen Begriffe, der durch häufige Anwendung immer reicher, immer positiver wird. »Unsterblich, unglücklich, ungern, unwillig, ungerecht« sind Beispiele solcher Verschmelzungen. Urtheile mit solchen Prädicaten enthalten, wie *B. Erdmann* *) richtig zeigt, immer noch die Zurückweisung, allein es liegen darin auch positive Bestimmungen vor.

Dass der Gefühlswert auch der als Urtheilselement fungierenden Negation nicht fehlt, das zeigt sich oft schon in der

*) Logik. I, S. 355.

energischen Betonung des »nicht«. Dass auch im entwickelten Denken die Zurückweisung kein bloß theoretischer Act des Intellectes ist, lässt sich an vielen Beispielen zeigen. Wenn *Julia* ruft: »Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche«, so weist sie *Romeos* Deutung des gehörten Lautes ab, weil die Consequenz daraus die Trennung wäre, und fügt eine andere Deutung hinzu, welche längeres Verweilen gestattet. Der Gefühlswert der Negation ist ferner noch lebendig in Zusammensetzungen, wie »Unsitte, Unart«, d. h. eine Sitte, eine Art, die nicht sein sollte, die ich nicht mag, die ich zurückweise.

Weitere Ausführungen über negative Urtheile gehören in die Logik, und man kann aus den betreffenden Abschnitten bei *Wundt*, *Sigwart* und *B. Erdmann* sehen, wie viel Richtiges und Bedeutendes diese Forscher aus der psychologischen Analyse der Functionen zu gewinnen gewusst haben. Hier genügt das Gesagte, da sich daraus die psychologische Natur des Wahrheitsbegriffes deutlich machen lässt.

Implicite ist, wie gesagt, die Wahrheit, d. h. der Glaube an die Richtigkeit der vollzogenen Deutung, in jedem naiv und ursprünglich gefällten Urtheile enthalten. Zum Bewusstsein wird aber die Wahrheit erst gebracht, wenn die Erfahrung die Möglichkeit des Irrthums gelehrt hat, und wenn durch den sprachlichen Ausdruck die Negation zu einem geläufigen Urtheilselemente geworden ist. Bei jedem gefällten Urtheile wird dann der Gedanke an eine mögliche Zurückweisung oder Negierung sich einstellen, und wenn das Urtheil gegen alle diese Möglichkeiten sich behauptet, dann stellt sich die Überzeugung ein, dass der thatsächliche Verlauf des Geschehens der getroffenen Deutung entsprechen werde. Erst durch die Zurückweisung der möglichen Negation, durch Negierung des Irrthums entsteht im Bewusstsein der Begriff der Wahrheit des Urtheils. Die Sprache bildet erst dann ihr »ja« aus, welches die Geltung eines Urtheils gegenüber allen Anfechtungen aufrecht hält. Dieses »ja« bleibt ein vom Urtheilsacte selbst verschiedener und auch im Bewusstsein getrennter Ausdruck der Zustimmung, weil eben nicht immer ein Anlass vorliegt, ein Urtheil zu vertheidigen. Schon dadurch, dass die Sprache die Bejahung viel weniger reich ausgebildet und weit weniger eng mit dem Satze

selbst verschmolzen hat, zeigt es sich, dass es besonderer Anlässe bedarf, die Wahrheit des Urtheils zum Bewusstsein zu bringen.

Die Wahrheit erscheint somit psychologisch als Unanfechtbarkeit, als ein Sichbehaupten, als ein Vertheidigen der vollzogenen Deutung. Was auf diese Weise vertheidigt werden kann, ist aber nur das Urtheil, und deshalb kann nur beim Urtheile von Wahrheit die Rede sein. Das bloße Vorstellen, das Fühlen, das Wollen enthält in sich nur die Thatsächlichkeit, die nicht angefochten, also auch nicht vertheidigt werden kann. Das Urtheil aber enthält mehr. Durch die Introjection eines Willens oder auf höherer Entwicklungsstufe einer Kraft in das Subject bekommt der so geformte Vorgang Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Das Urtheil enthält in sich die Überzeugung, dass der gesammte Vorgang auch bestehen bleibt, und dass das im Subjectsworte dargestellte Kraftcentrum fortwirkt, mag ich nun ein Urtheil darüber fällen oder nicht. Das ist die Bedeutung des Urtheilsactes, das ist das, was wir meinen, wenn wir urtheilen. *Bradley* hat in seiner Logik darauf aufmerksam gemacht, dass man bei der Vorstellung den psychischen Act von dem unterscheiden müsse, was dieser Act meine oder bedeute.*) Für die bloße Vorstellung könnte ich diesen Unterschied nicht gelten lassen und müsste *Bradley*, der verlangt, man solle zwischen »an idea as a fact« und »an idea as a meaning« unterscheiden, die Behauptung entgegensetzen: Eine Vorstellung ist nur als Thatsache und nicht als Meinung vorhanden. Das Urtheil hingegen ist beides. Als psychologische Thatsache ist es das Formen eines Vorstellungsinhaltes, und als Meinung, als Bedeutung ist es ein selbstständiger, von der Thatsache des Urtheilens unabhängig gedachter objectiver Vorgang.

Die Wahrheit ist nun eine Beziehung zwischen diesen beiden Seiten des Urtheilsactes, und ist demgemäß schon von altersher als Übereinstimmung des Denkens mit der Wirklichkeit definiert worden. Durch die erkenntniskritischen Betrachtungen haben sich jedoch dabei große Schwierigkeiten herausgestellt. Namentlich müsste der neukantianische Idealismus an dem Begriffe der Übereinstimmung Anstoß nehmen. Wenn

---

*) »Principles of Logic«, pag. 2 ff.

das Sein, wie es *Leclair* *) formuliert, immer nur gedachtes Sein, und das Denken immer das Denken eines Seienden ist, so können immer nur Bewusstseinsinhalte mit Bewusstseinsinhalten verglichen werden; allein die Übereinstimmung dieser gibt nicht den Begriff der Wahrheit. Die Beziehung setzt zwei verschiedene Glieder voraus. Sobald eines dieser Glieder eliminiert ist, hört die Beziehung auf, sie wird gegenstandslos. Es gibt für diesen Standpunkt eben nur eine Thatsächlichkeit, aber keine Wahrheit. Man hat versucht, den Begriff der Wahrheit dadurch zu retten, dass man ihn als Denknothwendigkeit fasste. Diese ist aber immer nur eine modificierte Thatsächlichkeit und keine Wahrheit. Es hat deshalb entschieden etwas für sich, wenn *Münsterberg* **) meint, der Standpunkt der reinen Erfahrung liege jenseits von Wahr und Falsch.

Ebenso vernichtet aber auch der Materialismus den Begriff der Wahrheit, indem er alle psychischen Vorgänge nur als Gehirnfunctionen, also eigentlich als physische Vorgänge aufzufassen gebietet. Auf dem Standpunkte des Materialismus ist das Urtheil nichts als ein chemischer Vorgang im Gehirne, also ebenfalls nur eine Thatsache, und es kommt eben allen Vorgängen nur Thatsächlichkeit, aber niemals Wahrheit zu. Man könnte vielleicht diesen Standpunkt als diesseits von Wahr und Falsch liegend bezeichnen.

Der Begriff der Wahrheit kann also nur auf Grund der Weltanschauung bestehen, aus welcher er entstanden ist, nämlich auf Grund der Annahme eines extramentalen, vom Urtheilenden unabhängigen Geschehens, dessen Gesetze und dessen thatsächlicher Verlauf vom Urtheilenden in der dem menschlichen Bewusstsein einzig möglichen Form bestimmt wird. Es sei gestattet, von diesem Standpunkte aus kurz das Wesen der Beziehung, die im Wahrheitsbegriffe liegt, zu erläutern.

Die Wahrheit eines Urtheils erfährt ihre Bestätigung auf zweifache Art, und zwar einerseits durch das Eintreffen der an ein Urtheil geknüpften Voraussagen, andererseits durch die Zustimmung der Denkgenossen. Die erstere Bestätigung

*) »Beiträge zu einer monistischen Erkenntnistheorie.« Breslau 1882, S. 19.

**) »Aufgaben und Methoden der Psychologie«, S. 29.

möchte ich die objective, die zweite die intersubjective nennen. Die objective Giltigkeit eines Urtheils erweist sich also dadurch, dass Voraussagen eintreffen, d. h. aber nur so viel, dass ich mich veranlasst sehe, diejenigen Urtheile zu fällen, die ich erwartet habe. Da ich mir das objective Geschehen nur in Form von Urtheilen zugänglich machen kann, so beschränkt sich die objective Bestätigung darauf, dass ich voraussage, was für Urtheile werden gefällt werden, und dass diese Urtheile dann wirklich gefällt werden. Sie werden aber — und jetzt kommt der Realismus zu seinem Rechte — nicht deshalb gefällt, weil ich sie vorausgesagt habe, sondern weil das im Subjectsworte zusammengefasste Kraftcentrum unabhängig von mir so fortgewirkt hat, wie ich es vermuthet hatte, als ich das erste Urtheil fällte. Mein Urtheil hat also dem wirklichen Verlaufe entsprochen. Dieser Ausdruck des Entsprechens wird allerdings an die Stelle der überlieferten Übereinstimmung zu treten haben. Derselbe drückt aus, dass zwischen dem wirklichen Vorgange und meinem Urtheile eine constante Beziehung herrscht. Die Urtheile sind Zeichen, aber nicht Bilder des wirklichen Geschehens, dass sie aber wirklich Zeichen sind, und auch eine objective Componente enthalten, das wird eben durch das Eintreffen der Voraussagen bestätigt.

Die intersubjective Bestätigung besteht in der Zustimmung der Denkgenossen. Diese wird selbstverständlich nicht jedesmal abgewartet, sondern vielmehr in dem sprachlichen Ausdrucke des Urtheils schon vorausgesetzt. Die allgemein in gleichem Sinne gebrauchten Wörter sind ja der Niederschlag zahlreicher übereinstimmend gefällter Urtheile. Sprechen heißt eben, wie *Humboldt* sagt, sein eigenes Denken an das allgemeine anknüpfen. Wer auf Grund einer Wahrnehmung sagt: »Es regnet«, behauptet damit schon, dass die Sprachgenossen, unter gleiche Bedingungen gestellt, dasselbe Urtheil fällen würden, und in der Thatsache, dass seine Worte wirklich verstanden werden, liegt schon die Bestätigung dieser Behauptung. Die intersubjective Bestätigung und Übereinstimmung wird eben wieder nur begreiflich unter der Annahme einer gemeinsamen, von den Individuen selbst unabhängigen Ursache, eines realen, extramentalen Vorgangs, während der

Idealismus zur Erklärung dieser Übereinstimmung die kühnsten Fictionen herbeiziehen muss.*)

Die Wahrheit des Urtheils ist also eine Beziehung zwischen dem Urtheile als psychologischer Thatsache und dem beurtheilten Vorgange, welchen eben das Urtheil bedeutet. Wir bezeichnen diese Beziehung als ein »Entsprechen« und finden das Eintreten, das Vorhandensein derselben abhängig vom Eintreffen der Voraussagen und von der Zustimmung der Denkgenossen. Die Wahrheit liegt implicite schon in den ersten naiv gefällten Wahrnehmungsurtheilen, insofern schon diese psychische Acte sind, die einen Vorgang formen und objectivieren. Damit diese Beziehung jedoch deutlich zum Bewusstsein komme und durch Reflexion zum Begriffe erhoben werden könne, dazu ist die Erfahrung des Irrthums nothwendige Bedingung. Erst dadurch, dass wir wiederholt in die Lage kommen, die im Urtheile vollzogene Deutung zu vertheidigen, gelangt das Wesentliche des Wahrheitsbegriffes zu genügender Klarheit. Die Wahrheit wird erst durch das Urtheil geschaffen und setzt das Vorhandensein psychischer Vorgänge und einer Außenwelt voraus. Sie ist verschieden von bloßer Thatsächlichkeit, und es ist ein schwerer, aber leider nicht seltener Denkfehler, von Wahrheit zu sprechen, wo nur Thatsächlichkeit gemeint sein kann. Es ist logisch ebenso unzulässig, die Wahrheit einseitig durch subjective, psychologische, wie durch objective Merkmale zu bestimmen. Die Wahrheit ist weder bloß Denknothwendigkeit, noch bloß objective Wirklichkeit. Sie ist eine Beziehung und setzt daher unbedingt zwei von einander verschiedene Glieder voraus. Wer eines dieser Glieder als nicht vorhanden betrachtet, hat damit dem Begriffe der Wahrheit den Boden entzogen und kann nur mehr von bloßer Thatsächlichkeit sprechen.

Es sei nun gestattet, diesen so klar gestellten Wahrheitsbegriff dadurch zu erläutern, dass wir versuchen, den Wahrheitswert der wichtigsten Arten der Urtheile, wenn auch nur in aller Kürze, zu prüfen.

Die ersten Urtheile, die gefällt wurden, sind zweifellos Urtheile, denen als Stoff die sogenannte äußere Wahrnehmung

*) Vgl. *Volkelt*, »Erfahrung und Denken«, S. 143 ff.

zugrunde liegt. Trotz der mannigfachen Sinnestäuschungen muss man zugeben, dass diesen Urtheilen ein sehr großer Wahrheitswert innewohnt. Werden doch die Sinnestäuschungen selbst nur durch andere, spätere Wahrnehmungen als solche erkannt. Dabei muss hervorgehoben werden, dass die Sinnestäuschungen, d. h. die unrichtigen Wahrnehmungsurtheile, meist durch Gesichts- oder Gehörs-, Geruchs- oder Geschmackswahrnehmungen veranlasst werden, während die Berichtigung auf Grund von Wahrnehmungen des Tastsinnes erfolgt. Die hohe Glaubwürdigkeit, die den Tasturtheilen zukommt, ist oft hervorgehoben worden, besonders eingehend in dem Buche von *Schwarz*, »Das Wahrnehmungsproblem«. Was wir sehen, kann ein Schein sein; was wir mit Händen greifen, hat für uns thatsächliche, »handgreifliche« Wirklichkeit. Der Grund für diese unzweifelhafte Thatsache mag wohl in der innigen Verbindung liegen, welche zwischen Tast- und Bewegungsempfindungen besteht. Bewegungsempfindungen aber sind es, welche schon dem Kinde die Vorstellung des Widerstandes vermitteln. Das Hindernis, die Bewegung auszuführen, mag sich schon dem Kinde als ein fremdes Etwas darstellen, in welches das Kind einen Willen hineinlegt, der dem seinigen entgegenwirkt. Englische Psychologen, namentlich *Bain*, haben vielfach auf diese Entwicklung hingewiesen und in dieser aufgezwungenen Anerkennung eines Hindernisses den Keim des Dingbegriffes erblickt. »A thing is an obstacle« lautet der kurze Ausdruck für diese Überzeugung. Auf Grund meiner Urtheilstheorie möchte ich den Satz umkehren und sagen: »Ein Hindernis ist ein Ding.« Was ich als Hindernis, als Widerstand empfinde, das muss ich infolge der in mir wirkenden Urtheilsfunction als ein wirkungsfähiges, selbständig existierendes Ding fassen.

Thatsache ist es jedenfalls, dass die Glaubwürdigkeit der Sinne durch die Sinnestäuschungen nicht erschüttert wird, und Thatsache ist es ebenfalls, dass die auf Grund von Wahrnehmungsurtheilen sich einstellenden Erwartungen in der Regel bestätigt werden, sowie, dass sie Zustimmung bei den Denkgenossen finden. Wir können also nicht umhin, die Wahrnehmungsurtheile im allgemeinen für wahr zu erklären, ja,

wir müssen sogar noch weiter gehen und behaupten, dass die Wahrheit der anderen Urtheile von ihrer Verificierbarkeit durch Wahrnehmungsurtheile abhängt, und dass sie ihre Glaubwürdigkeit daher beziehen. Bei den Erinnerungsurtheilen hängt die Wahrheit ohne Zweifel von der Deutlichkeit des Erinnerungsbildes ab. Solche Erinnerungsbilder sind in gewissem Sinne dann den Wahrnehmungen gleichwertig, und dieser Umstand mag für *Hume* der Anlass gewesen sein, im »*belief*« nichts anderes zu finden als ein deutliches, lebhaftes Vorstellen. Bei Erwartungsurtheilen, die ja Voraussagen sind, hängt die Wahrheit eben vom Eintreffen der Voraussage ab. Man kann hier eigentlich von Wahrheit nicht sprechen. Die Erwartungsurtheile sind *berechtigt*, wenn der gegenwärtige Zustand richtig gedeutet, die darin liegenden Keime des künftigen Geschehens richtig erkannt sind. Immer aber können noch Hindernisse eintreten und bewirken, dass der erwartete Vorgang ausbleibt. Bei Erwartungsurtheilen kann es sich also nur um *Berechtigung*, nicht um *Wahrheit* handeln.

Auch bei den Begriffsurtheilen ist die Wahrheit in letzter Linie abhängig von den zugrunde liegenden Wahrnehmungsurtheilen. Ist das Subjectswort ein sogenannter concreter Begriff, d. i. ein Träger von Kräften, die einer Anzahl wahrgenommener Objecte gemeinsam sind, so beruht das Begriffsurtheil zweifellos auf vorhergegangenen Wahrnehmungsurtheilen, deren Subjecte individuell bestimmte Dinge dieser Gattung waren. Diese Einzelurtheile, die im Prädicate übereinstimmen, veranlassen dazu, die in jedem einzelnen Falle beobachtete *actuelle* Wirkung als eine nicht dem einzelnen Individuum, sondern allen, also auch ihrem Begriffe immanente *potentielle* Wirkung zu betrachten. Sage ich z. B.: »Das Meer ist tief«, so beruht das Urtheil auf einer Anzahl von Wahrnehmungsurtheilen, in denen ich das Vorhandensein einer großen Wasserschichte als Tiefe des Meeres gedeutet habe. Die Wahrheit des Begriffsurtheils kann jeden Augenblick ad oculos demonstriert werden, indem ich die Bedingungen zur Bildung eines Wahrnehmungsurtheils schaffe. Zeigt sich bei einer solchen Probe der betreffende Meerestheil nicht als tief, dann wird die Geltung des Urtheils sofort eingeschränkt.

Etwas schwieriger ist es, die Geltung von Begriffsurtheilen auf die Geltung von Wahrnehmungsurtheilen da zurückzuführen, wo die Elemente des Urtheils abstracte Begriffe und somit erst das Product einer langen Denkentwicklung, erst der Niederschlag vieler vorangegangener Urtheile sind. Die Wahrheit eines Urtheils liegt, wie wir oben sagten, darin, dass die Deutung des Vorganges dem wirklichen Geschehen entspreche. Wenn ich nun frage, worauf diese Beziehung zwischen Urtheil und Beurtheiltem beruhe, so meine ich damit, worauf unser Glaube an das Vorhandensein dieser Beziehung gegründet sei. Was dieser Glaube psychologisch ist, das wird das nächste Capitel untersuchen. Hier handelt es sich darum, festzustellen, welche Urtheile es in letzter Linie sind, an die allgemein geglaubt wird. Frage ich nun z. B.: Worauf beruht der Wahrheitswert des Urtheils: »Freundschaft macht glücklich«? so werde ich zunächst zu fragen haben, wie ein solches Urtheil auf Grund eigenen Denkens gebildet werden kann. Das Subjectswort »Freundschaft« ist der Niederschlag vieler vorausgegangener Urtheile, und wer das Wort gebraucht, sagt damit schon, dass eine solche Beziehung für existierend, und die Urtheile, die dazu geführt haben, für wahr gehalten wurden. Was waren das nun für Urtheile? Jedenfalls hatten sie Vorgänge zum Gegenstande, in welchen ein Mensch im Interesse eines anderen handelte, sich für diesen hingab, ihm guten Rath ertheilte, oder dergleichen. Diese Urtheile beruhten doch gewiss auf sinnlichen Wahrnehmungen, und aus diesen erst hat sich der Begriff »Freundschaft« entwickelt. Wenn nun jemand im Vollgefühle seiner Freundschaft mit anderen, von welcher er eben einen Beweis gegeben oder erhalten hat, das auf allgemeine Giltigkeit Anspruch machende Urtheil fällt: »Freundschaft macht glücklich«, so beruht sein Glaube an die Wahrheit dieses Urtheils zunächst auf den Urtheilen, die zum Begriffe der Freundschaft geführt haben, und dann auf der Richtigkeit der Deutung dessen, was jetzt in ihm vorgeht, also auf einem Urtheile der inneren Wahrnehmung. Nicht jeder hat solche Wahrnehmungsurtheile gefällt, nicht jeder solche Glücksgefühle erlebt, und so wird die Zustimmung, die der Urtheilende findet, kaum eine allgemeine sein. Die Wahrheit des Urtheils

beruht auf den zugrundeliegenden Wahrnehmungsurtheilen, allein die Bedingungen solcher Wahrnehmungsurtheile sind nicht so leicht zu schaffen, die Verificierung daher nicht immer möglich.

Auch diejenigen Urtheile, denen die größte Überzeugungskraft, die größte Evidenz innewohnt, die mathematischen Urtheile, beziehen ihren Wahrheitswert von den zugrundeliegenden Wahrnehmungsurtheilen, oder besser von der Möglichkeit, die Wahrheit derselben in einem Wahrnehmungsurtheile zum Bewusstsein zu bringen. An der Wahrheit des Urtheils $2 \times 2 = 4$ kann niemand zweifeln, der den Sinn desselben versteht. Nach den obigen Auseinandersetzungen (S. 156) ist der Sinn dieses Urtheils der, dass ich das Vorhandensein der Gleichheitsbeziehung zwischen den beiden Größen behaupte. Nun kann ich mich hier jeden Augenblick durch sinnliche Wahrnehmung überzeugen, dass diese Beziehung wirklich besteht. Mag ich welche Gegenstände immer nehmen, die Beziehung wird sich als vorhanden, als wirksam erweisen. Die großen, sinnlich nicht vorstellbaren Zahlen lassen sich zum Zwecke der Verificierung in kleine, übersehbare zerlegen, und so wird die durch Anschauung kleiner Zahlen gewonnene Evidenz der Beziehungsurtheile auf die größeren übertragen. Treten dann an die Stelle bestimmter Zahlen algebraische, dann überzeugt man sich zunächst von der Richtigkeit der gemachten Operationen und gefundenen Formeln, indem man bestimmte Zahlen substituiert. Später stellt sich die Evidenz auch ohne solche Proben ein, allein dieselbe beruht doch immer auf der jeden Augenblick vorhandenen Möglichkeit, die Beziehungsurtheile durch sinnliche Wahrnehmung zu verificieren. So geht denn die Wahrheit der compliciertesten Begriffsurtheile schließlich auf die sinnliche Wahrnehmung zurück, und diese muss wenigstens psychologisch als letzte Quelle betrachtet werden. Inwieferne dies auch erkenntniskritisch standhält, wird später zu untersuchen sein.

Wir haben hier nur selbständige Urtheile betrachtet. Der Glaube an die Wahrheit überlieferter Urtheile beruht auf dem Glauben, dass der Mittheilende richtig gedeutet hat. Die Wahrheit des Urtheils ist aber eine Beziehung zwischen der Deutung

und dem Gedeuteten. Es kann also von einem Wahrheitswerte nur dort die Rede sein, wo eine eigene Deutung vorliegt, mag diese nun auf Grund eigener Wahrnehmung oder fremder Mittheilung erfolgt sein.

Unter welchen Bedingungen wir überlieferten Urtheilen Glauben schenken, und was dabei in uns vorgeht, das ist Gegenstand des nächsten Capitels. Es bleibt aber noch eine Classe von Urtheilen zu untersuchen, über deren Wahrheitswert meiner Überzeugung nach unrichtige Ansichten herrschen. Es sind dies die Urtheile, welche selbsterlebte psychische Phänomene zum Gegenstande haben, oder Urtheile der sogenannten »inneren Wahrnehmung«.

Die Urtheile der inneren Wahrnehmung haben, so hören wir häufig, eine unmittelbare und unzweifelhafte Gewissheit, sie sind evident. Dieser Ansicht bin ich nun genöthigt, auf das Entschiedenste entgegenzutreten. Die psychischen Vorgänge, der Gegenstand der inneren Wahrnehmung sind allerdings nur in einer Weise erlebbar, sie haben keine andere Seinsform, als die, in der wir sie erleben. Sie unterscheiden sich dadurch von den vorausgesetzten Vorgängen in der Außenwelt, zu der in diesem Sinne auch unser Körper gehört. Diesen schreiben wir außer dem Dasein, das sie als Bewusstseinsinhalte führen, noch ein anderes, eigenes, von uns unabhängiges zu. An dem Bilde, das wir uns von den Vorgängen machen, sind zwei Componenten, eine objective und eine subjective, betheiligt. Die psychischen Vorgänge hingegen erscheinen nicht, sie werden nur in einer Weise erlebt. Das ist zweifellos richtig, aber trotzdem müssen wir leugnen, dass die Urtheile, in welchen wir eigene Bewusstseinsphänomene beschreiben, in sich die Gewähr der Wahrheit haben. Es ist nämlich etwas ganz anderes, einen psychischen Vorgang erleben, und wieder etwas anderes, denselben beurtheilen. Die Vorgänge können zwar nur in einer Weise erlebt, aber in verschiedener Weise beurtheilt werden. Die psychischen Vorgänge werden als Thätigkeiten des Ich oder gewisser Theile des Ich, wie des Verstandes, des Gefühles, der Vernunft gedeutet, und diese Deutung birgt in sich keine Gewähr der Wahrheit. Es kann ja geschehen, dass

ich bei der Beurtheilung unrichtig analysiere, dass ferner die sprachliche Bezeichnung den Vorgang nicht richtig ausdrückt, indem noch eine individuelle Nuance da ist, die in Worten gar nicht ausgedrückt werden kann.

Wie oft spricht man von einem unsagbaren Etwas im Bewusstsein, von einem nescio quid, einem je ne sais quoi da drinnen und gibt damit selbst die Unzulänglichkeit des Urtheils zu. Übrigens liegt eine Fehlerquelle für Urtheile der inneren Wahrnehmung schon in der Sprache selbst. Diese ist ja durch sinnliche Eindrücke geweckt und entfaltet worden, und sinnliche Vorgänge waren ohne allen Zweifel die ersten, welche sprachlich bezeichnet wurden. Unter der Herrschaft der äußeren Eindrücke hat die Urtheilsfunction endlich im Satze ihre endgiltige Form gefunden, und nur in dieser Form vermögen wir uns die Außenwelt verständlich zu machen. Diese Form war längst fertig und geläufig, als eine späte Reflexion sich mit dem eigenen Seelenleben zu beschäftigen und dieses zum Gegenstande von Urtheilen zu machen begann. Man hat aber nicht nur diese fertige und ausgebildete Urtheilsfunction auf die Vorgänge im Bewusstsein angewendet, sondern hat auch die sprachlichen Bezeichnungen dafür in den seltensten Fällen neu gebildet, vielmehr meist Worte für sinnlich wahrnehmbare Vorgänge in übertragenem, bildlichem Sinne auf das Seelenleben angewendet. Im Laufe der Zeiten hat sich allerdings ein kleiner Sprachschatz für seelische Vorgänge gebildet, allein jedermann weiß, wie viel Verwirrung die Bildlichkeit der Termini in der Psychologie angerichtet hat und heute noch anrichtet. Die bilderstürmerische Thätigkeit, welche die moderne Psychologie aufgenommen hat, ist noch lange nicht zu Ende. Man sollte meinen, dass *Hume* den Glauben an die Substantialität des Ich für immer zerstört hat, allein noch immer erscheinen Bücher, in denen auseinandergesetzt wird, dass das Ich unter allen Dingen das gewisseste sei, und noch immer werden Änderungen und Störungen im Vorstellungs- und Gefühlsleben als Krankheiten oder Änderungen der Persönlichkeit gedeutet.

Die Urtheilsfunction selbst, die ja alle Vorgänge in das Schema von Ding und Thätigkeit bringt, kann der vollkommen

substratlosen Natur der psychischen Vorgänge, die niemals ein Sein, sondern immer ein Geschehen darbieten, gar nicht gerecht werden. Wenn man gesagt hat, statt: »Ich denke« müsse man sagen: »Es denkt in mir«, so steckt darin ein tiefer Kern von Wahrheit. *Wundt* hat am Schlusse seiner neu bearbeiteten »Vorlesungen über Menschen- und Thierseele« wahrhaft goldene Worte über diese Eigenthümlichkeit der psychischen Phänomene gesprochen, und ich möchte nur wünschen, dass dieselben ihre Wirkung thun.

Aus diesen Gründen bin ich nun nicht imstande zuzugeben, dass Urtheile der inneren Wahrnehmung eine unmittelbare und unzweifelhafte Gewissheit oder gar die Gewähr der Wahrheit in sich tragen. Im Gegentheile glaube ich, dass wahre Urtheile hier nur bei großer Vorsicht und erst nach einiger Übung gewonnen werden können. Man muss alles aufbieten, um die in der Urtheilsfunction liegende Personification zu eliminieren, und immer wieder betonen, dass man mit dem Urtheile nichts anderes will, als den Vorgang so beschreiben, dass ihn der Hörer oder Leser in sich nacherzeugen oder, wenn er ihn erlebt, wieder erkennen kann. Erst in den mit solchen Beschreibungen erzielten Zustimmungen von Denkgenossen und in dem Eintreffen von Voraussagen liegt auch hier wie bei anderen Urtheilen die Gewähr der Wahrheit.

Wer den Aussagen über eigene Erlebnisse unbedingte Wahrheit zuschreibt, der verwechselt wieder, wie oben ausgeführt wurde, Wahrheit mit bloßer Thatsächlichkeit. Der Grund für diese so vielfach verbreitete Ansicht scheint mir übrigens auch darin zu liegen, dass Urtheile über eigene psychische Vorgänge ja von niemandem angefochten werden können. Niemand kann ja, um es recht trivial auszudrücken, in mich hineinschauen, und eben deswegen bin ich geneigt, diese scheinbare Unanfechtbarkeit meines Urtheils für Wahrheit zu halten. Indessen sind ja, wie bekannt, Selbsttäuschungen gar nicht selten, schon deshalb, weil ja vielfach unbewusste psychische Vorgänge einen wesentlichen Factor unseres Seelenlebens bilden, der sich der unmittelbaren Beobachtung entzieht, dessen Wirkungen aber auch von mir selbst nachträglich erkannt werden können. Auch ist es nicht einmal richtig, dass

meine Urtheile über mein Seelenleben vollkommen unanfechtbar sind. Ein Freund, der mich genau kennt, kann gar leicht in die Lage kommen, meinen Seelenzustand richtiger zu beurtheilen als ich selbst. Ein so großer Seelenkenner wie *Goethe* schreibt einmal an *Schiller*: »Fahren sie fort, mich mit mir selbst bekannt zu machen«, und bestätigt damit gewiss die obige Behauptung.

Die Urtheile der inneren Wahrnehmung sind ebensosehr Objectivierungen, Formungen und Gliederungen eines gegebenen Inhaltes und tragen in sich durchaus nicht die Gewähr dafür, dass dieser Inhalt richtig gedeutet ist. Ja, die Gefahr eines Irrthums liegt hier infolge der substratlosen Natur der psychischen Phänomene noch näher als bei den Urtheilen der äußeren Wahrnehmung. Wahr ist, dass die psychischen Vorgänge unmittelbar erlebt werden, und dass ihnen kein von diesem Erlebtwerden verschiedenes Sein zukommt, oder anders ausgedrückt, dass sie nicht erscheinen, sondern nur in einer Weise vor sich gehen. Die auf sie angewendete Urtheilsfunction verwischt schon an und für sich ihr eigentliches Wesen und kann nur durch sorgsame Eliminierung jeder Personification zu richtiger Beschreibung werden. *Descartes* hatte also nicht das Recht, sein »cogito, ergo sum« als erste und sicherste Wahrheit hinzustellen. Denn sowohl das »Ich« als auch das »denke« und »bin« sind Producte, in denen der wirkliche Vorgang den einen, die Urtheilsfunction den anderen Factor bildet.

Trotzdem aber werden Urtheile der inneren Wahrnehmung immer in hohem Grade unsere eigene Zustimmung, werden sie immer Glauben finden, weil sie eben, wie bereits bemerkt wurde, unanfechtbar scheinen. Diese Zustimmung zu einem Urtheile ist aber mit der Wahrheit desselben durchaus nicht identisch. Ist es doch gewiss Thatsache, dass vielfach wahre Urtheile nicht geglaubt werden, während unwahre Zustimmung finden. Worin besteht nun psychologisch das, was wir Zustimmnng, Glaube, Anerkennung nennen? Soviel ist jetzt schon klar, dass dieser psychische Act sowohl das Urtheil als auch den Begriff der Wahrheit voraussetzt. Wir wollen nun versuchen, die als thatsächlicher Vorgang jedem bekannte Zu-

stimmung zu einem Urtheile, oder den Glauben an die Wahrheit eines Urtheils psychologisch zu analysieren und damit das Verhältnis zwischen Glaube und Urtheil klarzustellen.

2. Glaube und Urtheil.

Wie schon oben bemerkt wurde, liegt ein Act des Glaubens schon implicite im Urtheilsacte selbst. Jedes selbstgefällte Urtheil enthält in sich den Glauben an die Richtigkeit der durch dasselbe vollzogenen Deutung. Dieser, ich möchte sagen, embryonale Glaube enthält aber noch gar nichts von dem Seelenzustande, den wir im entwickelten Bewusstsein Glaube oder Zustimmung nennen. Damit dieser Zustand entstehe, dazu muss nicht nur die Urtheilsfunction, sondern auch schon der Wahrheitsbegriff ausgebildet sein. Die Wahrheit eines Urtheils ist keineswegs Bedingung für den Glauben. Es ist gewiss überflüssig, darauf hinzuweisen, wie viele unwahre Urtheile geglaubt worden sind und noch geglaubt werden. Auch macht sich der Glaube am meisten bemerkbar bei Urtheilen, denen Phantasievorstellungen zugrunde liegen, und bei solchen, die auf Zukünftiges gehen, wo also die Wahrheit des Urtheils gar nicht oder noch nicht aufgezeigt werden kann. Man weiß, wie heftig gerade der Glaube an religiöse Dogmen vertheidigt und verfochten wurde, und gerade da ist es ja fast unmöglich, sich von der Wahrheit der Urtheile zu überzeugen. Der Glaube muss also eine andere psychologische Quelle haben, und diese scheinen mir die Engländer sehr richtig im Gefühl gefunden zu haben.

Der Gegensatz vom Glauben ist nicht Unglaube, sondern Zweifel. Dieser wird ja allgemein zu den Gefühlen gerechnet, und so wird auch der Glaube vorwiegend Gefühl sein. Ich sage vorwiegend; denn darüber besteht ja kein Streit mehr, dass die wirklich erlebten Seelenzustände niemals nur aus einem elementaren Vorgange bestehen, sondern immer aus Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselementen zusammengesetzt sind. Die Benennung und Einordnung geschieht jedoch nach dem vorherrschenden Elemente, und dieses ist beim Glauben das Gefühl.[1]

Um Missverständnissen vorzubeugen, muss ich noch hervorheben, dass ich hier Glauben nicht etwa im Gegensatze zu Wissen betrachte, sondern darunter vielmehr ganz im allgemeinen das Fürwahrhalten verstehe, unter welchem Begriffe *Wundt**) Glauben und Wissen zusammenfasst. *Wundt* unterscheidet beide dadurch, dass der Glaube aus Zeugnissen subjectiver, das Wissen aus Zeugnissen objectiver Art hervorgehe. Das subjective Fürwahrhalten hängt auch nach *Wundt* mit Gefühlen zusammen, das objective, das er Wissen oder Gewissheit nennt, lässt er lediglich aus intellectuellen Momenten entstehen. Dem gegenüber möchte ich nun hervorheben, dass nach meiner Meinung jedes Fürwahrhalten eines Urtheils, mag es nun Glaube oder Wissen sein, sobald es nur deutlich zum Bewusstsein kommt und mehr ist als der Urtheilsact selbst, sich als Gefühl kundgibt. Natürlich habe ich dabei nur die psychologische Natur des wirklichen Erlebens im Auge, keineswegs die logische oder erkenntniskritische Berechtigung.

Ich verkenne nicht, dass der Terminus Glaube für diese ganz allgemeine Art des Fürwahrhaltens nicht ganz geeignet ist. Das englische *belief* ist besser, weil es nicht so sehr die religiösen Associationen weckt wie unser »Glaube«; allein da kein passenderer Ausdruck zur Verfügung steht, so will ich das Wort Glaube beibehalten, nur möchte ich bitten, darunter nichts anderes zu verstehen als ein deutlich bewusstes, d. h. also gefühltes Fürwahrhalten.

Was ist nun Glaube in diesem Sinne? Wodurch wird dieses Gefühl hervorgerufen, das zu dem Urtheile hinzutritt, es durchdringt und eben zu einem fürwahrgehaltenen macht? Dieses Gefühl besteht, wie ich auf Grund der Selbstbeobachtung zu finden glaube, darin, dass ich die im Urtheile enthaltene Deutung in Übereinstimmung zu bringen vermag mit meinem sonstigen Denken und Fühlen, dass ich in diesem Urtheile streng genommen nur eine Fortsetzung und Weiterführung dessen erblicke, was ich sonst gedacht und gefühlt habe. Der Glaube ist das Gefühl des Zusammenstimmens mit meinem bisherigen Bewusstseinsinhalte, mit meiner bisherigen Welt-

*) Logik. I, S. 412.

anschauung. Sowie der Zweifel aus dem Widerstreite eines Urtheils mit meinem sonstigen Denken entsteht, so ist das Gefühl des Glaubens eine Folge der Übereinstimmung. »Ist doch der Glaube nur das Gefühl der Eintracht mit dir selbst« sagt *Grillparzer* und hat meiner Meinung nach damit die psychologische Natur des Glaubens sehr treffend charakterisiert. Der von *Avenarius* *) mit dem Terminus »Fidential« bezeichnete »Charakter« gewisser E.-Werte ist der Ausdruck eines ähnlichen Gedankens.

Wie jedes Gefühl hat auch der Glaube Intensitätsabstufungen, und wir wollen durch Betrachtung dieser Seite unsere Theorie erläutern und auf die Probe stellen. Dabei muss jedoch zwischen selbständigen und überlieferten Urtheilen streng geschieden werden.

Jedes selbständig auf Grund eigener Wahrnehmungen oder eigener Vorstellungsverknüpfungen gefällte Urtheil enthält, wie oben bereits erwähnt, in sich den Glauben an seine Richtigkeit. Es ist dies nach unserer jetzigen Erklärung noch begreiflicher. Mein Urtheil ist ja meine auf Grund meines bisherigen Wissens ausgeführte That und ist daher selbstverständlich in Übereinstimmung mit meiner ganzen Persönlichkeit. Allein dieser Glaube bleibt dabei embryonal und kommt nicht selbständig zum Bewusstsein. Auch geschieht es gar oft, namentlich wenn es sich um complicierte Denkobjecte handelt, dass mir das Urtheil zunächst nur als Vermuthung, als Versuch, als Frage sich aufdrängt. Wenn dann nun ein solcher Einfall, nachdem er formuliert ist, fortwährend Unterstützung aus meinem Wissensbereiche erhält, wenn immer neue Einfälle zuschießen, die den ersten bestätigen, dann wird das Urtheil zur Überzeugung, dann kommt die Übereinstimmung mit meinem bisherigen Denken, mit meiner Weltanschauung immer deutlicher zum Bewusstsein, und dann gesellt sich zu dem Urtheile das Gefühl des Glaubens, durchdringt es immer mehr und macht es gleichsam zu einem Theile meiner Persönlichkeit. Ich habe diese Vorgänge gerade bei der hier vertheidigten Urtheilstheorie in reichstem Maße erlebt und bin überzeugt,

---

*) Kritik der reinen Erfahrung. II. S. 31 f.

jeder, der einmal die Lösung eines Problems selbst gefunden zu haben glaubt, wird mir das nachfühlen. Das Gefühl des Glaubens wird dabei allerdings nicht ganz rein zum Bewusstsein kommen, indem sich die davon ganz verschiedene Freude am Gelingen dazugesellt.

Wesentlich anders stellt sich der Vorgang bei der Auffassung mitgetheilter Urtheile. Während ich bei selbständig gefällten Urtheilen einen irgendwie gegebenen Inhalt zerlegend forme und gliedere und dabei das Gefühl selbständiger, eigener Thätigkeit habe, muss ich bei Auffassung eines mitgetheilten Urtheils zunächst synthetisch vorgehen. Es wird von mir verlangt, dass ich den in die Urtheilsform auseinandergelegten Inhalt zu einem einheitlichen Bilde zusammenfüge und möglichst anschaulich und lebendig vorstelle. Damit ist häufig meine Aufgabe beendet. Namentlich bei Beschreibungen und Berichten über erlebte Vorgänge, die wir hören oder lesen, haben wir die mitgetheilten Urtheile dann aufgefasst, wenn ein anschauliches Bild des geschilderten Vorganges vor unserem inneren Auge steht. Dabei ist zunächst von Glauben keine Rede, weil ja gar nicht geurtheilt, sondern nur vorgestellt wird. Oft ist es jedoch nöthig, dass wir den durch die mitgetheilten Urtheile gewonnenen neuen Vorstellungsstoff selbst wieder so formen, wie es der Mittheilende in seinem Urtheile gethan hat. Da entstehen nun die verschiedenen Phasen und Intensitätsstufen des Glaubens, von denen wir oben sprachen.

Die geringste Intensität des Glaubens wird sich da einstellen, wo ich bei Anhörung des Urtheils in meinem sonstigen Bewusstseinsinhalte nichts finde, was dem gehörten oder gelesenen Urtheile widerspricht. Theilt mir z. B. jemand mit, er sei gestern im Theater gewesen, so werde ich, wenn die Person sonst glaubwürdig und mir als gelegentlicher Theaterbesucher bekannt ist, einfach nicht zweifeln und ihn etwa fragen, wie er sich unterhalten habe. Der Glaube wird einfach darin bestehen, dass ich in meinem Bewusstseinsinhalte nichts finde, was der gehörten Thatsache widerspräche. Dieser indifferente Glaube, wie ich ihn nennen möchte, kommt im gewöhnlichen Leben sehr häufig vor. Das Urtheil stimmt mit

meinem sonstigen Bewusstseinsinhalte überein, insoferne es ihm nicht widerspricht; allein es erweckt nicht lebhafte Zustimmung. Es ist wie mit einer Symmetrie, die nicht reich genug zur Geltung kommt. Eine solche Figur, etwa eine Ellipse, in der die beiden Achsen nicht gezogen sind, ist nur insoferne symmetrisch, als sie nicht durch Asymmetrie das Auge verletzt, allein das durch Bewegungsempfindungen von mäßiger Intensität hervorgerufene ästhetisch wohlthuende Gefühl der Symmetrie stellt sich nicht ein.

Die Intensität des Glaubens kommt besonders deutlich dann zum Bewusstsein, wenn wir in die Lage kommen, ein Urtheil zu vertheidigen, oder überhaupt, wenn uns ein Urtheil mitgetheilt wird, das mit früher geglaubten im Widerspruche steht. Namentlich wenn die Autorität des Mittheilenden eine große ist, wird die innere Bewegung oft heftig werden. Der Autoritätsglaube, der noch wenig einer psychologischen Analyse unterzogen wurde, scheint mir überhaupt meine Auffassung in hohem Grade zu bestätigen. Der Vater, der für seine jungen Kinder eine Autorität ist, wird bei ihnen unbedingten Glauben finden, weil ihre kleine Weltanschauung ganz über den Haufen geworfen würde, wenn sie an die Richtigkeit der vom Vater gefällten Urtheile nicht glauben sollten. Jeder, der für mich Autorität ist, ist es dadurch, dass seine Glaubwürdigkeit, seine Wahrhaftigkeit und seine Urtheilsfähigkeit für mich feststeht und zu dem Inventar meiner Seele gehört. Der Autoritätsglaube erfährt natürlich mit zunehmendem Alter fast bei jedem Menschen Erschütterungen, und diese sind bekanntlich oft mit den heftigsten Gemüthsbewegungen verbunden. Namentlich ist dies in religiösen Dingen der Fall, wo der Glaube ja ganz auf Autorität beruht; hier sind die Änderungen des Glaubens deshalb oft mit so heftigen Gemüthsbewegungen verbunden, weil hier eine ganze, in sich geschlossene, reich ausgebildete Weltanschauung zerstört wird. Die Intensität des Glaubens hängt eben auch von der Zahl der Fäden ab, durch welche das zu glaubende Urtheil mit meiner Persönlichkeit, mit dem, was ich denke und bin, zusammenhängt. Irgend eine einzelne Thatsache kann ich glauben oder auch nicht, ohne dass mein ganzes Gedankensystem bewegt

wird. Wo es sich aber, wie in religiösen Dingen, um die ganze Weltanschauung handelt, da ist Glaube und Unglaube gleich intensiv und wird deutlich gefühlt.

Ebenso wird in wissenschaftlichen und politischen Fragen mit viel Intensität geglaubt, weil auch hier eine einheitliche, reich ausgebildete Welt- und Lebensanschauung in Betracht kommt. Hier wird auch eine einzelne Thatsache oder Thatsachengruppe oft den intensivsten Glauben oder Unglauben finden. Auch hier spielt Autorität und Glaubwürdigkeit eine große Rolle. Wir glauben das, was wir in Übereinstimmung bringen können mit dem Ganzen unserer Überzeugungen, alles andere weisen wir meist ab. Neuen Thatsachen, die uns mitgetheilt werden, bringen wir, sobald dieselben in unsere Weltanschauung nicht passen, zunächst Zweifel entgegen. Wird dann die Autorität der Mittheilenden immer stärker, so wird der Zweifel schwächer, oder er macht wohl einem indifferenten Glauben Platz. Wir können die Thatsachen nicht mehr bestreiten, allein wir glauben sie solange nicht, als es uns nicht gelingt, dieselben in unsere Weltanschauung oder in die wissenschaftlichen Überzeugungen auf diesem Gebiete einzufügen und mit diesen in Einklang zu bringen. Da man psychische Vorgänge nur an selbsterlebten Beispielen schildern kann, so sei es mir gestattet, das eben Gesagte an einem solchen Beispiele zu illustrieren.

Die hypnotischen Erscheinungen waren für mich, als sie mir gegen das Ende der Siebzigerjahre aus den Schriften der Franzosen und gelegentlichen Zeitungsnotizen entgegentraten, etwas ganz Neues, Unbegreifliches. Eine lange Zeit hindurch verhielt ich mich skeptisch dagegen und betrachtete die Hypnotiseure und Hypnotisierten als Schwindler und Simulanten. Wie aber das Material immer wuchs, wie ich erfuhr, was Männer wie *Charcot, Richet, Bernheim* auf ihren Kliniken vor vielen Zeugen beobachteten und in streng fachwissenschaftlichen Zeitschriften publicierten, da konnte ich nicht gut an der Wahrheit gewisser Thatsachen zweifeln, allein mein Glaube war ein indifferenter. Ich wäre schwerlich je auf den Gedanken gekommen, eine solche Thatsache psychologisch zu verwerten, d. h. in meine Gedankengänge

mischte sich der Hypnotismus nicht, er blieb abseits liegen. Da hatte ich vor einigen Jahren durch die Gefälligkeit eines befreundeten Arztes Gelegenheit, einige Versuche aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Da gelang es mir nun bald, diese Thatsachen wenigstens im allgemeinen in meine psychologischen Überzeugungen einzufügen. Erst von da an fällt es mir nicht mehr ein, an den Thatsachen der Hypnose zu zweifeln, und ich bin mir derselben beim Nachdenken über psychologische Fragen immer bewusst, sie gehören, wenn ich so sagen darf, zu meinem psychologischen Inventar. Erst seitdem dies der Fall ist, glaube ich wirklich daran. Als zweites Beispiel möchte ich die Erscheinungen der Telepathie anführen. Hier stehe ich noch immer auf dem Standpunkte der Ablehnung und vermag also die Erscheinungen noch nicht in mein Denken einzubeziehen. Ja, ich muss sagen, dass ich mich durch die bisher bekannt gewordenen Thatsachen auch noch gar nicht bewogen gefühlt habe, den Versuch einer solchen Einfügung zu machen.

Selbstverständlich beabsichtige ich nicht, mit diesen Bemerkungen etwas zur Erklärung der Hypnose oder Telepathie beizutragen, bin auch nicht so unbescheiden, anzunehmen, dass jemanden meine Stellung zu diesen Problemen oder die angedeutete Theorie der Hypnose interessiert. Ich habe die Beispiele nur gewählt, weil mir die dabei erlebten Phasen des Glaubens besonders lebhaft in Erinnerung waren.

Dass der Glaube Intensitätsabstufungen habe, das wussten auch die Religionsstifter sehr gut, denn sie verlangen alle Stärke und Festigkeit im Glauben. Das Fürwahrhalten dessen, was die religiösen Schriften lehren, darf kein indifferentes sein, es muss das ganze Bewusstsein durchdringen und die Weltanschauung des Gläubigen bestimmen. Nur ein solcher Glaube kann Berge versetzen. Nicht zweifeln ist hier viel zu wenig.

Unsere hier vorgebrachte Erklärung des Glaubens wird ferner durch die Thatsache bestätigt, dass Kinder und Ungebildete so leichtgläubig sind. Die Weltanschauung des Kindes ist in keiner Weise fertig. Überall sind da offene Fragen, und die darauf erfolgenden Antworten, sowie überhaupt alle dem Kinde mitgetheilten Urtheile sind die Bausteine, aus denen

sich seine Weltanschauung zusammensetzt. Glauben heißt eben sich aneignen, in seine Gedankenwelt einfügen. Zu Beginn des Denklebens wird aber alles Gehörte angeeignet und deshalb geglaubt. Hat sich jedoch ein fester Stock für wahr gehaltener Urtheile gebildet, dann wird nicht mehr jedes Urtheil, das einem irgendwie zugemittelt wird, geglaubt, sondern nur diejenigen, die ich mir aneignen, die ich in meine Gedankenwelt einfügen kann, ohne dass sich ein Widerspruch geltend macht, oder erst, nachdem derselbe zum Schweigen gebracht wurde.

Eine weitere Bestätigung für meine Theorie, dass der Glaube etwas zum Urtheile hinzutretendes sei, und dass er in dem Gefühle der Übereinstimmung bestehe, liefert die Thatsache, dass oft eigene Einbildungen, ja manchmal sogar eigene Lügen geglaubt werden. Wir stellen alles, was wir vorstellen, existierend vor, auch die Gebilde unserer Phantasie, allein wir versagen den darauf gegründeten Existentialurtheilen in normalen Verhältnissen den Glauben.

Wir fassen, genauer gesprochen, die vorgestellten Vorgänge nicht als Thätigkeit der unabhängig von uns bestehenden Wesen auf, sondern betrachten sie als Schöpfungen der Phantasie. Je länger wir uns aber damit beschäftigen, je ernster wir sie nehmen, je mehr sie zu einem Theile unseres Ich werden, desto stärker ist der Anlass, diese Phantasieerzeugnisse für wirkliche Dinge zu halten. *Avenarius* würde sagen: Je eingeübter die Schwankung, desto grösser das Fidential und speciell das Existential der betreffenden E.-Werte. Die vielen mythischen Personen, die Gottheiten, die Dämonen sind auf diesem Wege Gegenstände festen Glaubens geworden. Durch Überlieferung gesellt sich die Autorität hinzu, und die späteren Generationen glauben an diese Wesen, weil sie ihnen in autoritativ mitgetheilten Urtheilen als existierende, wirkliche Wesen entgegentreten. Immer aber bleiben es Phantasiegebilde, die nur deshalb für wirklich gehalten werden, weil sie Elemente der Weltanschauung geworden sind. Werden uns nun Thatsachen bekannt, die sich mit der Existenz dieser liebgewordenen Phantasiegebilde nicht vereinigen lassen, so entsteht der Zweifel, welcher, wie schon das

deutsche Wort sagt, eine Entzweiung des Ich herbeiführt. Diese kann mit so heftigen Unlustgefühlen verbunden sein, dass die Vernichtung des Daseins als eine Erlösung erscheint.

Damit der Glaube an Phantasiegebilde ein fester werde, dazu bedarf es vor allem der Zustimmung der Denkgenossen. Nur selten werde ich an meine eigenen Phantasiegebilde glauben, wenn sich bei den Stammesgenossen nicht ähnliche finden, und das scheint mir für den Ursprung der Religion von Bedeutung. Die auf Träumen und phantasievollen Deutungen der Naturereignisse beruhenden Göttergestalten konnten schwerlich zum Gegenstande festen und starken Glaubens werden, wenn sie nicht von mehreren in ähnlicher Weise erlebt und durch gegenseitige Mittheilung bestätigt worden wären. Die Religion ist also überall ein Product des Zusammenlebens und trägt deshalb socialen Charakter. Immer aber ist der Glaube nur dann ein fester, wenn das Urtheil mit der Persönlichkeit, der Weltanschauung des Glaubenden eng verwachsen ist.

Der Glaube an eigene Lügen ist zwar viel seltener als der an phantasievolle, durch Wahrnehmung nicht zu bestätigende Deutungen von Naturereignissen, allein dass er vorkommt, wird doch mehrfach bezeugt. Die Lüge ist bisher viel mehr vom ethischen Standpunkte betrachtet als psychologisch untersucht worden. Die Lüge ist ein Urtheil, das in der Absicht ausgesprochen wird, um in dem Hörenden Vorstellungen zu wecken, die ihn zu unrichtigen Urtheilen führen müssen. Die Lüge hat vornehmlich biologischen Charakter, und sie wird als ein Mittel betrachtet, sich Lustgefühle zu verschaffen oder Unlustgefühle abzuwehren. Wer nun eine Lüge oft wiederholt und sich dabei so benimmt, als halte er das Lügenhafte für wahr, und dieses Spiel längere Zeit hindurch fortsetzt, bei dem geschieht es zuweilen, dass seine Lügen so sehr zum integrierenden Bestandtheile des Ich werden, dass er selbst sie für wahr hält:

»Er ward vom Schelm zum Thor mit grauem Haupte,
Der seine eigenen Lügen endlich selber glaubte,«

sagt *Grillparzer* von einem berühmten Staatsmanne.

So entsteht denn der Glaube überall, wo die Übereinstimmung eines Urtheils mit unserer bisherigen Welt-

anschauung deutlich zum Bewusstsein kommt. Das Unbegreifliche, das wir uns nicht aneignen können, vermögen wir auch nicht zn glauben. »Lehrt mich mein Glück begreifen, dass ich's glaube«, sagt Maria Stuart zu Mortimer.

Wenn wir aber einem Urtheile Glauben beimessen, so heißt das soviel als: wir halten die darin vorgenommene Deutung für richtig. Es kann also nur ein Urtheil für wahr gehalten, geglaubt werden. Wenn ich nun sage: »Ich glaube an Gott«, dann heißt das soviel als ich halte das Urtheil: »Gott existiert« für wahr. Gerade solche Urtheile sind jedoch besonders häufig Gegenstand des Glaubens. Besonders in der jüngsten Zeit, wo der auf *Kant* zurückgehende erkenntniskritische Idealismus von hervorragenden Naturforschern anerkannt wurde, hört man vom Glauben an eine Außenwelt, vom Glauben an Atome sprechen. Der Sinn solcher Aussprüche kann nur sein: die Urtheile: »Eine Außenwelt existiert«, »Es gibt Atome« sind wahr und stimmen mit meiner Weltanschauung überein. Es fragt sich nun: Was bedeutet in diesem Urtheile das Prädicat? Was bedeutet und wie entsteht der darin liegende Begriff der Existenz? Die Analyse des Glaubens hat zu dieser Frage geführt, mit der wir uns im nächsten Capitel beschäftigen wollen.

3. Existenzbegriff und Existentialurtheile. (Die Copula.)

Der Existenzbegriff ist in neuerer Zeit vielfach Gegenstand philosophischer Erörterung gewesen, namentlich im Zusammenhange mit der Frage nach dem Wesen des Urtheilsactes. Der englische Ausdruck *belief*, in welchem man seit *Hume* vielfach das Wesen des Urtheils erblickt, bedeutet häufig nicht mehr das Fürwahrhalten eines Urtheils, sondern den Glauben an die reale Existenz von Objecten. Man hat darunter theils eine nicht weiter zurückzuführende Thätigkeit des Bewusstseins, theils eine primäre Eigenschaft der Dinge verstanden, und in diesem letzteren Sinne spricht *Baldwin* von einem Realitätscoefficienten. Ferner hat die Schule *Brentanos* das Verdienst für sich in Anspruch genommen, dass nur auf Grund ihrer idiogenetischen Urtheilstheorie die Provenienz des Existenz-

begriffes erklärt werden könne. Diesen Punkt hat namentlich *Hillebrand* besonders eingehend behandelt. Die Widersprüche und Tautologien, zu denen diese Argumentation führt, habe ich in der Recension dieser Schrift*) nachgewiesen. Die Mängel, an denen die scharfsinnigen und tiefgehenden Erörterungen der Engländer, besonders *Hume, J. Mill* und *James* leiden, hat *H. Cornelius***) in klarer und überzeugender Darstellung aufgedeckt, und ebenso auch *Brentanos* Lehre als widerspruchsvoll und unhaltbar erwiesen.

Was nun *Cornelius*' eigene Ansicht über die Existentialurtheile betrifft, so muss zunächst zugegeben werden, dass seine Untersuchung klar, in die Tiefe gehend und reich an sehr feinen psychologischen Analysen ist. Trotzdem glaube ich nicht, dass er das, was wirklich geschieht, wenn wir ein Existentialurtheil fällen, richtig beschrieben hat. *Cornelius* meint, dass in jeder Wahrnehmung ein Existentialurtheil vorliege, insoferne, als schon das Bemerken eines Objectes zugleich die Anerkennung seiner Existenz sei. Existieren heißt zunächst nichts als wahrgenommen werden, zum Inhalte des Bewusstseins gehören. Diesen Urtheilen stehen jedoch solche gegenüber, die nicht gegenwärtig Wahrgenommenes zum Gegenstande haben. *Cornelius* nennt diese symbolische Existentialurtheile. In diesen wird nun nach des Verfassers Ansicht behauptet. dass das mir gegenwärtig gegebene Phantasma eines Dinges einem Wahrnehmungsinhalte entspreche, welcher unter gegebenen Bedingungen sinnlich wahrgenommen werden könne. Existieren heißt hier soviel als Wahrgenommen werden können. Jedes solche Urtheil behauptet, dass eine Vergleichsrelation zwischen dem Phantasma und einem Wahrnehmungsinhalte vorhanden sei.

Man muss zugeben, dass viele Existentialurtheile thatsächlich so gedeutet werden können, ohne dass man dabei direct auf eine Unrichtigkeit stößt. Bei genauerem Zusehen findet man jedoch, dass die Beschreibung des psychischen Vorganges, welche *Cornelius* gibt, beeinflusst ist von dem Streben, jede Metaphysik zu vermeiden. *Cornelius* hat sich am

*) Vgl. oben, S. 67 ff.

**) Versuch einer Theorie der Existentialurtheile. München 1894.

Eingange seiner Schrift dagegen verwahrt, dass er unter physischen Phänomenen etwas Außerpsychisches verstünde. Er will nur das behaupten, wogegen auch der erkenntniskritische Idealist nichts soll einwenden können. Nun ist es ja möglich, dass eine erkenntniskritische Erwägung zu dem Resultate führt, unter Existieren dürfe nichts anderes verstanden werden, als: Gegenstand möglicher Wahrnehmung sein. Daraus aber, dass eine erkenntniskritische Schule die Beschränkung auf Bewusstseinsinhalte fordert, folgt noch nicht, dass der Sinn, den das naive Denken mit Existenz verbindet, auch wirklich auf Wahrnehmungsmöglichkeit beschränkt bleibt. Thatsächlich meinen wir mit dem Urtheile: »Es gibt einzellige Organismen« nicht nur, dass dieselben wahrgenommen werden können, sondern auch, dass sie unabhängig von unserem Wahrnehmen existieren. Diese unsere Meinung mag sich als irrig erweisen, ihr thatsächliches Vorhandensein muss zugegeben werden. *Cornelius'* Darlegung des Sinnes von Existentialurtheilen ist also nicht exacte Beschreibung des psychischen Vorganges, sondern zugleich erkenntniskritische Würdigung dieses Vorganges. Wir aber haben es hier nur mit der Beschreibung des Vorganges und mit seiner Entstehung zu thun.

Der Begriff der Existenz ist wie jeder andere Begriff das Resultat einer Abstraction und ist der Niederschlag vieler vor seiner Entstehung gefällter Urtheile. Dass aber dieser Begriff der sogenannten inneren Wahrnehmung seine Entstehung verdanke, das kann unter keiner Bedingung zugegeben werden. Wenn man sagt, das Bemerken eines eben erlebten psychischen Phänomens sei ein Existentialurtheil, dann verschiebt man vollständig den Sinn, den das naive Denken und der allgemeine Sprachgebrauch mit dem Worte Existenz verbindet. Sobald ich einem eben vor sich gehenden oder vor sich gegangenen psychischen Phänomen meine Aufmerksamkeit zuwende, beurtheile ich dasselbe. Dies geschieht jedoch, wie oben nachgewiesen wurde, dadurch, dass ich den substratlos, als reines Geschehen sich vollziehenden Vorgang als Thätigkeit meines Verstandes, Gemüthes, Willens, meiner Seele oder meines Ich auffasse. Dass sich bei der Wahrnehmung eines psychischen Vorganges die Anerkennung der Existenz desselben

vollziehe, ist eine vollkommene Selbsttäuschung, und diese Behauptung ist selbst das stärkste Argument gegen die Lehre von der Evidenz der inneren Wahrnehmung. Wenn ich einen psychischen Vorgang bemerke, so habe ich nicht den geringsten Anlass, seine Existenz anzuerkennen. Ein solcher Anlass könnte nur dann eintreten, wenn jemand an dieser Existenz Zweifel ausspräche, was ja nicht gut möglich ist. *Cornelius* hat *Brentano* gegenüber entschieden betont, dass von einem besonderen Acte des Anerkennens neben dem Erscheinen, dem Erleben eines psychischen Phänomens keine Rede sein könne, allein auch er betrachtet das Vorfinden eines Bewusstseinsinhaltes schon als Existentialurtheil. Thatsächlich wird aber ein solches Urtheil nur dann gefällt werden, wenn, wie *Schuppe* sehr richtig bemerkt, ein bestimmtes Nichtsein ausgeschlossen werden soll. Bei Urtheilen über psychische Phänomene findet sich überhaupt kein Anlass, irgend ein Nichtsein auszuschließen, weil diese Urtheile ja, wie oben ausgeführt wurde, von niemandem angefochten werden können. Ebensowenig bieten aber diese Phänomene irgend einen Anlass, auf ihre Existenz, auf ihr Vorhandensein, abgesehen von dem besonderen Inhalte, zu reflectieren, weil sie, in stetem Flusse befindlich, nirgends jenes ruhende oder beharrende Moment zeigen, das wir mit dem Begriffe der Existenz verbinden. Zur Bildung des Existenzbegriffes konnte eben nur die sogenannte äußere Wahrnehmung Anlass geben.

Der Existenzbegriff ist ein Denkmittel, das in gewissem Sinne sehr früh, in gewissem sehr spät sich herausbildet, und das sich als nothwendig erweist, um Irrthümer zurückzuweisen und Thatsachen von hoher Allgemeinheit festzustellen. Die Entstehung dieses Denkmittels erklärt sich aus unserer Theorie mit Rücksicht auf die vorausgegangenen Erörterungen über Wahrheit und Glaube auf die einfachste und ungezwungenste Art.

Jede Vorstellung enthält den Existenzbegriff implicite in sich. Alles, was wir vorstellen, müssen wir als seiend, als existierend vorstellen. Die unmöglichsten Phantasiegebilde werden eben dadurch, dass ich sie erzeuge, als existierend vorgestellt. Indem ich etwas vorstelle, supponiere ich demselben eo ipso das Vorhandensein, die Wirklichkeit. Damit ist nun

freilich kein Existentialurtheil gefällt und ebensowenig der Existenzbegriff zum Bewusstsein gebracht. Dies kann erst geschehen, wenn durch Sinnestäuschungen die Möglichkeit des Irrthums erkannt und der Begriff der Wahrheit gebildet, das Phänomen des Glaubens entwickelt ist. Mit diesen Begriffen hängt — soweit stimme ich *Brentano* und *Marty* bei — der Begriff der Existenz zusammen, aber nicht in dem Sinne, dass Wahrheit und Existenz correlativ sind. Wahrheit ist ein Prädicat richtiger Urtheile, Existenz ein ganz bestimmtes Merkmal eines Begriffes. Wahrheit eines Urtheiles heißt durchaus nicht Existenz seines Gegenstandes, sondern richtige Deutung eines Vorganges. Die Überzeugung von der Richtigkeit einer solchen Deutung in Verbindung mit den oben geschilderten Gefühlselementen ist der Glaube. Aus diesen Phänomenen entwickelt sich nun in folgender Weise der Begriff der Existenz. Denken wir uns, einem Menschen im Urzustande kommt es im Traume vor, als sei ihm eine verstorbene Person erschienen. Dieser Vorgang wird von ihm als wirkliches Erlebnis gedeutet, d. h. als die Thätigkeit der verstorbenen Person, ihrer Seele, ihres Schattens aufgefasst. Solche für wirkliche Erlebnisse gehaltene Träume haben jedenfalls viel zur Ausbildung religiöser Vorstellungen beigetragen. Mit zunehmender Erfahrung erweisen sich jedoch die Traumgestalten nicht als wirkliche, thätige Personen, sondern ihr Erscheinen ist bloß ein Zustand des Träumenden. Der für wirklich und wirkungsfähig gehaltene Geist erweist sich als mein Phantasma. Es ergibt sich daraus eine neue Kategorie von vorgestellten Dingen. Es sind dies solche, die gar nicht als selbständige Träger von Kräften gelten können, sondern gleichsam beim näheren Besehen sich als Zustände des eigenen Ich erweisen. In seiner eigenen, geist- und humorvollen Weise hat *Charles Dickens* in seinem »Weihnachtslied in Prosa«, ohne es zu wollen, diesen Process höchst anschaulich geschildert. *Scrooge* sieht den Geist seines todten Compagnons *Marley* vor sich. Als aufgeklärter Materialist streitet er dem Geiste direct dessen Existenz ab, indem er ihm zuruft: »Du bist vielleicht ein Tropfen Senf, den ich zuviel genossen habe.« So lehrt uns die Erfahrung oft Dinge und Begriffe, die wir für wirkliche Kraftcentra gehalten haben, als

unsere oder fremde Hirngespinste erkennen. Solche Begriffe sind aber einmal gebildet und nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Um nun deren Unfähigkeit, Wirkungen aus sich zu erzielen, ihr bloßes Prädicatsein zu bezeichnen, ist es nothwendig, ein Prädicat zu finden, welches eben die ganze Summe der dem Begriffe beigelegten Kräfte in sich enthält, und welches nur die Actualität, die Wirkungsfähigkeit jener Kräfte bezeichnet, ohne eine neue Kraft hinzuzufügen. Als solche bot sich dem Denker der längst in der Sprache vorhandene Begriff des Seins dar, und so entstand der Existenzbegriff als Niederschlag der Erfahrung, dass gewisse für wirkungsfähig gehaltene Kraftcentra nicht existieren. So wie die Wahrheit erst durch wiederholte Zurückweisung des Irrthums im Bewusstsein lebendig wurde, so wie erst der Zweifel den Glauben zeitigte, so entsteht der Existenzbegriff aus der Erfahrung, dass gewisse Dinge, die man für wirkungsfähig und selbständig hielt, sich als Zustände des Ich charakterisieren. Sowie aber einmal der Begriff geläufiges Denkmittel geworden war, so konnte er ebenso gut in positivem wie in negativem Sinne zur Abwehr verwendet werden. So wie man dem Abergläubischen gegenüber bemerkt, es gebe keine Gespenster, so behauptet der Gläubige dem Atheisten gegenüber: Es gibt einen Gott. Er will damit sagen: Gott ist nicht, wie du behauptest, ein Geschöpf der Phantasie, sondern er existiert, er kann wirken, einerlei, ob du an ihn glaubst oder nicht. Der Tyrann Dionysius in *Schillers* »Bürgschaft« hat nicht geglaubt, dass so etwas wie aufopferungsfähige Freundestreue wirklich existiere. Nun erlebt er aber ein Ereignis, das er nicht umhin kann, als Wirkung eben jener angezweifelten Treue zu deuten. Daher ruft er nun überzeugt aus: »Die Treue ist doch kein leerer Wahn.«

Die Existenz ist somit ein Prädicat wie jedes andere und bedeutet, wie auch schon *B. Erdmann* gelehrt hat, Wirkungsfähigkeit. Dieselbe ist dem Subjecte immanent, eben wie ein anderes Prädicat, und die Existentialsätze zeigen durchaus denselben Typus wie alle anderen Urtheile. Dieselben sind fast immer Begriffsurtheile. Nur bei einem vorgefundenen, überlieferten Begriffe wird sich ein Anlass finden, infolge neuer

Forschungsresultate seine Wirkungsfähigkeit zu bezweifeln oder besonders hervorzuheben. Wo eine Sinnestäuschung oder eine Hallucination vorliegt, da wird die irrige Deutung des Vorganges meist dadurch zurückgewiesen, dass ich die richtige an ihre Stelle setze. Wenn ich selbst Hallucinationen habe und dieselben als solche erkenne, dann werde ich vielleicht sagen, dass die mir da erscheinenden Gestalten in Wirklichkeit nicht existieren. Das Präsens dieser Urtheile enthält jedoch die Beziehung auf ein Jetzt und Hier, und so wird das negative Existentialurtheil zugleich eine richtige Bestimmung des Ortes enthalten, wo mir die Bilder erscheinen. »Es ist nichts da,« werde ich sagen, »es kommt mir nur so vor.« Die eigentlichen Existentialurtheile, die im wirklichen Denken vorkommen, sind Begriffsurtheile, und ihr Präsens ist jenes oft besprochene zeitlose, allgemeine Präsens. Auch wenn sich dieselben auf die Vergangenheit beziehen wie z. B.: »Es hat nie einen Herakles gegeben«, so liegt ebenfalls ein Begriffsurtheil vor, und zwar ein historisches, wie dies oben dargethan wurde.

Im Existentialsatze wird wie in jedem anderen Urtheile ein Vorgang gedeutet und geformt. Die Eigenthümlichkeit desselben besteht nur darin, dass ein Thatbestand hier nicht als ein einziges Merkmal eines Begriffes gefasst, sondern als Wirkungsfähigkeit sämmtlicher, in einem Begriffe zusammengefasster Kräfte behauptet wird. Besonders häufig wird darin eine Reihe irriger Deutungen dadurch zurückgewiesen, dass ein vermeintliches Kraftcentrum als Prädicat eines anderen Subjectes hingestellt wird. In positiven Existentialsätzen werden Thatsachen von hoher Allgemeinheit behauptet.

Der Begriff der Existenz ist der gesteigerte Begriff des Seins. Das Subjectswort als Urtheilselement ist ein Träger von Kräften, und zwar ein ruhender, beharrender Träger, eine Substanz. Der Existenzbegriff prädiciert vom Subjecte eigentlich nur seine Subjectsfunction. Als sprachliche Bezeichnung dieses Begriffes dienen neben dem Verbum »Existieren« noch andere Ausdrucksweisen wie: »Es gibt, es ist vorhanden, es lebt« u. dgl. Sehr häufig wird aber das Verbum »Sein« dazu verwendet, dasselbe, welches auch als Copula zur Bezeichnung

der Prädicatsfunction dient. Dies hat zu verschiedenen Fragen Anlass gegeben, namentlich aber zu der, ob denn in der Copula auch die Behauptung inbegriffen sei, dass das Subject des betreffenden Urtheiles existiere. Nach dem Vorausgehenden wird sich diese Frage leicht entscheiden lassen.

Eine vollständige Aufhellung über das Wesen der Copula wäre nur dann zu erhalten, wenn sich erforschen ließe, welche Wurzel dem copulativen Verbum Sein in den verschiedenen Sprachen zugrunde liegt, und aus welcher sinnlich wahrnehmbaren Thätigkeit sich seine formale Bedeutung entwickelt hat. Für das Indogermanische scheint es, dass man darauf verzichten muss, sei es, dass die erhaltenen Sprachdenkmale zu jung sind, oder dass die Ausbildung des Verbums Sein zu seiner formalen Bedeutung schon in sehr früher Zeit erfolgte. Höchstens das Lateinische »fui«, das mit »φύω« zusammenhängt, scheint einen Hinweis darauf zu enthalten, dass die Bezeichnung für das Wachsen der Organismen, also für einen Vorgang, der zwar nicht direct, aber doch in seinen Resultaten sinnlich wahrnehmbar ist, später eine rein formale Bedeutung erlangt hat. Das hebräische היה hängt wahrscheinlich mit הוה »herabfallen« zusammen, und so wäre Sein soviel als herabfallen.*) Auch das arabische »kana«, das ursprünglich »festsein« heißt und eigenthümlicherweise mit dem Accusativ verbunden wird, war ein Stoffwort, das erst später seine rein formale Bedeutung erhielt. Wir sehen ferner, wie im Griechischen ὑπάρχει, im Deutschen »befindet sich« und andere Wendungen an die Stelle des Verbums »Sein« treten und die Function der Copula übernehmen. Die rein formale Function der Copula ist demnach eine ganz andere, als die, welche das auch als Copula verwendete Verbum Sein im Existentialurtheile ausübt. Damit erledigt sich auch die Frage, ob in Sätzen wie: »Der Mensch ist sterblich, der Kreis ist eine krumme Linie« das »ist« auch die Bedeutung enthalte, dass das Subject wirklich existiere. Die objectivierende Kraft der Urtheilsfunction bringt es mit sich, dass jeder, der »Mensch«

---

*) Ich verdanke diese Etymologie der freundlichen Mittheilung *D. H. Müllers.*

oder »Kreis« zum Subjecte eines ernst gemeinten Urtheiles macht, diese Begriffe als wirklich vorhandene Träger von Kräften betrachtet. Dasselbe würde der Fall sein, wenn jemand im Ernste sagte: »Das Gespenst war weiß« oder: »Gespenster kommen meist in der Nacht«. Auch hier würde der Urtheilende »Gespenst« als existierendes Wesen ansehen. In der Copula aber liegt diese Behauptung keineswegs. Das ganze Urtheil mit all den Umständen, unter denen es gefällt wird, entscheidet darüber, ob der Urtheilende der Behauptung, dass das Subject seines Urtheiles existiere, zustimmen würde oder nicht.

Über die Copula lässt sich heute kaum etwas Genaueres und Richtigeres sagen, als was vor mehr als zweitausend Jahren *Aristoteles* darüber gesagt hat.*) Sie ist ein Zeichen für die prädicative Function und hat durchaus keine selbständige Bedeutung. Sprachgeschichtlich hat sie sich aus irgend einem Stoffworte, das einen anschaulichen Vorgang bezeichnete, zu einem reinen Formelemente entwickelt. Psychologisch ist sie durch das Bedürfnis gezeitigt worden, den begrifflichen Inhalt des Prädicates von der Prädicatsfunction zu isolieren und so eine logische Prüfung zu erleichtern. Dass dieses Formwort gelegentlich gleichlautend ist mit dem Worte, mit dem Existenz bezeichnet wird, ist eine Ökonomie mancher, aber keineswegs aller Sprachen. Viele haben gar keine Copula ausgebildet, und andere haben verschiedene Ausdrucksweisen für dieselbe.

Keineswegs aber steckt in der Copula ein Existentialurtheil. Soll ein solches gefällt werden, dann muss irgend ein Anlass vorliegen, indem etwa die selbständige Wirkungsfähigkeit der im Subjecte zusammengefassten Kräfte angezweifelt oder geleugnet wird. Die Copula kann ebensowohl zur Behauptung, wie zur Leugnung der Existenz verwendet werden. Ich kann ebensogut sagen: »Die Kategorien *Kants* sind Fictionen« wie: »Der Gesammtwille ist nach *Wundt* etwas Reales, Wirksames.«

Die Existentialurtheile sind ein verhältnismäßig spätes Product des Denkens, und es ist vollkommen verkehrt, in diesen den ursprünglichen und allgemeinen Urtheilstypus zu

*) De interpretatione, C. 3. pag. 10, b. 24.

finden. Ich muss darin ebenso der widerspruchsvollen Lehre *Brentanos* und seiner Schule, wie dem viel tiefer und viel klarer denkenden *Cornelius* entgegentreten. Als logische Hilfsoperation wäre es allerdings zulässig, jedes Urtheil auf die Form eines Existentialurtheils zurückzuführen, allein diese Methode, die *Hillebrand* anzuwenden versucht hat, ist als logisch vollkommen wertlos bereits erwiesen.

Als logisch möglich und zulässig muss man auch den Versuch bezeichnen, in jedem Urtheile das Subject als existierend und dann als nicht existierend hinzustellen. Im Hinblicke auf solche Versuche muss nun mit aller Entschiedenheit behauptet werden, dass in der Copula selbst nicht das geringste Moment liegt, welches diese Frage entscheiden könnte. Dieselbe enthält an sich durchaus keine Behauptung über Existenz.

Existentialurtheile setzen eine starke Geläufigkeit der Urtheilsfunction, sowie auch ein lebendiges Bewusstsein von Wahrheit und Irrthum, und endlich auch die Entwicklung des Glaubensphänomens voraus. Da Existentialurtheile oft Thatsachen von hoher Allgemeinheit behaupten, so hängt ihr Fürwahrhalten sehr enge mit der ganzen Weltanschauung zusammen, und sie werden daher mit großer Intensität geglaubt und geleugnet. Ebenso ist der Zweifel bei solchen Urtheilen mit heftigen Gemüthsbewegungen verbunden. »Ich glaube an Gott, an Freundschaft, an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes, an Atome« sind Beispiele solchen Glaubens an die Wahrheit von Existentialurtheilen. »Ich glaube an Gott« heißt: Die Existenz Gottes bildet einen integrierenden Theil meiner Weltanschauung. Man hat diese Beziehung des Urtheilenden zur Wahrheit eines Existentialsatzes gelegentlich als Eigenschaft des Begriffes selbst gefasst. *Baldwin* hat diese Eigenschaft den Realitätscoefficienten genannt. Dieselbe haftet jedoch nie den Dingen an, sondern ist, wie gesagt, nur der Erfolg des Glaubens an die Existenz eines Dinges.

Wir glauben somit gezeigt zu haben, dass die verschiedenen Arten wirklich gefällter Urtheile alle denselben Typus an sich tragen, dass durch dieselben ein gegebener Inhalt geformt, gegliedert und objectiviert wird. Wir glauben ferner, dass unsere Theorie die Bedeutung und Geltung des Urtheilsactes

klargestellt und auch über die Begriffe von Wahrheit und Irrthum, Glaube und Existenz einiges Licht verbreitet hat. Wir wollen nun zum Schlusse unserer psychologischen Untersuchung den Blick noch einmal den Anfängen des Seelenlebens zuwenden, um zu sehen, ob nicht auch die Sinneswahrnehmung unter dem Einflusse der Urtheilsfunction steht und, in diesem Lichte betrachtet, verständlicher erscheint.

4. Wahrnehmung und Urtheil.

Die Urtheilsfunction entwickelt sich, wie wir sahen, aus den Willensimpulsen. Diese formieren sich zu einer Apperceptionsmasse, welche an jeden von außen kommenden Inhalt herangebracht wird. Die Bildung dieser Apperceptionsmasse und die primitive Wirkung derselben vollzieht sich *unbewusst*. Nun ergibt die Analyse der Sinneswahrnehmungen mit voller Sicherheit, dass die Wahrnehmung eines Objectes ein zusammengesetzter Vorgang ist. Die nicht weiter zu zerlegenden Elemente dieses Vorganges nennen wir *Empfindungen*. Soll dies einen verständlichen Sinn haben, dann darf man der Empfindung noch keinerlei Beziehung auf einen äußeren Reiz zuschreiben, man muss dieselbe vielmehr betrachten als eine *einfache, qualitativ bestimmte*, d. h. von anderen unterscheidbare *Veränderung des Bewusstseinszustandes*. Nun war es seit lange eines der schwierigsten Probleme der Psychologie, wie denn die Empfindungen, die doch subjective Zustände sind, bei ihrer Vereinigung zu Complexen dazu kommen, auf ein äußeres Object bezogen zu werden. Die Schwierigkeit wird um so größer, wenn man sich erinnert, dass wir in unseren Wahrnehmungen überhaupt nichts von subjectiven Zuständen merken, dass wir beim Wahrnehmen gar nicht an uns, sondern an das wahrgenommene Object denken, dass wir daraufhin Urtheile fällen, die alle nicht unseren Zustand, sondern das gegebene Object zum Gegenstande haben. Man wollte das Problem dadurch aus der Welt schaffen, dass man die äußere Wahrnehmung als den einfachsten, ursprünglichsten psychischen Vorgang betrachtete, der nicht weiter zurück-

zuführen sei. So besonders *Uphues* in seiner Schrift »Wahrnehmung und Empfindung«. Noch radicaler geht *Avenarius* vor, indem er als Vorgefundenes nur das Ich und die Umgebung annimmt und das gesammte psychische Geschehen als Erhaltung des Systems C (des Gehirnes) aufzufassen versucht. *Avenarius* meint*), man habe den Begriff der empirischen Psychologie dadurch gefälscht, dass man die Wahrnehmungen in das Individuum hineinverlegte und so einen Begriff der »inneren Erfahrung« schuf, worin das »innere« keinen Sinn habe. So bewundernswert nun auch die Consequenz ist, mit welcher *Avenarius* in seinem größeren Werke die Erhaltung des Systems C durchführt und alle psychischen Vorgänge als Änderungen, Erhaltungen und Endbeschaffenheiten des Systems C darzulegen verstanden hat, so ist damit die Eigenart des psychischen Geschehens nicht aus der Welt geschafft. Psychische Vorgänge bleiben etwas jedem aus eigenster Erfahrung Bekanntes, und wenn man in der Substratlosigkeit ihr charakteristisches Merkmal erkannt hat, das sie von den physischen unterscheidet, so braucht man allerdings kein »Inneres« mehr, das ja doch nichts anderes war als ein Psychisches. Fasst man diese Vorgänge als Erhaltungen des Systems C, so hat man über den Zweck dieser Phänomene eine wahrscheinlich richtige Ansicht ausgesprochen. Dieser Zweck ist aber immerhin nur ein erschlossener. Die Mittel hingegen, die diesem Zwecke dienen sollen, sind uns aus nächster, directester Erfahrung bekannt. Die empirische Psychologie wird diese Phänomene immer als ein Vorgefundenes betrachten dürfen und betrachten müssen und bemüht sein, dieses Vorgefundene auf seine einfachsten Elemente zurückzuführen. Die Wahrnehmungen aber sind durch das Experiment mit voller Sicherheit als zusammengesetzt erwiesen worden und können nicht als Elemente betrachtet werden. Dagegen lassen sich Empfindungen nicht weiter zerlegen und müssen daher als das Ursprüngliche, Letzte angesehen werden. Es ist sicher, dass unsere Bewegungsempfindungen beim Zustandekommen der Tast- und Gesichtswahrnehmungen mitwirken, und ebenso sicher, dass diese

*) Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Phil., 18. 137 ff.

Bewegungsempfindungen allein nicht imstande sind, die Wahrnehmung von Objecten zu bewirken. Die Resultate der experimentellen Psychologie, die gerade in der Analyse der Sinneswahrnehmungen so bedeutend und so sicher sind, lassen sich nicht so ohneweiters ignorieren.

Besteht aber die Wahrnehmung aus Empfindungen, und müssen diese als subjective Zustände, als bestimmt qualificierte Veränderungen des Bewusstseinszustandes aufgefasst werden, dann bleibt das alte Problem bestehen und wird weder durch Leugnung der Empfindung, noch durch physiologische Deutung der psychischen Phänomene beseitigt. Auf Grund unserer Urtheilstheorie scheint es jedoch nicht schwer, zu einer Lösung des alten Problems zu gelangen. Wir gehen zunächst von der unzweifelhaften Thatsache aus, dass die durch den Tastsinn vermittelten Wahrnehmungen für uns die größte Realität haben. Nicht nur das naive Denken betrachtet das Handgreifliche als das Sicherste, auch die naturwissenschaftliche Erklärung der Sinneswahrnehmungen beruht auf dieser Thatsache. Man verlangt von einer Theorie des Sehens, Hörens und Riechens, dass sie zeige, wo und wann der Reiz in directe Berührung mit dem Sinnesorgane komme. Sowie diese Berührung erwiesen und aufgezeigt ist, gilt das Phänomen für erklärt. Mag dieses Verfahren der erkenntniskritischen Untersuchung Stand halten oder nicht, die psychologische Thatsache, dass die Tasteindrücke als die höchste Gewähr gelten für die Realität des getasteten Objectes, ist damit mehr als bewiesen. Nun lehrt uns einerseits die experimentelle Psychologie, dass die Tastempfindungen fast immer mit Bewegungsempfindungen verbunden sind, andererseits die Beobachtung der Kinder, dass Tasteindrücke entschieden die ersten sind, die das Kind empfängt und die es — so zu sagen — versteht. Ja, es ist mehr als wahrscheinlich, dass schon der Embryo Tast- und Bewegungsempfindungen erlebt.

Sehen wir nun, wie das Kind die Dinge der Umgebung, die in seinen Tastbereich gelangen, zu ergreifen, sich anzueignen und gewöhnlich zum Munde zu führen sucht, so müssen wir doch annehmen, dass dabei Willensimpulse im Spiele sind. Je öfter und intensiver nun solche Versuche unter-

nommen werden, desto lebhafter wird der Widerstand, den das Ding dem Ergreifen, dem Zusammendrücken u. dgl. entgegengesetzt, vom Kinde empfunden werden. Diesen Widerstand vermag aber das Kind gar nicht anders zu deuten, als indem es denselben als Wirkung eines fremden Willens fasst. Mit dieser Deutung erst ist die Wahrnehmung vollzogen. Der Complex von Tast- und Bewegungs-, speciell Widerstandsempfindungen wird als wollendes, dem Kinde entgegenwirkendes Wesen gefasst und ist damit herausgestellt und objectiviert. Die Wahrnehmung ist demnach das einfachste, primitivste Urtheil. Sie formt und objectiviert den ungeordneten, verwirrenden Empfindungsinhalt. Die Apperception vollzieht sich jedoch unbewusst, und diese nothgedrungene Annahme wird — ich fürchte es — manchen zurückhalten, meiner Urtheilstheorie zuzustimmen. Die Auffassung der äußeren Wahrnehmung als eines primitiven, unbewussten Urtheilsactes ist jedoch eine nothwendige Consequenz meiner Theorie, und diese Auffassung enthält auch, bei Lichte besehen, durchaus nicht soviel Gewagtes. Ohne Annahme unbewusster psychischer Phänomene ist einmal, das habe ich oben nachgewiesen, in der Psychologie nicht auszukommen. Was sich aber so früh entwickelt wie die Urtheilsfunction, dessen Entstehung kann nicht Gegenstand der Selbstwahrnehmung sein. Die psychischen Vorgänge, die wir bewusst erleben, sind doch gewiss ein Resultat langer Entwicklung, und die psychischen Vorstufen dieser Entwicklung müssen sich eben im Unbewussten verlieren. Physiologische Vorstufen vermögen aber eine psychische Folgeerscheinung nicht zu erklären. Die Thatsache der Wahrnehmung steht fest, und ihr Entstehen aus Empfindungen ist durch die experimentelle Psychologie erwiesen. Die Willensimpulse sind ebenso gewiss ein frühes Erlebnis und bieten für die Auffassung des Objectes als Ursache der Empfindungen die einzige Analogie dar. Unsere Willensimpulse sind und bleiben die einzige Ursache, die wir direct erleben, und sie sind und bleiben unser Organ für die Erkenntnis causaler Zusammenhänge. Sicher ist das Eine: Wenn wir unsere Urtheilstheorie zugrunde legen, dann vollzieht sich die allmähliche Auffassung und Aneignung unserer Umgebung in einheitlicher und stetiger Weise. Unser

Organismus reagiert auf die ihm zuströmenden äußeren Reize mit Empfindungen und Willensimpulsen. Diese letzteren bilden die zunächst unbewusst wirkende Apperceptionsmasse und gestalten die Empfindungscomplexe zu selbständigen, kraftbegabten Objecten. Die so entwickelte Urtheilsfunction erhält dann durch die Sprache ihre vollständige Ausprägung und bleibt die Form, in der wir uns die Vorgänge in und außer uns aneignen. Der ursprünglich in der Urtheilsfunction liegende Anthropomorphismus wird so weit beseitigt, dass an die Stelle des Willens die Kraft tritt, allein er bleibt insoweit bestehen, als die Urtheilsform die einzige bleibt, in welcher ein Vorstellungsinhalt zum geistigen Eigenthume werden kann. Wenn nun schon die Wahrnehmung ein Resultat der Urtheilsfunction ist, wenn schon hier die unbewusst wirkenden Willensimpulse die Außenwelt formen, was ist dann von einer Erkenntnis der Außenwelt zu halten? Was bleibt übrig, wenn wir aus der Wahrnehmung die in ihr wirksame Urtheilsfunction wegdenken? Auf diese Frage hat nicht mehr die Psychologie, sondern die Erkenntniskritik zu antworten.

Sechster Abschnitt.

Erkenntniskritische Bedeutung der Urtheilsfunction.

---

1. Psychologie und Erkenntniskritik. Der kritische Idealismus.

Seitdem sich die Psychologie von der Philosophie losgelöst hat und eine selbständige Wissenschaft geworden ist, die durch Beobachtung und Experiment zu gesicherten Ergebnissen zu gelangen sucht, muss sie die Existenz einer extramentalen, vom Bewusstsein unabhängigen Außenwelt ebenso dogmatisch voraussetzen, wie es die Naturwissenschaften seit jeher gethan haben und noch thun. *Münsterberg* hat dies mit anerkennenswerter Offenheit und Deutlichkeit ausgesprochen, dabei jedoch vor dem erkenntniskritischen Idealismus, den er als den Standpunkt reiner Erfahrung ansah, gleichsam seine Verbeugung gemacht. Dass vom Standpunkte der reinen Erfahrung alles Gegebene nur als Bewusstseinsinhalt gegeben sei, das müsse unbedingt eingeräumt werden, allein dieser Standpunkt liege gleichsam jenseits von Wahr und Falsch. Diese letztere Bemerkung haben wir bereits oben zustimmend citiert, und wir wiederholen hier diese Zustimmung ausdrücklich. Dagegen vermögen wir nicht zuzugeben, dass der kritische Idealismus unwiderleglich oder gar eine selbstverständliche Clausel sei, die an alle Erkenntnisse angehängt werden müsse.

Bei einer solchen Voraussetzung gehen nämlich Psychologie und Erkenntniskritik vollkommen getrennte Wege. Die Psychologie kümmert sich um keine erkenntniskritischen Bedenken, betrachtet es aber auch nicht als ihre Aufgabe, eine Erkenntnistheorie anzubahnen. Die Erkenntniskritik wiederum geht unabhängig von jeder Psychologie vor und wird nicht müde, diese Unabhängigkeit zu betonen.

Diese vollständige Sonderung zweier Wissenszweige, die sich so nahe berühren, scheint mir jedoch für keine der beiden Disciplinen von Vortheil und überhaupt auch nicht zulässig zu sein. Die Psychologie des Denkens, d. h. des Urtheilens führt mit Naturnothwendigkeit zu erkenntniskritischen Fragen, und es ist nicht abzusehen, welchen Vortheil es für den Psychologen haben soll, an diesem Punkte Halt zu machen. Darf er doch vielmehr hoffen, die gewonnenen Einsichten jetzt voll verwerten zu können. Auch sind ja diese Fragen der Erkenntniskritik schließlich doch auch Fragen der Psychologie. Wenn die Psychologie mich darüber belehrt, wie ich dazu gelange, Urtheile für wahr oder falsch zu halten, und worin das Phänomen des Glaubens besteht, so wird sie doch ein Interesse haben, zu erfahren, in welchem Sinne man von Wahrheit reden darf, und welche Art von Wahrheit für den Menschen erreichbar ist. Führt also die Psychologie des Denkens naturgemäß zur Erkenntniskritik, so ist es doch noch viel wichtiger, zu betonen, dass jede Erkenntniskritik auf psychologischer Grundlage geübt werden muss. Die Abhängigkeit der Erkenntniskritik von der Psychologie muss namentlich gegenüber dem *neukantianischen* Idealismus bewiesen werden, weil die Vertreter dieser Richtung die Unabhängigkeit am entschiedensten betonen.

Es ist dies auch sehr begreiflich. Wer zugibt, dass die äußere Welt, die wir wahrnehmen, wirklich und unabhängig von uns existiert, also der erkenntniskritische Realist, wird gerne die Abhängigkeit von der Psychologie zugeben. Sind doch die wichtigsten Argumente des kritischen Realismus eben psychologische Thatsachen. Der in der Wahrnehmung liegende Zwang, die Denknothwendigkeit werden als Beweise angeführt für die Realität der Außenwelt. Man kann namentlich aus

Volkelts bedeutendem Buche »Erfahrung und Denken« ersehen, wie der kritische Realismus sich auf psychologische Thatsachen stützt, um den Idealismus zu widerlegen. Der Idealist hingegen, welcher lehrt, die Existenz der Welt erschöpfe sich im Gedachtwerden, findet in dem thatsächlich vorhandenen, unausrottbaren, das praktische Handeln auch des Idealisten bestimmenden Glauben an die selbständige, extramentale Existenz der Außenwelt den stärksten Widerstand. Um diesen zu besiegen, proclamiert er seine Unabhängigkeit von der Psychologie. »Mag dieser Glaube,« so argumentiert er etwa, »noch so fest, noch so unerschütterlich, noch so allgemein sein, es ist doch ein Irrglaube. Das Sein ist doch immer nur gedachtes Sein, und ein vom Denken unabhängiges Sein ist undenkbar.«

Der Idealismus pflegt namentlich zwei Argumente für sich anzuführen: 1. die Subjectivität der Sinnesdata und 2. die Formung derselben durch präempirische Kategorien. Unsere Sinnesdata sind bedingt durch die Natur unserer Sinnesorgane. Nach *Joh. Müllers* Gesetz von den specifischen Sinnesenergien sind Lichtempfindungen nur Reactionen des Sehnerven. Es ist gar nicht nöthig, dass ein äußerer Reiz vorhanden sei, um Lichtempfindungen hervorzurufen. Wenn der Sehnerv von innen wie immer gereizt wird, immer entstehen Lichtempfindungen. Ebenso verhält es sich mit den anderen Sinnen. Wenn ich also eine Sinnesempfindung erlebe, so weiß ich mit Bestimmtheit nur, dass der entsprechende Sinnesnerv gereizt wurde, aber keineswegs, dass ein äußerer Reiz auf mich wirkt. Alle Sinnesdata sind demnach Functionen der betreffenden Nerven, also reine Phänomene, denen außer dem Wahrgenommenwerden durchaus keine andere Existenz zuzukommen braucht. Wenn wir unsere Empfänglichkeit für Sinneseindrücke wegdenken, dann schwindet auch die ganze Sinnenwelt. Kein Licht, kein Ton, kein Duft, überhaupt nichts mehr gibt es. »Die Sonne war nicht, eh' ich sie erschuf.«

Dazu kommt noch Folgendes: Die physikalische Erklärung der Sinnesdata ist nichts anderes als Umsetzung in andere Sinnesdata. Wer mir sagt, das Licht komme durch Ätherschwingungen zustande, die mein Auge treffen, der kann

doch nur sichtbare Ätherschwingungen meinen, und unter »treffen« kann er ja nichts anderes verstehen als Tasteindrücke hervorrufen. Die bevorzugte Stellung, die wir dabei dem Tastsinne als Realitätsquelle zuschreiben, ist, wie *Schwarz* in seinem bereits citierten Buche über das Wahrnehmungsproblem gezeigt hat, erkenntniskritisch ganz unberechtigt.

Wenn nun schon der Stoff der Erfahrung subjectiv bedingt ist und mit dem Wegdenken des empfindenden Subjectes verschwindet, so zeigt die Erfahrung überdies eine Formung des Stoffes, die schon gar nichts Objectives zu haben scheint. Wir finden die Sinnesdata eingeordnet in die Formen von Raum und Zeit und wenden auf sie überall die Kategorien von Substanz und Causalität an. Dies thun wir nothgedrungen und vor aller Erfahrung darüber, ja erst durch eine solche Formung des Stoffes kommt Erfahrung zustande. Wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, wir kommen über Bewusstseinsinhalte nicht hinaus.

In dieser Argumentation liegt eine ungemein große logische Kraft, und wenn man liest, wie überwältigend *Schuppe* dieses Nichthinauskönnen darzustellen versteht, dann gehört viel Standhaftigkeit dazu, um nicht wehrlos sich dieser niederdrückenden Überzeugung hinzugeben. Die Macht der logischen Argumente, über welche der Idealismus verfügt, und die von Männern, wie *Schopenhauer*, *Schuppe*, *Leclair* und anderen mit großer Kraft und Geschicklichkeit ins Feld geführt werden, hat auch hervorragende Naturforscher dazu gebracht, den Idealismus als Weltanschauung sich anzueignèn. *Helmholtz* bezeichnet ihn als unwiderleglich und meint, die Wissenschaft habe sich mit dem Gesetzlichen in der Erscheinung zu begnügen. *Meynert* hat es wiederholt als die Probe auf die Denkfähigkeit bezeichnet, die Idealität der Welt denken zu können, und sein Lehrer *Rokitansky* meint, es habe keinen Sinn, zu behaupten, dass die Welt, die ein Werk des Gehirnes sei, nach Wegnahme der Gehirne noch bestünde.

Indessen ist, wie namentlich die eben citierte Äußerung *Rokitanskys* zeigt, dieser Idealismus der Naturforscher nicht consequent. Die Sinnesnerven und das Gehirn werden dabei von der Idealität stillschweigend ausgenommen, und die Sinnes-

data sind für diese Forscher nicht so sehr Bewusstseinsinhalte als vielmehr *Functionen der real vorhandenen Sinnesnerven und des Gehirnes*. Für den consequenten Idealisten sind aber Sinnesnerven und Gehirn auch nur als Bewusstseinsinhalte gegeben, damit aber wüssten Sinnesphysiologen und Gehirnanatomen nichts anzufangen. Es scheint vielmehr, als ob der Idealismus eine bequeme *Beruhigung* des *logischen* und *philosophischen Gewissens* gewährte. Man hängt gelegentlich an die Forschungsresultate die idealistische Clausel an, kümmert sich aber sonst um dieselbe nicht viel.

Wie steht es nun mit der Beziehung der idealistischen Weltanschauung zur Psychologie? Genau besehen ist doch der Idealismus nichts anderes als eine bestimmte Deutung eines psychischen Phänomens, nämlich der sogenannten *äußeren Wahrnehmung*. Die Thatsache, dass wir solche Wahrnehmungen haben und dieselben auf Dinge der Umgebung beziehen, muss ja auch der Idealist anerkennen. Nun darf aber doch die Deutung eines Phänomens nicht unabhängig sein wollen von seiner Entstehung und seiner Beziehung zu anderen Phänomenen. Die idealistische Deutung ist auch thatsächlich von den Resultaten psychologischer Analyse ausgegangen und hat in der durch die Fortschritte der Physiologie verfeinerten Zergliederung der Sinnesdata eine wirksame Stütze gefunden. Auch mit dem gewiss richtigen und für die Wissenschaft sehr bedeutungsvollen Nachweise, dass zum Zustandekommen der äußeren Wahrnehmung außer der Empfindung noch andere psychische Vorgänge sich vollziehen müssen, hat die idealistische Erkenntnistheorie den Boden der Psychologie noch immer nicht verlassen, vielmehr dieser Wissenschaft dadurch sehr wichtige Dienste geleistet. Erst dadurch, dass jene außer der Empfindung zum Zustandekommen des Weltbildes mitwirkenden Vorgänge als *präempirische Kategorien* des Denkens gefasst wurden, erst damit, sage ich, hat der Idealismus den Boden der Psychologie verlassen, und hauptsächlich im Hinblicke auf diese Kategorien betont er auch die Unabhängigkeit der Erkenntniskritik von der Psychologie.

Zur Annahme solcher präempirischer Kategorien kann nun allerdings die Psychologie nie gelangen, weil eine solche

Annahme mit den Thatsachen unseres Seelenlebens kaum in Einklang zu bringen ist. Betrachten wir, um dies darzuthun, die wichtigste und umstrittenste aller Kategorien, nämlich die der Causalität. Thatsächlich gegeben im Bewusstsein ist die eigenthümliche Verknüpfung aufeinanderfolgender Vorgänge, die wir eben die causale nennen. Wenn ein Stein gegen mein Fenster fliegt und meine Fensterscheibe in Trümmer geht, dann betrachte ich das Herankommen des Steines als Ursache, die Zertrümmerung der Fensterscheibe als Wirkung. Reflectiere ich nun auf eine Reihe derartiger Verknüpfungen in der Weise, dass ich auf die Verbindung der Glieder meine ganze Aufmerksamkeit richte, so werden die einzelnen Glieder an Klarheit verlieren, und ich werde mit Hilfe eines zu diesem Zwecke gebildeten Wortes zum Begriffe der causalen Verknüpfung gelangen. Dabei darf ich jedoch nie vergessen, dass dieser Begriff nur in jedem einzelnen Falle sich realisiert, und dass er, getrennt von den Gliedern, durchaus keine selbständige Existenz besitzt. Damit dieses Kraftcentrum wirksam werde, dazu bedarf es der causal verknüpften Vorgänge; ohne dieselben kann es nicht entstehen.

Die psychologische Erklärung dieses Phänomens ist in ernst zu nehmender Weise zuerst von *Hume* versucht worden, welcher bekanntlich in der causalen Verknüpfung nichts anderes erblickte als eine durch Gewohnheit fest gewordene Association. *Kant*, dessen dogmatischer Schlummer durch *Humes* Kritik des Causalbegriffes unterbrochen wurde, hat nun an die Stelle von *Humes* psychologischem Erklärungsversuch die Annahme einer präempirischen Kategorie der Causalität gesetzt, eine Annahme, die ich trotz der energischen Ablehnung jeder Metaphysik seitens der Idealisten nicht umhin kann, als eine entschieden metaphysische zu bezeichnen. Die Kategorie soll vor aller Erfahrung existieren, und erst durch ihre formgebende Wirkung auf jeden ihr zugeführten Stoff soll Erfahrung möglich werden. Ich muss gestehen, mir ist dieses vollkommene Durchdringen von Stoff und Form bei selbständiger, von jedem Stoffe unabhängiger Existenz der Form immer ebenso geheimnisvoll und ebenso unverständlich erschienen, wie die platonische μέθεξις, die Theilnahme an den Ideen, der die Dinge der

Erscheinungswelt ihr Dasein verdanken sollen. Gewiss sind die Kategorien als Functionen und nicht als Dinge zu denken, nicht etwa als Schablonen, in die ein Inhalt hineingegossen wird, sondern als Thätigkeiten, die einen zugeführten Stoff gestalten, allein eben deswegen ist es schwer, ja unmöglich, sie ohne jeden Stoff zu denken, und doch muss man das, wenn sie wirklich vor aller Erfahrung da sein sollen. Die Annahme solcher Kategorien muthet unseren metaphysischen Fähigkeiten weit mehr zu als der naive Glaube an die Realität der Außenwelt und auch mehr als die Annahme eines selbständigen immateriellen Seelenwesens.

Wie konnte man aber zu solchen Aufstellungen überhaupt gelangen? *Kant* wurde durch *Humes* Kritik des Causalitätsbegriffes zum Zweifel an dem wirklichen, extramentalen Vorhandensein von Ursachen geführt. Da er aber ganz richtig merkte, dass wir in der ursächlichen Verknüpfung mehr vollziehen als eine gewohnheitsmäßige Association, da er merkte, dass sich die Frage »warum« auch ohne vorherige Erfahrung auf die Lippen drängt, und dass wir erst durch die causale Verknüpfung die Ereignisse wirklich kennen lernen, blieb ihm nichts übrig, als in der Form der Causalität oder in der Function der causalen Verknüpfung eine angeborene Thätigkeit, einen Stammbegriff, eine Kategorie des Verstandes zu erblicken. Die Annahme solcher präempirischer, formgebender wissenschaftlicher Principien fand aber bei dem damaligen Stande der Forschung noch nicht den Widerstand vor, den wir heute solchen psychologisch unvollziehbaren Aufstellungen entgegenbringen. Von *Hume* hatte *Kant* gelernt, dass wir vieles zum Zustandekommen der Erfahrung beibringen. In der bloßen Association konnte er dieses Beibringen nicht genügend begründet finden, weil eben die causale Verknüpfung mehr enthält als gewohnheitsmäßiges Erwarten und gewohnheitsmäßiges Verbinden. Die Vorstellung angeborener präexistenter Ideen lag aber trotz der Leugnungen und Bekämpfungen derselben durch *Locke* und *Hume* dem deutschen Denker damals immer noch viel näher als eine genaue, auf Psychologie gegründete Analyse. So hat denn *Kant* die richtig erkannte formende Thätigkeit des Denkens lieber als Urbesitz

des Verstandes, denn als Resultat psychologischer Entwicklung gefasst.

Die äußersten logisch geforderten Consequenzen hat jedoch *Kant* aus seiner Hypothese nicht gezogen. Hinter den Erscheinungen steht ja bekanntlich sein »Ding an sich«, von dem wir zwar sonst nichts, das eine aber um so sicherer wissen, dass es unabhängig von uns existiere. Dieses Existieren kann aber nur soviel heißen als »wirksam sein«, denn schließlich ist das »Ding an sich« doch nichts anderes als die letzte Ursache und das erste Bewegende. Es wirkt mit zum Zustandekommen der Empfindung und regt damit auch die angeborenen Thätigkeiten, die Stammbegriffe des Verstandes zur Wirksamkeit an. Auf *Kant*'scher Grundlage vermag denn auch eine psychologisch fundierte Erkenntnistheorie weiter zu bauen. Sie braucht nur an die Stelle der Kategorien Functionen zu setzen, die zwar nicht angeboren sind, allein sich mit Naturnothwendigkeit nach psychologischen Gesetzen überall entwickeln, wo menschliches Bewusstsein gegeben ist. Wenn unsere vorangegangenen Darlegungen richtig sind, dann liegt im Urtheilen eine solche Function vor. Substanz und Causalität sind da nicht angeborene Kategorien, sondern naturgemäße Entwicklungsformen des menschlichen Denkens. Ich behalte es mir für eine spätere Zeit vor, zu zeigen, wie sich auf der Grundlage meiner Urtheilstheorie eine Weltanschauung aufbauen lässt; die Grundlinien derselben sollen indessen im Schlusscapitel angedeutet werden.

Die logische Inconsequenz *Kants* lag darin, dass sein Ding an sich als wirkend gedacht war, während die Causalität doch ein reiner Verstandesbegriff war und diesem objectiven, nach Abzug aller subjectiven Momente übrigbleibenden Reste nicht zukommen durfte. Auf Grund einzelner Äußerungen des Meisters haben denn auch die Neukantianer diese Inconsequenz beseitigt, indem sie auch die Existenz, also das einzige, was dem Ding an sich zukam, zu den Kategorien des Denkens rechneten und damit jeden Schritt ins Extramentale vermieden. Dadurch kommt nun ihre Erkenntniskritik mit der Psychologie in weit stärkeren Conflict als die *Kant*'sche. Zunächst ist der Glaube an die selbständige Existenz der wahrgenommenen Objecte

ein so unerschütterlicher, dass selbst der consequenteste Idealist sich in seinem praktischen Handeln davon bestimmen lässt. Infolgedessen ist aber der Gedanke, dass die Welt Anfang und Ende in meinem Bewusstsein hat, dass ich schlechterdings nichts anderes nachweisen kann als Bewusstseinsinhalte, ein solcher, gegen den sich unser Gefühl aufs heftigste sträubt. Auch können wir nicht recht begreifen, dass Wahrnehmungen und Erinnerungsbilder sich nur durch eine bestimmte psychologische Qualification von einander unterscheiden sollen. Vom Standpunkte des kritischen Idealismus ist dies aber der Fall. Die Wahrnehmung ist ein psychischer Act wie die Erinnerung, und die Inhalte derselben sind Inhalte, die theils gleich, theils ungleich sind. Der Zwang, den wir beim Wahrnehmen empfinden, das passive Moment, das Afficiertwerden soll nur ein bestimmtes Bewusstseinsdatum sein und durchaus keinen Schluss auf ein einwirkendes Object gestatten.

Trotz all dieses Sträubens vermögen wir aber dennoch die logischen Argumente des Idealismus nicht leicht zu widerlegen. Wenn uns irgend ein gegebenes Object der Wahrnehmung aufgelöst wird in lauter Empfindungsqualitäten, so vermögen wir nichts dagegen einzuwenden, und wenn nach dieser Auflösung vom Dinge nichts übrig bleibt, so stehen wir rath- und machtlos da. Nun will uns aber die idealistische Weltanschauung doch nicht in den Kopf, und es entsteht ein überaus qualvoller Zustand. Die Berufung auf den gesunden Menschenverstand, die naive, allgemeine Auffassung kann mir keine Beruhigung gewähren, denn wenn ich auch nicht mit *Kant* glaube, dass der Philosoph vor dem gesunden Menschenverstande erröthen müsse, so bin ich doch gewohnt, logische Argumente logisch und nicht mit Gefühlsanwandlungen zu widerlegen. Die Gesetze der Logik haben sich mir so oft bewährt, dass ein Zweifel an ihrer Allgemeingiltigkeit unmöglich ist, und hier führen sie doch zu einem Resultate, das mir absurd erscheint. Ich muss also doch suchen, dem Idealismus logisch beizukommen. So wie ich oben bei Betrachtung des Unterschiedes zwischen psychischen und physischen Phänomenen den Grundsatz aufgestellt habe, ein thatsächlich gefühlter Unterschied müsse sich auch wissenschaftlich formulieren

lassen, so behaupte ich auch hier, eine gefühlte Unwahrheit müsse sich auch als solche logisch erweisen lassen. Wohlfeile Scherze, der Versuch, die Resultate tiefen Nachdenkens lächerlich zu machen, scheinen mir eines Denkers ebenso unwürdig, wie an sich vollkommen wertlos. Nur logische Argumente können helfen.

Nun finde ich thatsächlich ein solches Argument gegen den Idealismus in dem Problem des fremden Bewusstseins. Die Argumente des Idealismus behalten nämlich ihre zwingende Kraft nur solange, als sich bloß die Welt und Ich gegenüberstehen. Sowie das Du als drittes hinzutritt, hört mit einemmale die logische Kraft auf zu wirken, und die idealistische Deutung führt zu den crassesten Widersprüchen.

Denken wir — ich schließe mich in der Terminologie hier an *Avenarius* an — einen Umgebungsbestandtheil (R), etwa einen Baum, und einen Mitmenschen (M). R ist mein Bewusstseinsinhalt und ebenso M, soweit seine äußere Erscheinung in Betracht kommt. Nun macht aber M eine Aussage, deren Inhalt R ist. Diese Aussage vermag ich doch nicht als bloß mechanische Lautäußerung aufzufassen, sondern ich muss doch wohl annehmen, dass mein Bewusstseinsinhalt R auch Bewusstseinsinhalt des M sei. M hat also auch ein Bewusstsein, und alle seine Inhalte sind Bewusstseinsinhalte meines Bewusstseinsinhaltes M. Solange nun der Inhalt der Aussagen des M sich auf Inhalte bezieht, die auch mir als meine Bewusstseinsinhalte gegeben sind, lässt sich die Sache noch zur Noth aufrechterhalten. R ist mein Bewusstseinsinhalt und zugleich auch Bewusstseinsinhalt meines Bewusstseinsinhaltes M. Wie aber, wenn M von einer Gegend (r) spricht, die er durchreist hat, die aber ich nicht kenne? Dann ergibt sich folgendes: Die Gegend r ist Bewusstseinsinhalt meines Bewusstseinsinhaltes M, allein sie ist nicht mein Bewusstseinsinhalt. M existiert aber nur als mein Bewusstseinsinhalt, und doch stecken in ihm Inhalte, von denen ich nichts weiß. Die Idealisten haben gelegentlich diese Schwierigkeit zugegeben. *Berkeley*, der Schöpfer des Idealismus, hat keinen Anstand an der Annahme mehrerer Geister genommen, allein er hat über die Gründe der Gleichheit und Verschiedenheit ihrer Inhalte keine Rechen-

schaft gegeben. Neuere Gelehrte, wie *Leclair*, nehmen ein Universalbewusstsein an, dessen Inhalt eben die ganze Welt ist. Solche Fictionen sind jedoch schon an sich sehr gewagt, bieten aber auch keine vollkommen befriedigende Lösung des »Du«-Problems. Man sieht, sowie der Mitmensch in das Weltbild des Idealisten eintritt, erheben sich unüberwindliche Schwierigkeiten, die Hypothese aufrecht zu halten. Damit ist die logische Unhaltbarkeit der idealistischen Deutung erwiesen, und ich wenigstens empfinde diesen Nachweis als Befreiung von schwerem Drucke.

Der kritische Idealismus stellt in der Annahme präempirischer Kategorien Anforderungen an unser Denken, die psychologisch nicht vollziehbar sind und demnach als metaphysisch bezeichnet werden müssen. Derselbe erweist sich als logisch unhaltbar, da er nicht imstande ist, über das Bewusstsein der Mitmenschen und dessen Inhalt Rechenschaft zu geben. Es fragt sich also nur noch, wie eine solche Weltanschauung entstehen konnte. Hierüber habe ich Folgendes zu bemerken:

Der Trieb nach Erkenntnis ist nur eine specielle Bethätigungsweise des Erhaltungstriebes. Alle Wissenschaften sind aus praktischen Bedürfnissen entstanden und dienen schließlich wieder dazu, oder sollen dazu dienen, das Leben des Einzelnen und der Gesammtheit zu erhalten und zu vervollkommnen. Wie andere Triebe hat sich jedoch auch der Erkenntnistrieb einseitig weiter entwickelt, und sein Ziel wird vielfach als Selbstzweck bezeichnet. Diese einseitige Entwicklung ist in Verbindung mit der Arbeitstheilung für die Gesammtheit im ganzen von Vortheil, da die Hingabe an den selbständigen Zweck eine größere, und dann auch das Resultat ein bedeutenderes ist. Es ist aber bei jedem Triebe eine derartig einseitige Steigerung denkbar, dass dieselbe dem Gesammtorganismus schädlich zu werden beginnt. So wie ein zu sehr genährtes Organ zum Schaden des ganzen Organismus hypertroph wird, so kann das auch mit Functionen und Trieben geschehen.

Ich stehe nicht an, es auszusprechen, dass ich in der Behauptung, die Existenz der Welt erschöpfe sich im Ge-

dachtwerden, das Resultat einer Hypertrophie des Erkenntnistriebes erblicke. Zu dieser Überzeugung hat mich hauptsächlich die Qual geführt, die ich ausgestanden habe, ehe ich mit dem Idealismus fertig wurde. Wer es versucht, mit dieser Auffassung Ernst zu machen, dieselbe ganz zu durchdringen und sich mit ihr zu identificieren, der wird fühlen, dass dabei etwas im Gehirne zu zerreißen droht. Es ist höchste Zeit, zur Rückbildung dieser Hypertrophie beizutragen und zu gesundem Realismus zurückzukehren. Die richtige Erkenntnis, dass das Denken die Sinnesdata forme und gestalte, hat zu der Meinung geführt, man könne nur durch das Denken erkennen. Man hat dann mehrfach geglaubt, dass das Denken allein dazu ausreiche. Durch kritische Beschäftigung mit dem Denkorgane ist man dazu gelangt, die logischen Gesetze zu formulieren und Denkmittel zu schaffen, die uns eine ungeahnte Herrschaft über die Natur haben erringen helfen. Man hat dann begonnen, im eigenen Fleische zu wühlen, und immer mehr Erkenntnisfähigkeit in unserem Denkorgane gefunden. Schließlich sollte die ganze Form des Weltbildes von unserem Denken und nur der Stoff von außen stammen, bis am Ende auch dieser zum Bewusstseinsinhalte herabsank. Damit aber hört, soweit man damit Ernst macht, der Wert der Erkenntnis auf. Die logischen Gesetze sind mit äußerster Consequenz dazu gebraucht worden, die Realität der Welt, die diese Gesetze gezeitigt hatte, und die wiederum die Welt erkennen gelehrt hatten, zu zerstören. Das aber ist Hypertrophie des Erkenntnistriebes, und ein Weiterschreiten auf diesem Wege müsste zur Zerstörung des Denkorganes führen.

Aus der sinnlichen Wahrnehmung, aus primitiven Gefühlsreactionen, die sich zur Sprache ausbildeten, sind unsere Denkmittel, unsere logischen Gesetze hervorgegangen. Ihre Basis bildet ebenso, wie wir dies oben bei der Betrachtung des Wahrheitsbegriffes gezeigt haben, die selbständig existierende Umgebung eines reactionsfähigen Organismus. Auf dieser Grundlage sind sie entstanden, und nur auf dieser können sie gelten. Sowie die Gesetze der Geometrie aus der Anschauung des gegebenen dreidimensionalen Raumes abstrahiert sind, und es demnach unzulässig erscheint, diese Gesetze zur Aufstellung

eines n-dimensionalen Raumes in dem Sinne anzuwenden, dass die Existenzmöglichkeit eines mehr als dreidimensionalen Raumes mit seiner Berechenbarkeit als bewiesen betrachtet werde: so ist es durchaus logisch unzulässig, mit Hilfe der logischen Gesetze den Boden zu untergraben, auf welchem diese Gesetze erwachsen sind. Glücklicherweise sind wir in der Lage, die Unrichtigkeit solcher Aufstellungen auch mit Hilfe dieser logischen Gesetze selbst nachzuweisen, und dieselben bewähren damit aufs neue ihre Fähigkeit, die reale Welt erkennen zu lehren. Die idealistische Erkenntniskritik hat vielfach zu eindringender Analyse angeregt und sich durch ihre tiefgehende Auffassung des Erkenntnisproblems große Verdienste erworben. Sie hat die Überzeugung befestigt, dass die psychischen Phänomene durchaus eigenartig sind, und dass wir zum Zustandekommen des Weltbildes vieles selbst beibringen. Der Gedanke aber, dass aus Bewusstseinsinhalten eine Welt bestehen könne, dass wir über unser Denken hinaus niemals in eine reale Welt vordringen können, dieser Gedanke verdankt seine Entstehung — ich wiederhole es — einer Hypertrophie des Erkenntnistriebes.

Das Streben nach einer monistischen Weltanschauung, das wohl seinen letzten Grund in der vermeinten Einheitlichkeit unseres Ich hat, wird überspannt und sucht unvereinbare Ereignisreihen unter einen Hut zu bringen. Indem man dabei vom Bewusstsein als dem »unmittelbar Gegebenen« ausgeht, gelangt man zum Idealismus; indem man die durchgängige Abhängigkeit psychischer Phänomene von physiologischen so ausdeutet, dass man nur den letzteren volle Realität zuerkennt, zum Materialismus. Wir haben oben gezeigt, dass für beide Weltanschauungen der Begriff der Wahrheit aufhört einen Sinn zu haben. Wir können jetzt hinzufügen, dass der Idealismus nicht imstande ist, das fremde Bewusstsein zu erklären, der Materialismus wieder dem eigenen gegenüber rathlos dasteht.

In neuester Zeit hat es nun *Richard Avenarius* versucht, durch biologische Auffassung der psychischen Phänomene zu dem Begriffe der reinen Erfahrung zu gelangen und den natürlichen Weltbegriff zu bestimmen. Vieles in seinen Aus-

führungen zeigt starke Übereinstimmung mit den hier ausgesprochenen Gedanken, während anderes davon nicht unerheblich abweicht. Mit *Avenarius* muss ich mich deshalb kurz auseinandersetzen, bevor ich die erkenntniskritischen und metaphysischen Consequenzen meiner Urtheilstheorie skizziere.

2. Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung.

Avenarius hat seine Untersuchungen der Hauptsache nach in zwei Werken niedergelegt. Das erste, umfangreichere, die »Kritik der reinen Erfahrung« (2 Bde., 1888—1890), gibt seine eigenen Anschauungen und ihre Resultate, im zweiten, »Der menschliche Weltbegriff« (1891), sucht er die Entstehung der seiner Ansicht nach irrigen Weltanschauung zu erklären. Der Ausgangspunkt der Untersuchung sind zwei »empiriokritische Axiome«, welche wir in der Fassung des Autors hersetzen: 1. »Jedes menschliche Individuum nimmt ursprünglich sich gegenüber eine Umgebung mit mannigfachen Bestandtheilen, andere menschliche Individuen mit mannigfaltigen Aussagen und das Ausgesagte in irgendwelcher Abhängigkeit von der Umgebung an. Alle Erkenntnisinhalte der philosophischen Weltanschauungen — kritischer oder nichtkritischer — sind **Abänderungen** jener ursprünglichen Annahme (Axiom der Erkenntnisinhalte).«

2. »Das wissenschaftliche Erkennen hat keine wesentlich anderen Formen oder Mittel als das nichtwissenschaftliche; alle speciellen wissenschaftlichen Erkenntnisformen oder -mittel sind Ausbildungen vorwissenschaftlicher (Axiom der Erkenntnisformen).« *)

Dem zweiten Axiom muss ich voll und rückhaltlos zustimmen und glaube, dass meine Urtheilstheorie zu vielfacher Anwendung dieses Axioms Gelegenheit gegeben hat. Die Fähigkeit, sinnlich wahrzunehmen, oder noch allgemeiner: auf äußere Eindrücke zu reagieren, und die sich daraus entwickelnde Urtheilsfunction sind auch dem nichtwissenschaftlichen Denken

*) Kritik der reinen Erfahrung. Vorwort, S. VII.

eigen, und auch das wissenschaftliche kommt in seinen Resultaten über diese nicht hinaus. Die Urtheile der sinnlichen Wahrnehmung haben sich trotz aller Sinnestäuschungen als die ursprünglichste und sicherste Quelle der Wahrheit erwiesen. Hier herrscht also, wie gesagt, volle Übereinstimmung.

Das erste Axiom kann ich jedoch nur unter der Einschränkung gelten lassen, dass unter »menschliches Individuum« ein erwachsener Mensch verstanden wird, wie es wohl auch *Avenarius* meint. Das »ursprünglich« darf nicht dahin gedeutet werden, dass schon das neugeborene Kind fähig sei, die Annahme einer Umgebung zu machen. Die Beobachtung Neugeborener macht es mehr als wahrscheinlich, dass das Kind dazu erst nach und nach gelange, wenn sich sein »System C«, sein Gehirn, weiter entwickelt hat. Wenn ferner *Avenarius* in der Erläuterung zum ersten Axiom bemerkt: »Die Philosophen gewannen ihre Resultate durch positive oder negative Vermehrung jener Annahme (einer Umgebung, anderer Mitmenschen etc.)«, so muss ich auch dagegen Verwahrung einlegen. Die »Abänderung« einer Annahme darf nicht ohne weiteres als »positive oder negative Vermehrung« bezeichnet werden. Dies wäre nur bei mechanischen Vorgängen zulässig. Schon bei chemischen liesse sich heute noch nicht jede qualitative Veränderung als eine quantitative betrachten. Viel weniger aber ist dies bei psychischen Processen der Fall. Ich gebe gerne und rückhaltlos zu, dass die Philosophen von der naiv realistischen Auffassung ausgehen und diese variieren, aber nicht, dass diese Variation als eine positive oder negative Vermehrung angesprochen werden darf.

Zu diesen Axiomen kommen dann noch folgende Annahmen: Die Umgebung des Individuums — das System R — ist Bedingung für Veränderungen seines centralen Nervensystems, des Systems C. Die Aussagen der Mitmenschen — die E-Werte — die wir als abhängig von der Umgebung annehmen, haben wir also als abhängig vom System C dieser Mitmenschen anzunehmen. Die Änderungen des Systems C nun, welche durch die Umgebung R bewirkt werden, sind für die Erhaltung des Individuums von Bedeutung. Das In-

dividuum ist nämlich »als ein solches vorausgesetzt, das sich von sich selbst aus — wenigstens innerhalb gewisser Grenzen — unter Verminderungen seiner Erhaltung behaupte«.*)

Damit ist der biologische Standpunkt eingenommen, von dem aus *Avenarius* das Seelenleben betrachtet. Da die Umgebung auch aus Mitmenschen besteht, so lassen sich alle Einflüsse, die Natur und Menschenwelt, die Familie, Gemeinde, Volk, Staat, Kirche auf das Individuum ausüben, als Änderungen seines Systems C auffassen, mit Hilfe welcher sich dieses System behauptet.

Die Änderungen des Systems C sind im Verhältnisse zur Systemruhe als Schwankungen bezeichnet. Dieselben werden theils durch Arbeit, theils durch Ernährung des Systems C hervorgerufen und sind somit entweder Arbeits- oder Ernährungsschwankungen. Die Arbeit ist als Erfolg der Umgebung (R) zu betrachten und wird demgemäß mit der Formel f (R) bezeichnet. Entsprechend werden die Ernährungsschwankungen mit dem Symbole f (S) bezeichnet. Die vollständige Erhaltung des Systems C erfordert ein entsprechendes Verhältnis zwischen f(R) und f(S), indem eine Arbeitsvermehrung immer zugleich eine Ernährungsverminderung bedeutet. Die beiden Werte sind somit als entgegengesetzt zu betrachten, und die Behauptung ist eine vollständige, wenn $f(R) = - f(S)$. Das lässt sich auch so ausdrücken: $f(R) + f(S) = 0$. Der Ausdruck $f(R) + f(S)$ ist die Vitaldifferenz, und wenn diese gleich 0 wird, dann ist das Erhaltungsmaximum erreicht.

Die Änderungen des Systems C, welche durch die Entstehung einer Vitaldifferenz veranlasst werden und bis zu deren Aufhebung immer neue Änderungen nach sich ziehen, bilden eine Vitalreihe. Im ersten Bande wird nun untersucht, welche die Bedingungen für die möglichst vollständige Erhaltung des Systems C sind. Untersucht man diese Änderungen ohne Rücksicht darauf, welche Aussagen (E-Werte) von ihnen abhängig sind, so erhält man die unabhängige Vital-

*) a. a. O. I, S. 59.

reihe, deren Darstellung, wie gesagt, Gegenstand des ersten Bandes ist.

Die Einzelheiten wie auch das Endresultat dieser Untersuchung kommen für uns hier weniger in Betracht, da wir es ja gerade mit den Urtheilen, also mit den E-Werten zu thun haben. Es sei indessen bemerkt, dass die Ergebnisse, zu denen der Verfasser in diesem grundlegenden Theile gelangt, für die Physiologie, für die Pädagogik und auch für die Sociologie sehr anregend sind, allein auch vielfach zum Widerspruche herausfordern. Der Verfasser kommt nämlich zu dem Ergebnisse, dass das System C sich dann am vollständigsten behaupte, wenn der Verlauf der Vitalreihe eindeutig und ausschließlich bestimmt ist durch das denkbar meist sich Wiederholende in der Umgebung. Es würde sich somit eine starke Unterdrückung der Individualität und zugleich eine Uniformierung der Einzelnen als wünschenswert ergeben, und es ist sehr fraglich, ob dieser Zustand auf die Dauer die besten Bedingungen der Erhaltung verbürgt. Doch, wie gesagt, das berührt uns hier weniger, und wir gehen zu den Untersuchungen des zweiten Bandes über, der sich mit der abhängigen Vitalreihe. d. h. mit den E-Werten beschäftigt.

Die E-Werte sind Aussagen menschlicher Individuen und somit Urtheile. *Avenarius* fasst dieselben auf als abhängig vom System C. Diese physiologische und biologische Betrachtungsweise gibt ihm neue Gesichtspunkte an die Hand. und das Buch ist überaus reich an anregenden, oft überraschenden Bemerkungen. Es erscheinen da namentlich die wechselnden Anschauungen im wissenschaftlichen, speciell im philosophischen Denken in einem ganz neuen Lichte. Unsere Aufgabe kann es selbstverständlich nicht sein, dies alles im einzelnen zu verfolgen und zu prüfen. Wir haben es nur mit dem zu thun, was sich auf das Urtheil und die erkenntniskritische Bedeutung der E-Werte bezieht.

Die E-Werte sind abhängig von Änderungen des Systems C. Die E-Werte sind entweder Elemente (insoferne sie Empfindungsqualitäten aussagen) oder Charaktere (insoferne sie Gefühle aussagen). Wird nun eine Empfindungsqualität, etwa Grün, Roth, ein bestimmter Geruch, ein bestimmter Ton ausgesagt, so

ist dieses Element nach *Avenarius* abhängig von der Schwankungsform des Systems C. Das bedeutet psychologisch nichts anderes als: die Empfindung ist eine qualitativ bestimmte Änderung des Bewusstseinszustandes. *Avenarius* denkt nämlich bei den E-Werten immer nur an den Inhalt, nie an die Form der Aussage, und deshalb ist der E-Wert für ihn gleich dem Zustande, dessen Ausdruck die Aussage ist.

Wenn eine eingeübte Schwankung des Systems durch einen Umgebungsbestandtheil variiert, d. h. in eine minder geübte verwandelt wird, so entspricht dieser Variation nach *Avenarius* die Aussage: »Das ist anders« oder die »Heterote« (II, 29). Wird aber diese Variation so vorgenommen, dass das System zur eingeübten Schwankung zurückkehrt, so erfolgt die Aussage: »Das ist dasselbe« oder eine »Tautote«. Diese beiden Begriffe werden von *Avenarius* sehr vielfach verwendet. Namentlich entwickelt sich aus der Tautote der Begriff des Allgemeinen, der Regel, des Gesetzes. Die Heterote hat den Charakter des Staunens, ruft die Frage, das Problem hervor.

Wenn eine Schwankung durch eine große Constanz ihrer Bedingungen einen großen Übungswert erhalten hat, so bekommt der abhängige E-Wert den Charakter der »Heimhaftigkeit«, des Vertrauten, Sichern, Bekannten. *Avenarius* bezeichnet diesen Charakter als »Fidential« (II, 31). Wir haben schon oben (S. 200) auf die Verwandtschaft dieses Gedankens mit dem hingewiesen, was wir über das Phänomen des Glaubens bemerkten. Großer Übungswert einer Schwankung des Systems C heißt psychologisch nichts anderes als Übereinstimmung eines Urtheils mit der bisherigen Art, mit dem bisher bekannten Inhalte des Urtheilens. Auch dass das Vertraute als »sicher«, das »Fidential« als »Sekural« und »Notal« (II, 41) charakterisiert erscheint, ist ohne weiteres zuzugeben. Wenn aber *Avenarius* (II, 35 ff.) auch das Existential als Charakter des Fidential ansieht, so ist dagegen einiges vorzubringen. Wahr ist es, dass intensive Beschäftigung mit einem Gegenstande, also großer Übungswert der Schwankung den Existentialcharakter desselben erhöht. *Avenarius* hat dafür sehr treffende Beispiele angeführt. Man könnte denselben noch den Hinweis auf die idealistisch denkenden Naturforscher hinzufügen, denen

trotz ihrer idealistischen Weltanschauung die Sinnesorgane und das Gehirn doch als selbständig existierend erscheinen. Allein es ist nicht richtig, dass das Existential bloß von der Schwankungsgeübtheit abhängt. Die durch peripherische Reizungen hervorgerufenen Sinneseindrücke haben diesen Charakter auch ohne jede Geübtheit direct an sich. Das Wahrgenommene ist das »Sachhafte« gegenüber dem »Gedankenhaften« und hat dem gegenüber das größere Existential, selbst bei den idealistischen Denkern, wo die Schwankungsgeübtheit im entgegengesetzten Sinne wirkt.

Aus den folgenden Ausführungen hebe ich noch die treffenden Bemerkungen über die sprachlich mitbedingten Modificationen hervor, in denen sowohl der ursprünglich affective, als auch der spätere sociale Charakter der Sprache richtig erkannt ist. Endlich sei noch auf die mit meiner Auffassung so sehr übereinstimmende Bemerkung (II, 356) hingewiesen, wo das Verhältnis der Wahrnehmung zum Wahrnehmenden bestimmt wird.

Das Resultat, zu dem *Avenarius* bei seiner Untersuchung der E-Werte gelangt, war schon im ersten Bande vorgezeichnet. Für das praktische wie für das theoretische Verhalten gewinnen im Laufe der Zeit solche Vitalreihen die Oberhand, die vom denkbar meist sich Wiederholenden der Umgebung sowohl, als der endosystematischen Änderungen des Systems C ausschließlich bestimmt sind. Praktisch ergibt sich daraus vollkommene Anpassung, d. h. vollständige Behauptung unter Verminderungen des Erhaltungswertes und theoretisch ein Weltbegriff, der den ausgesprochenen Charakter einer allgemeinen Tautote hat. Dieser Weltbegriff kann von jedem Umgebungsbestandtheil als E-Wert ausgelöst werden, weil er eben mit jedem Umgebungsbestandtheile »dasselbe« ist, d. h. alles umfasst.

Bevor wir uns mit diesem »Weltbegriffe« und seinen drei Stadien auseinandersetzen, sei ein Wort über die Methode gestattet, deren sich *Avenarius* bedient. Sein Ziel ist, vom Gegebenen ausgehend, das Verhältnis des Menschen zu Natur und Menschenwelt physiologisch und biologisch als Functionen und Erhaltungen des Systems C zu fassen und darzustellen.

Das Außerachtlassen der sich einschiebenden psychischen Phänomene geschieht dabei, wie (I, 202 ff.) direct gesagt wird, mit voller Absichtlichkeit, und dieselbe wird auch in der citierten Anmerkung begründet.

In der Betrachtung der unabhängigen Vitalreihe gelingt auch diese Ausschaltung durchaus. Bei der Untersuchung der E-Werte, die doch auch nur als Abhängige von Änderungen des Systems C, also nur physiologisch und biologisch in Betracht kommen, ist *Avenarius* immerwährend genöthigt, aus seiner durch Übung in psychologischer Analyse vortrefflich geschulten Selbstwahrnehmung die oft sehr feine Charakteristik der E-Werte zu gewinnen. Dass das »Fidential« eines E-Wertes abhängig ist von der Schwankungsgeübtheit, ist doch immer nur eine Hypothese, während die Charakteristik des Fidentials als psychischer Vorgang doch nur eine Beschreibung dessen ist, was wir bei verschiedenartigen Urtheilen erlebt haben. Der biologische Standpunkt enthebt also doch nicht der Nothwendigkeit, durch Selbstbeobachtung die von uns erlebten psychischen Phänomene zu zergliedern. Für diese Zergliederung selbst und die Auffassung der Phänomene wird der biologische Gesichtspunkt oft wertvolle Anregungen und auch Aufklärungen geben, und ich glaube davon in meiner Untersuchung der Urtheilsfunction mehrmals vortheilhaften Gebrauch gemacht zu haben. Deswegen aber glaube ich, dass zuvor der allgemeine Charakter der E-Werte oder Urtheile psychologisch untersucht werden muss, ehe man darangeht, über die entsprechenden Änderungen des Systems C Hypothesen aufzustellen.

Der Weltbegriff nun, zu welchem nach der »Kritik der reinen Erfahrung« die Gesammtheit menschlicher Individuen, wenn ihr Zeit zur Entwicklung gelassen wird, gelangen muss, ist lediglich durch Umgebungsbestandtheile bestimmt und enthält nur reine Erfahrung. Dieser Weltbegriff ist jedoch das Resultat einer langen Entwicklung, welche *Avenarius* in dem größeren Werke angedeutet, in dem kleineren »Der menschliche Weltbegriff« ausgeführt hat.

Vor allem Philosophieren bildet sich der Mensch von sich und seiner Umgebung den »natürlichen Weltbegriff«. *Avenarius* beschreibt diesen Weltbegriff, den er am Anfange

seines Philosophierens hatte, folgendermaßen: »Ich mit all meinen Gedanken und Gefühlen fand mich inmitten einer Umgebung. Diese Umgebung war aus mannigfaltigen Bestandtheilen zusammengesetzt, welche untereinander in mannigfaltigen Verhältnissen der Abhängigkeit standen. Der Umgebung gehörten auch Mitmenschen an mit mannigfaltigen Aussagen, und was sie sagten, stand zumeist wieder in einem Abhängigkeitsverhältnisse zur Umgebung. Im übrigen redeten und handelten die Mitmenschen wie ich: sie antworteten auf meine Fragen, wie ich auf die ihren. Sie suchten die verschiedenen Bestandtheile der Umgebung auf und vermieden sie, veränderten sie oder suchten sie unverändert zu erhalten, und was sie thaten oder unterließen, bezeichneten sie mit Worten und erklärten für That und Unterlassung ihre Gründe und Absichten. Alles, wie ich selbst auch; und so dachte ich nicht anders, als dass Mitmenschen Wesen seien wie ich, ich selbst ein Wesen wie sie.« *)

Dieser natürliche Weltbegriff setzt sich aus einer Erfahrung und einer Hypothese zusammen. »Die Erfahrung, das Vorgefundene, umspannt mich selbst und meine Umgebung.« Die Hypothese liegt darin, dass die Aussagen der Mitmenschen auf ähnliche Vorgänge zurückgeführt werden, wie ich sie selbst erlebe. Diese Hypothese stimmt aber mit der Erfahrung viel mehr überein als die andere, dass die von dem Mitmenschen hervorgebrachten Laute nur mechanische Bedeutung haben. Versetze ich mich auf den Standpunkt des Mitmenschen, so ist das, was für mich Hypothese ist, für ihn Erfahrung, und es setzt sich somit der natürliche Weltbegriff zusammen aus eigener und fremder Erfahrung. Jene Hypothese ist die »empiriokritische Voraussetzung« von der »principiellen Gleichheit der Nebenmenschen«.**)

Die Aussagen der Mitmenschen, die E-Werte, charakterisieren sich im Sinne der »Kritik der reinen Erfahrung« als Elemente und Charaktere, als »Sachen« und »Gedanken«. Dieser letztere Unterschied beruht ebenfalls auf Erfahrung.

*) Der menschliche Weltbegriff. S. 4 f.
**) a. a. O. S. 9.

Sachen und Gedanken sind verschieden, aber nicht unvergleichbar. Eine weitere Analyse des natürlichen Weltbegriffes ergibt ebenfalls in Übereinstimmung mit den Resultaten des früheren Werkes, dass die E-Werte, soweit sie von der Umgebung R abhängen, nicht unmittelbar von dieser, sondern von Änderungen des Systems C abhängen, woraus sich dann ergibt, dass auch meine Aussagen von Änderungen meines Systems C abhängen.

Wir verfolgen den Gedankengang des Verfassers und versparen unsere kritischen Bemerkungen für den Schluss, beschränken uns aber von nun an auf die leitenden Gedanken.

Der natürliche Weltbegriff wird nun dadurch variiert, dass ich die Aussagen des Mitmenschen deute. Diese Deutung geschieht — unwissentlich und unwillentlich — in der Weise, dass ich in den Mitmenschen Gedanken, Gefühle und Willensimpulse hineinlege. Diese Einlegung oder Introjection geschieht — *Avenarius* gibt dies ausdrücklich zu — unwissentlich und unwillentlich (S. 27). Dadurch entsteht eine Verdopplung des Mitmenschen M. Derselbe hat eine äußere Welt, die er wahrnimmt und erkennt, und eine innere Welt, die aus seinen Wahrnehmungen und Erkenntnissen besteht. So wie nämlich die Stimme des Mitmenschen aus seinem Inneren tönt, so verlege ich auch die Wahrnehmungen in sein Inneres. Diese Doppelseitigkeit des Individuums M, zu welcher die Introjection führte, wird auf dem Boden der niederen Cultur zum Doppelindividuum (S. 34). Man legt dann nicht nur den Menschen, sondern auch den Thieren, den Pflanzen, den Flüssen und anderen Dingen der Umgebung einen »Geist«, eine »Seele« ein, und so entsteht der »menschliche Weltbegriff«, eine anthropomorphistische Auffassung der Welt. Der ursprünglich noch recht materielle Begriff des Geistes entfernt sich vom Körperlichen immer mehr und mehr. Dazu kommt, dass ich das, was vom Mitmenschen gilt, auch auf mich anwende, und so wird das, was ursprünglich nur Verdopplung des Individuums war, zum Dualismus von Körper und Geist. Dann scheidet sich auch die Erkenntnis in eine sinnliche und nichtsinnliche. Die nichtsinnliche gilt dann bald als die erhabenere und später auch als die unmittelbar

gegebene, und so entstehen durch die Introjection die mannigfachsten Variationen des natürlichen Weltbegriffes, die schließlich auch zur idealistischen Weltanschauung führen können.

Die Introjection ist nach *Avenarius* von Anfang an eine Fehlerquelle, und er versucht nun deren Ausschaltung. Dazu dient die Erwägung, dass in der Erfahrung die Umgebung und das Ich in gleicher Weise vorgefunden sind, indem das Ich ebenfalls nur ein deutlich charakterisierter, relativ constanter Elementencomplex ist. Die Zusammengehörigkeit der Umgebung und des Ich bezeichnet nun *Avenarius* als »Principialcoordination«, deren Centralglied das »Ichbezeichnete« ist (S. 84). Indem nun jeder Mitmensch auf Grund der empiriokritischen Voraussetzung ebenfalls als das Centralglied einer solchen Principialcoordination angenommen wird, ist jede Introjection vermieden, und der natürliche Weltbegriff wieder hergestellt, da ja jene Voraussetzung der principiellen Gleichheit bereits einen Bestandtheil des natürlichen Weltbegriffes bildete. *Avenarius* sucht dann die biologische Haltbarkeit des restituierten natürlichen Weltbegriffes zu erweisen und bringt diesen in Einklang mit den Resultaten der »Kritik der reinen Erfahrung«.

Was nun mich hier zunächst angeht, das ist die Introjection, ihre Entstehung und Ausschaltung. Meine ganze Urtheilstheorie beruht ja auf der Annahme einer allgemeinen, unvermeidlichen Introjection eines Willens in das wahrgenommene Ding, und ich habe schon an einem anderen Orte*) gesagt, dass meine Urtheilstheorie am treffendsten durch den Namen Introjectionstheorie charakterisiert würde. Nun behauptet *Avenarius*, der natürliche Weltbegriff enthalte keine Introjection, und wenn das wahr ist, dann ist meine Theorie vollkommen unhaltbar. Es lässt sich jedoch leicht zeigen, dass zum Zustandekommen dieses natürlichen Weltbegriffes die Introjection unvermeidlich ist.

Avenarius gibt zu, dass der natürliche Weltbegriff die Bewegungen der Mitmenschen nicht mechanisch deute, sondern dieselben als Äußerungen von Gedanken, Gefühlen und Willensimpulsen auffasse. Jede solche Auffassung setzt aber, man mag

*) Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Phil. 18, S. 170.

sich dagegen sträuben, wie man will, eine Introjection voraus. Ich muss mir im Inneren des Menschen ein Kraftcentrum vorstellen, wenn ich seine Rede verstehen soll. Wenn nun *Avenarius* meint, die Introjection erfolge zuerst in den Mitmenschen und dann erst in mich, so hat er insoferne recht, als ich zur Betrachtung, zur Beurtheilung meines Seelenlebens erst spät und erst durch Beobachtung anderer gelange. Allein das Erleben der psychischen Phänomene muss wohl vorausgesetzt werden, damit die Bewegungen anderer als Äußerungen oder als Zeichen ähnlichen Geschehens sollen gedeutet werden können. Die eigenen psychischen Phänomene sind, wie wir oben bemerkt haben, zwar das letzte, was beurtheilt, aber das erste, was erlebt wird. »Was am Anfang meiner ‚geistigen' Entwicklung war,« sagt *Avenarius* (S. 4), »darüber sucht die Philosophie mir vermittelst specieller Theorien Belehrung zu verschaffen.« Das ist gewiss zuzugeben, aber ohne solche Theorien vermag man nicht anzugeben, was zum natürlichen Weltbegriffe gehört. Das Inventar, welches *Avenarius* beim Anfange seines Philosophierens vorfand, ist jedenfalls das Resultat irgend einer Entwicklung und enthält diese Resultate fast in jedem einzelnen Bestandstücke dieses Inventars. Keinesfalls kann man sagen, dass dieser Weltbegriff durch die Introjection variiert werde, weil er dieselbe schon in sich enthält, ja ganz von ihr durchdrungen ist. Rechnet doch *Avenarius* auch das System C nicht etwa zu dem restituierten, sondern schon zu dem natürlichen Weltbegriff, und die Erkenntnis der Bedeutung des Systems C ist doch gewiss erst das Resultat von Forschungen, die ohne die durch die Sprache geschaffenen Denkformen und Denkmittel nie möglich gewesen wären. Dieser Weltbegriff ist durch eine unbewusste Introjection hindurchgegangen und ist von derselben ganz durchdrungen. Derselbe wird durch die Introjection nicht variiert, sondern ist durch dieselbe entstanden. *Avenarius* gibt wiederholt zu, dass die Introjection unwissentlich und unwillentlich erfolgt, sie muss also doch durch irgend etwas veranlasst sein. Die Introjection ist ja eine Deutung, eine Auffassung, also ein Denken, und das kann doch nur durch psychische Vorstufen erklärt werden.

Avenarius fasst die Introjection als Fehlerquelle, die eliminiert werden muss. Insoferne infolge der Introjection auf niedriger Culturstufe leblose Dinge als beseelt, mit einem Willen begabt, betrachtet werden, ist das ja zuzugeben. Hier tritt die Erfahrung allmählich berichtigend ein, allein die Form des Urtheils, die Auffassung der Empfindungscomplexe als Kraftcentren, die Gliederung der Vorgänge in Dinge und Thätigkeiten, diese Form, die durch die Introjection geschaffen wurde, bleibt bestehen.

Ich kann ferner nicht zugeben, dass an der Introjection, die ja unwissentlich und unwillentlich erfolgt und vielen deswegen »nicht zur Abhebung gelangt«, nur der Organismus oder das Denken allein betheiligt ist. Ein reactions- und erhaltungsfähiger Organismus ist allerdings vorausgesetzt, allein die Umgebung ist ebenso nöthige Voraussetzung, damit etwas da sei, worauf der Organismus reagiere. Die durch Zusammenwirken der Umgebung und des Organismus entstandene Urtheilsform bietet somit die Gewähr, dass sie auch durch die Umgebung mitbestimmt ist. Die Introjection gehört als wesentlicher Bestandtheil mit zum natürlichen Weltbegriffe, und es fragt sich erst, inwieferne und ob es möglich ist, dieselbe zu eliminieren. Darauf soll im Schlusscapitel eine Antwort versucht werden. Wir wollen nun noch kurz unsere kritischen Bemerkungen über *Avenarius* zusammenfassen.

Vollkommen einig bin ich mit dem verehrten Forscher in der Bekämpfung des kritischen Idealismus. Auch ich »glaube, dass es eine ganze Reihe naturwissenschaftlich gebildeter Vertreter des philosophischen Idealismus gibt, welche die Restitution des früheren Realismus als Erleichterung empfinden würden und dieselbe mit Freuden geschehen ließen, wenn sie nur wüssten, wie sie vom Idealismus mit — in logischer Hinsicht — gutem Gewissen davonkommen könnten«. Ich gebe auch zu, dass bei allen den »unwidersprechlichen Deductionen des Idealismus ein dualistisches Unbehagen nicht ganz zu fehlen pflegt«. »Irgend etwas will in diesem Weltbegriffe nicht recht stimmen und wäre besser entfernt, man kann nur nicht angeben, was das störende Moment in diesem logisch so streng und scharf deducierten Weltbegriffe ist.«

Avenarius findet dieses störende und darum auszuscheidende Moment in der Introjection und meint, die Idealisten können sie nicht finden, weil sie sich unwissentlich und unwillentlich vollzieht und eben deswegen nicht zur Abhebung gelangt. In dem Sinne der Einlegung eines »Geistes« oder Willens in andere Wesen ist jedoch die Introjection schon sehr vielen Denkern zur Abhebung gelangt, in dem Sinne jedoch, den *Avenarius* zugleich damit verbindet, nämlich dass auch der Begriff unseres eigenen Bewusstseins mittelbar der Introjection sein Entstehen verdanke, in diesem Sinne ist der Begriff, glaube ich, das Resultat irrthümlicher Auffassung. Unser eigenes Seelenleben wird zwar ebenfalls in der durch Introjection geschaffenen Form beurtheilt, allein es wird vor aller Introjection erlebt, und eben dieses primitive, unbewusste Erleben ist es, was zur Introjection veranlasst.

Die logische Unhaltbarkeit des Idealismus habe ich oben nachgewiesen, indem ich zeigte, dass diese Weltanschauung das fremde Bewusstsein weder wegzuleugnen, noch in ihren Weltbegriff einzufügen vermag. Dazu kommt die mit dem Idealismus nothwendig verbundene, psychologisch unvollziehbare Annahme präempirischer Kategorien.

Vollkommen einig bin ich wieder mit *Avenarius* in der biologischen Auffassung des Seelenlebens und finde in seinem Versuche, die psychischen Phänomene lediglich als Erhaltungen des Systems C zu fassen, einen bedeutenden Fortschritt. Was jedoch die Betrachtung der E-Werte als Änderungen des Systems C betrifft, so enthebt dieselbe keineswegs der Verpflichtung, Form und Inhalt menschlicher Aussagen zunächst psychologisch zu zergliedern. Die physiologischen Hypothesen, die *Avenarius* hier aufstellt, sind vielfach sehr wahrscheinlich, allein auch der Verfasser konnte zu denselben nur durch genaue psychologische Analysen gelangen.

Avenarius' erkenntniskritische Untersuchungen sind geeignet, auf dem Boden eines gesunden Realismus eine richtige Auffassung des Seelenlebens anzubahnen, sie bedürfen aber der Ergänzung und Berichtigung durch eingehende psychologische Analyse der Erkenntnisfunctionen.

Meine Untersuchungen über das Urtheil sollten eine solche Analyse bieten, und es soll jetzt versucht werden, die darin liegenden Elemente eines Weltbegriffes zusammenzufassen.

3. Urtheilsfunction und Weltbegriff.

Am Schlusse des ersten Abschnittes (S. 34) haben wir die Behauptung aufgestellt, dass von der richtigen Beantwortung der Frage, was wir thun, wenn wir urtheilen, unsere ganze theoretische Weltanschauung abhänge. Wir haben ferner der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass auf Grund einer richtigen Urtheilstheorie die Frage, was unser Beibringen sei zum Zustandekommen der Erfahrung, sich ohne Zuhilfenahme präempirischer Kategorien werde beantworten lassen. Endlich meinten wir, dass eine glückliche Lösung des Urtheilsproblems für die erkenntniskritische Grundfrage, nämlich die nach der extramentalen Existenz der Außenwelt, von hoher Bedeutung, und dass eine solche Lösung geeignet sei, die Begriffe »Gott« und »Seele« in neuem Lichte erscheinen zu lassen. Eine vollständige und eingehende Begründung dieser Behauptungen müssen wir freilich einer späteren Zeit vorbehalten. Würde eine solche Begründung doch nichts geringeres sein können als die Aufstellung eines vollständigen Systems der theoretischen Philosophie. Allein die grundlegenden Gedanken eines solchen Systems, namentlich insoferne sie sich aus den vorhergehenden Untersuchungen ergeben, möchte ich mir zum Schlusse wenigstens anzudeuten erlauben.

Das Bestreben, einen einheitlichen Weltbegriff zu gewinnen, welches uns durch die Einheit des Bewusstseins nahe gelegt wird, hat zu monistischen Weltauffassungen geführt. Alle derartigen Versuche, die es unternehmen, physische und psychische Phänomene unter einen Hut zu bringen, erweisen sich jedoch bei genauerer Prüfung als Hypertrophie des Erkenntnistriebes. Der Materialismus bleibt diesseits, der Idealismus liegt jenseits von Wahr und Falsch. Der Materialist kann das eigene, der Idealist das fremde Bewusstsein nicht erklären.

Sowie nun der Erkenntnistrieb sich weiter entwickelt, als es seine ursprüngliche biologische Bestimmung fordert, droht diese Function unseres Organismus, mittelst welcher wir eine ungeahnte Herrschaft über die Natur errungen und unsern Lebensinhalt so mächtig bereichert haben, zu einer directen Gefahr zu werden für die weitere Entwicklung des Menschengeschlechtes. Sobald nämlich die Philosophie zu Aufstellungen gelangt, gegen die sich unsere tägliche und stündliche Erfahrung energisch auflehnt, und uns zumuthet, Urtheile für wahr zu halten, die wir schlechterdings in unser bisheriges Weltbild nicht einzufügen vermögen, dann treten, wie wir dies in der Gegenwart sehen können, verschiedenartige sehr betrübende Erscheinungen im geistigen Leben zutage.

Zunächst macht sich bei denjenigen Forschern, die sich mit den sogenannten exacten Wissenschaften beschäftigen, eine verächtliche Gleichgiltigkeit gegen die Philosophie geltend, welche eben dadurch hervorgerufen wird, dass die Philosophie ihrer Aufgabe, eine befriedigende Weltanschauung zu bieten, sich selbst immer mehr entfremdet. Indem die Philosophie selbst daran arbeitet, sich in Einzelwissenschaften aufzulösen, und um den Preis einer immer doch nur scheinbaren Exactheit sich selbst preisgibt, indem sie immer nur betont, dass wir nichts wissen können, während die immer weiterschreitende Naturwissenschaft und Technik immer neue Kräfte in der Natur entdecken und dienstbar machen, reißt und zerrt sie selbst an dem ohnehin bereits schwachen Bande, das die Wissenschaften noch untereinander verbindet, an dem Bande, welches fester und fester zu knüpfen ihr eigentlicher Beruf wäre. Das Bedürfnis aber nach solch einigendem Bande wird vielfach empfunden; dies beweist unter anderem der buchhändlerische Erfolg von Werken, wie *Paulsens* »Einleitung in die Philosophie«, worin die gegenseitige Durchdringung von Philosophie und Wissenschaft energisch verlangt und vertheidigt wird.

Noch schlimmer ist eine andere Folgeerscheinung der gegenwärtigen Zerfahrenheit auf dem Gebiete der Philosophie. Wenn die Philosophie uns immer nur zu sagen weiß, dass wir das Wesen der Dinge nie zu ergründen vermögen und nur die Erscheinung uns zugänglich ist, während wir es deutlich

fühlen, dass es etwas geben muss, was unabhängig von uns besteht, so sind wir nur allzu leicht geneigt, dieses Etwas auf einem anderen als auf dem wissenschaftlichen Wege zu suchen. Das Geheimnisvolle lockt uns an, und wir suchen das, was uns Philosophie und Wissenschaft nicht geben können oder nicht geben zu können glauben, bei der Mystik. Thatsache ist es, dass der Occultismus in seinen verschiedenen Gestalten geradezu erschreckende Fortschritte macht und durch das wissenschaftliche Gewand, in welches sich dieser moderne Aberglaube so vortrefflich zu hüllen versteht, auch Männer anlockt, die auf den Höhen der Wissenschaft standen. Man spricht von Experimenten über Telepathie und Hellsehen, als ob dies bereits erwiesene Thatsachen wären, und benützt den aus dem normalen Leben vollkommen erklärbaren Hypnotismus, um das Unmöglichste glauben zu machen.

Deshalb ist es, glaube ich, höchste Zeit, dass dem Indifferentismus einerseits, dem Mysticismus andererseits entgegengewirkt werde. Dies kann jedoch in wirksamer Weise nur dadurch geschehen, dass die Philosophie ihre Aufgabe, Weltanschauungslehre zu sein, energisch wieder aufnimmt und bemüht ist, einen Weltbegriff zu finden, der den einfachsten Thatsachen der Erfahrung nicht minder gerecht wird als den Ergebnissen der Einzelwissenschaften. Inwieferne nun meine Urtheilstheorie, wie sie in der vorstehenden Untersuchung dargelegt ist, als Ausgangspunkt zur Gewinnung eines solchen Weltbegriffes dienen kann, das möchte ich jetzt auszuführen versuchen.

Die Urtheilsfunction ist die allgemein geübte und die wichtigste Thätigkeit, mittelst welcher wir die physische Welt geistig erobern und auf eine Form bringen, wo sie biologisch verwertbar wird. Dass diese Function wirklich ein geeignetes Mittel zu diesem Zwecke ist, das ist durch die Resultate, welche der Menschengeist eben dadurch erzielt, durch die Herrschaft über die Natur, welche das Menschengeschlecht durch Ausübung dieser Function errungen hat, wohl zur Genüge erwiesen. Schon dieser Umstand und ein, wenn auch nur flüchtiger Blick auf die Umgestaltungen, welche der urtheilende Menschengeist auf Grund seiner Urtheile auf der Erdoberfläche

hervorgebracht hat, macht die Annahme wahrscheinlich, dass die Art, wie wir das Weltgeschehen in Urtheilen deuten, auch eine Seite des wirklichen Geschehens ist, wie es sich unabhängig von einem menschlichen Bewusstsein vollzieht.

Diese Annahme wird aber zur Überzeugung und erhält volle Gewissheit, wenn wir die Elemente der Urtheilsfunction ins Auge fassen. Sie entsteht, wie wir gezeigt haben, aus Empfindungen, Gefühlen und Willensimpulsen und erhält durch die Sprache ihre volle Ausgestaltung. Die Empfindungen aber werden infolge ihres unleugbaren Zusammenhanges mit physiologischen Processen nur verständlich, wenn man dieselben als Endglieder einer Reihe betrachtet, die außerhalb des Organismus ihren Anfang nimmt und sich im Organismus, der ja ein Theil des Universums ist, fortsetzt. Die Empfindungen sind Zeichen von Vorgängen, die sich auch dann abspielen, wenn niemand sie empfindet. So wie der Blinde überzeugt ist, dass die Farbe existiert, obwohl er sie nicht sehen kann, so wie Taubgeborene wissen, dass es einen Schall gibt, so wissen auch wir, dass unseren Empfindungen irgend etwas entspricht, das sich auch vollzieht, wenn keine Empfindung davon Kunde gibt.

Die Empfindungen sind aber auch Signale für den Willen und veranlassen denselben zu zweckmäßigen Angriffs- und Abwehrbewegungen. Indem sich nun diese Bewegungen als wirklich zweckmäßig erweisen, indem sie Veränderungen in der Umgebung zur Folge haben, die der Erhaltung des Organismus förderlich sind, zeigt es sich auch darin, dass die Empfindungen etwas signalisiert hatten, was wirklich vor sich gieng.

Wenn nun das Urtheil aus Elementen besteht, die sämmtlich mit physischen Phänomenen in so engem Zusammenhange stehen, so liegt auch darin wieder ein Beweis, dass an der Ausbildung der Urtheilsfunction auch die Umgebung ihren Antheil hat, und dass das, was wir im Urtheile deuten, und die Art, wie wir es deuten, einem unabhängig von uns sich vollziehenden Geschehen entspricht.

Wenn wir einen Empfindungscomplex in der sinnlichen Wahrnehmung als einheitliches Ding auffassen, so liegt darin

ein Hinweis darauf, dass die Vorgänge, deren Zeichen die Bestandtheile dieses Complexes, die einzelnen Empfindungen sind, fest zusammenhalten, sich nicht auseinanderbringen lassen und eben deswegen die Widerstandsempfindung erregen, welche wir als gewollten Gegendruck deuten. Wenn dann im sprachlich formulierten Wahrnehmungsurtheil der in der und durch die Wahrnehmung zur Einheit gewordene Gegenstand als Kraftcentrum gefasst wird, aus welchem eben diese oder jene Wirkungen ausstrahlen, so spricht wieder die erwähnte Constanz, die objectiv vorhandene Ursache dafür, dass sich die eben actuell gewordene Kraftäußerung aus der Summe der thatsächlich vorhandenen potentiellen Wirkungen abhebt.

Die Urtheilsfunction ist somit in allen den elementaren Vorgängen, aus denen sie sich zusammensetzt, physisch bedingt, und so darf man wohl sagen, dieselbe ist auch, als Ganzes betrachtet, ein Vorgang, der ohne ein physisches, von uns unabhängiges Geschehen nicht hätte zustandekommen können. Dass wir die Welt in dieser und nicht in einer anderen Form deuten, dafür liegt der Grund nicht nur in der Eigenart unseres Seelenlebens, sondern auch in der Beschaffenheit der objectiv vorhandenen Welt selbst.

Unsere Analyse der Urtheilsfunction gibt uns somit bereits die allgemeine Möglichkeit, eine Weltanschauung auf realistischer Grundlage aufzubauen.

Dies wird noch deutlicher, wenn wir darauf hinweisen, dass die wichtigsten jener Kategorien, durch welche nach *Kant* der Empfindungsstoff geformt wird, und welche dieser Denker irrigerweise als vor aller Erfahrung gegebene Stammbegriffe des Verstandes betrachtet hat, dass die wichtigsten jener Kategorien in der Urtheilsfunction enthalten sind. In jedem Urtheil liegt nämlich, wie sich leicht zeigen lässt, Substantialität und Causalität.

Jedes Subject eines selbständig gefällten Urtheils wird von uns als Substanz, d. h. als beharrender Träger von Kräften aufgefasst. Die Substanz wird zugleich mit dem Subjecte des Urtheils geboren, und das Urtheil ist die primitivste und allgemeinste Apperception des Empfindungsstoffes. Es ist aber keine transscendentale Apperception, sondern eine solche.

die sich in unserem täglichen und stündlichen Erleben wirksam erweist. Das Subject ist aber als integrierender Bestandtheil der Urtheilsfunction, sowie diese, physisch mitbedingt, und so ist auch der aus der Reflexion auf die Subjectsfunction entstandene Substanzbegriff nicht vor aller Erfahrung gegeben, sondern vielmehr das Product einer bei allen Menschen gleichmäßig sich vollziehenden Erfahrung. In dieser Allgemeinheit der Erfahrung liegt nun ihre Nothwendigkeit und, wie wir gesehen haben, nicht nur ihre intersubjective, sondern auch ihre objective Giltigkeit.

Ähnliches gilt von der Causalität. Wir erleben dieselbe noch unmittelbarer in der innigen Verbindung zwischen unseren Willensimpulsen und den Muskelempfindungen. Indem wir nun diese innige Verbindung auf unsere Umgebung übertragen, entsteht die Urtheilsform. Dieselbe hat zuerst, wie wir bereits wiederholt gesagt haben, einen grob anthropomorphischen, personificierenden Charakter, verliert denselben aber bald, und es bleibt nur die innige Verbindung zwischen Kraftcentrum und Kraftäußerung übrig. Diese Verbindung ist keineswegs, wie *Hume* meinte, bloße Regelmäßigkeit der Succession. Dieselbe wird aber auch nicht, wie *Kant* meint, von uns an den Empfindungsstoff herangebracht, in der Weise, dass wir etwas ganz aus uns selbst Stammendes hineintrügen in das äußere Geschehen. Die Muskelempfindungen, in welche unsere Willensimpulse übergehen, sind doch zweifellos Zeichen von objectiv sich vollziehenden Bewegungen. Die Willensimpulse selbst sind ferner durch die Signale veranlasst, welche durch die Empfindungen gegeben waren, und sind somit, wie bereits gesagt wurde, physisch mitbedingt. Wenn es nun auch für mich zweifellos ist, dass unsere Willensimpulse das Organ sind, welches uns in den Stand setzt, causale Verknüpfungen zu erkennen, so scheint es mir doch ebenso einleuchtend, dass dieses Organ nur reagieren kann, wenn es angeregt wird. So wie nun die Sinnesdata Zeichen von objectiven Vorgängen sind, so entspricht auch der von uns infolge der Willensimpulse constatierten causalen Verknüpfung eine objectiv vorhandene Beziehung der physischen Vorgänge, welche als objective Causalität insoferne bezeichnet werden kann,

als ja die causale Auffassung der physischen Phänomene sich als geeignetes Mittel erwiesen hat, Veränderungen im physischen Geschehen vorauszusagen und hervorzurufen.

Substanz und Causalität sind demnach kein Urbesitz des Verstandes. Sie sind zwar die Form, in welcher alle menschlichen Wesen alles physische Geschehen aufzufassen nicht umhin können, allein diese Form ist durch eine bei allen Menschen gleichmäßig entstehende Erfahrung gewonnen und ist objectiv mitbedingt.

Die exacteste Form nun, in welcher das physische Geschehen dargestellt werden kann, ist nach allgemeiner Ansicht die mathematische. Ein Vorgang gilt als vollkommen begriffen, wenn derselbe mathematisch formuliert ist. Die Gesetze des Geschehens, die wir in allen Begriffsurtheilen aussprechen, werden, soweit sie physische Phänomene zum Inhalte haben, erst dann vollkommen verwertbar für die Erkenntnis, wie für biologische Zwecke, wenn sie auf quantitative Bestimmungen gebracht sind. Auch das wird, glaube ich, erst auf Grund unserer Urtheilstheorie verständlich.

Die Zahlbegriffe verdanken nämlich ihre Entstehung der objectiven Beschaffenheit der Dinge einerseits und der Urtheilsfunction andererseits. Gruppen gleicher Objecte mussten früh die Aufmerksamkeit erregen, und die Betrachtung solcher Gruppen zwang den Menschen, ein und dasselbe Benennungsurtheil zu wiederholen. Wie oft er es aber zu wiederholen habe, das war nicht Sache der Willkür, sondern das wurde eben durch die Anzahl der Individuen bestimmt, die in der Gruppe vereinigt waren. Hatten z. B. die paarweise angeordneten Gliedmaßen die Urtheilsfunction angeregt, so gebot die Zweizahl der Glieder dem Urtheilenden nach zweimaliger Wiederholung des Urtheilsactes Halt. Dasselbe war dann bei Gruppen von drei, vier und fünf Gegenständen der Fall. Wenig begabte Völker blieben in der Entwicklung der Zahlenreihe dort stehen, wo die am häufigsten sich darbietenden Gruppen Halt geboten. Auch die Fähigkeit, Ähnlichkeiten zu entdecken, ein sicheres Zeichen allgemeiner geistiger Regsamkeit, wie *Bain* so geistvoll dargelegt hat, kommt hier in Betracht. Wenn es z. B. Völker gibt, die die Zahlenreihe nur bis vier ausbildeten, so

ist dies ein Beweis dafür, dass sie den Daumen ihrer Hand nicht zu den Fingern rechneten, sonst hätten sie wenigstens bis fünf kommen müssen.*)

Begabtere Völker jedoch mit größerer identificatorischer Kraft fanden bald heraus, dass hier ganz allgemein giltige Beziehungen herrschen, und bildeten die Zahlbegriffe demgemäß weiter aus. Die Wiederholung der Urtheilsacte vollzog sich bei den verschiedensten Gruppen in gleicher Weise, und da sich viele gleichzahlige Gruppen in der Umgebung aller Menschen vorfanden, so entstanden bald die bestimmten, auf alle Gruppen anwendbaren Zahlen. Da nun nichts hinderte, den Urtheilsact beliebig oft zu wiederholen, so musste die Zahlenreihe als unendlich erscheinen. Das constante Beisammensein gewisser Objecte, welches jedesmal an derselben Stelle der Wiederholung Halt gebot, festigte die Überzeugung, dass die Zahlverhältnisse objectiv bedingt seien, und dass alle auf dieselben gegründeten Voraussagen eintreffen müssen.

Dazu kommt noch eine Eigenschaft der Zahlbegriffe, die wieder ihre physische Bedingtheit beweist. Jede Zahl ist eine Synthese. Sie besteht aus Einheiten, ist aber doch ein Ganzes, welches in sich die einzelnen Objecte vereinigt und durch diese Vereinigung zu einem neuen Kraftcentrum wird, in welchem Kräfte immanent sind, die erst durch diese Vereinigung geschaffen worden sind. Diese Synthese erlangt aber nur dadurch hinreichende Festigkeit, dass die Gruppe immer beisammenbleibt und nach der Wiederholung der einzelnen Urtheilsacte wieder als ein Ganzes gleichsam zusammengeschaut und zusammengefasst werden kann. Dadurch erst erscheint die Zahl als etwas Beharrendes, Selbständiges, das in allen gleichzahligen Gruppen wiederkehrt, auch wenn die Objecte, aus denen die Gruppen bestehen, verschieden sind.

Dadurch wird es auch erklärlich, dass die Pythagoräer auf den Gedanken kommen konnten, die Zahlen seien wirkliche Wesen, Kraftcentren, deren Kraftäußerungen im ganzen Universum zu merken sind. Eine Stütze fand dieser Gedanke auch in der Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache, Zahl-

*) Vgl. *Friedrich Müller*, »Grundriss der Sprachwissenschaft«, I, 2, S. 27; II, 1, S. 14.

substantiva zu bilden, welche Eigenthümlichkeit wahrscheinlich auf den Einfluss des Semitischen, wo die Zahlen von 3 aufwärts substantivische Form annehmen, zurückzuführen ist.*) Der Gedanke, dass die Zahlen objective Wesenheiten, ja das einzige sind, was wirklich existiert, ist sehr ähnlich der Hypostasierung der allgemeinen Begriffe, die *Platon* in seiner Ideenlehre vollzogen hat, und es ist auch historisch sichergestellt, dass diese Lehre *Platons* unter dem Einflusse pythagoräischer Gedanken ausgebildet wurde.

Sind aber die Zahlbegriffe physisch mitbedingt, so verdanken die mathematischen Urtheile ihren hohen Wahrheitswert eben dieser Bedingtheit. Was in denselben behauptet wird, ist aber, wie bereits oben (S. 156 ff.) bemerkt wurde, die Existenz und Wirksamkeit von Beziehungen. Diese Beziehungen müssen sich aber überall als wirksam erweisen, wo die Glieder derselben objectiv gegeben sind. Nun liegt aber das Wesen der arithmetischen Urtheile darin, dass sie überall discrete, ruhende Einheiten voraussetzen. Indem die Arithmetik die stetige Curve in discrete Punkte auflöste, war sie imstande, die Curve der Rechnung zu unterwerfen und das Gesetz derselben zu bestimmen. So bringt nun auch die mathematisch fundierte Mechanik gleichsam Ruhe in den steten Fluss des Geschehens, indem sie die Bewegungen durch Kraftgleichungen beschreibt. Wir können eben das physische Geschehen nur in der Form von Urtheilen geistig erobern, und es gehört, wie wir gezeigt haben, zum Wesen der Urtheils-

---

*) Über diese Eigenthümlichkeit der semitischen Sprachen theilt mir mein verehrter Freund, der bekannte Orientalist, Prof. *Dr. H. Müller* folgendes mit: »Im Semitischen werden bekanntlich die Zahlwörter 1 und 2 als Adjectiva behandelt und müssen daher mit dem Gezählten im Genus übereinstimmen. Dagegen wird von 3 aufwärts bei Substantiven männlichen Geschlechtes die weibliche Form des Zahlworts und umgekehrt bei Substantiven weiblichen Geschlechts die männliche Form angewendet. Die Ursache dieser allen semitischen Sprachen eigenthümlichen Erscheinung liegt meines Erachtens darin, dass die Sprache die Substantivierung der Zahlwörter ausdrücklich betonen wollte. Um nun anzudeuten, dass in der That Substantiva und nicht Adjectiva vorliegen, hat sie die Übereinstimmung im Genus mit Bewusstsein und Absicht aufgehoben und ins Gegentheil verwandelt.«

function, beharrende Kraftcentren, d. h. Substanzen zu schaffen und alles Geschehen als Kraftäußerung solcher Substanzen aufzufassen. Die discrete Einheit, die Grundlage jedes Zahlensystems, ist die allgemeinste und abstracteste Substanz, und darin liegt das Richtige des pythagoräischen Gedankens. Freilich besteht diese Substanz nicht für sich, nicht selbständig, sondern wirkt nur in den Dingen, und daran müssen wieder die Mathematiker der Gegenwart erinnert werden. Diese Gedanken weiter auszuführen und eingehender zu begründen, behalte ich einer späteren Zeit vor, allein das eine muss ich schon hier auf das entschiedenste betonen, dass die mathematischen Urtheile nur auf physische Phänomene Anwendung finden können und nur für diese Geltung haben. Hier aber sind sie allerdings der exacteste Ausdruck dessen, was wir zu erkennen vermögen, und die unzweifelhaftesten Gesetze des wirklichen Geschehens. Indem nun auch die Entstehung der Zahlbegriffe die Urtheilsfunction voraussetzt und erst durch dieselbe möglich wird, und indem ferner die mathematischen Urtheile das physische Geschehen genau in derselben Weise formen und gestalten wie die primitiven Wahrnehmungsurtheile, zeigt es sich aufs neue, dass auf Grund unserer Urtheilstheorie eine Auffassung des physischen Geschehens gewonnen werden kann, die den einfachsten Erfahrungen des naiven Bewusstseins nicht minder gerecht wird als den Ergebnissen der Einzelwissenschaften.*)

*) Vergleiche mit dem hier über die mathematischen Urtheile und über die Hypostasierung der Zahlen durch die Pythagoräer Bemerkten die meisterhafte Darstellung der pythagoräischen Zahlenlehre und Zahlenmystik bei *Gomperz*, »Griechische Denker« (I. Bd., S. 85—90). »Diese (die Zahlen) jedoch für das innerste Wesen der Welt zu halten und nicht als den bloßen Ausdruck von Beziehungen und Verhältnissen anzusehen — diese uns fast unbegreifliche Verkehrung der natürlichen Auffassung« wird vielleicht begreiflicher, wenn man zu den geistvollen Ausführungen des verehrten Forschers noch das hinzufügt, was ich auf Grund meiner Urtheilstheorie hier beigebracht habe. Die Vereinbarkeit von mathematischer und mystischer Denkweise hat *Gomperz* (S. 89 f.) nicht nur psychologisch richtig erklärt, sondern auch durch sehr glückliche Anführung von Aussprüchen moderner Denker, wie *Oken* und *Comte*, historisch belegt. Wenn aber *Gomperz* meint, die Hypostasierung der Zahl und die Auffassung der Einheit als Grundbestandtheil der Welt sei durch die Eigenthümlichkeit der griechischen Sprech- und Denkweise unterstützt worden, welche darin

Die physischen Phänomene werden also von uns in Urtheilen gedeutet, und die Art, wie sie da gedeutet werden, ist sicher auch eine Bethätigungsweise ihres wirklichen, von uns unabhängigen Seins. Wir erkennen dieselben, wie sie wirklich sind, denn die Art, wie sie erscheinen, ist gewiss auch eine Seite ihres Seins. Es ist gewiss möglich, dass sie noch ganz andere Eigenschaften haben als die, welche unserer Erkenntnis zugänglich sind, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass wir durch wissenschaftliche Forschung noch neue Seiten ihres Seins, neue Bethätigungsweisen ihres Wesens werden kennen lernen. Allein es ist nicht richtig, wenn man sagt, wir vermöchten das Wesen der Dinge nicht zu erkennen. Niemals werden wir zwar eine Gewähr dafür haben, dass wir ihr ganzes Wesen kennen, aber umso sicherer dürfen wir behaupten, dass alles, was wir von der Natur erkannt haben, auch wirklich Natur und nicht bloß Erscheinung ist. Die Urtheilsfunction und ihre bis heute bewährte Thätigkeit ist eine sichere Gewähr dafür.

Die physischen Phänomene machen aber nicht das gesammte Weltgeschehen aus. Wir finden in den psychischen Vorgängen, die wir erleben, eine ganz eigenartige, von allem Physischen wesentlich verschiedene Art des Geschehens vor, und es fragt sich nun, inwiefern die Urtheilsfunction fähig und geeignet ist, die Erkenntnis dieses Geschehens und seine Gesetze zu vermitteln.

Wir haben schon oben (S. 197) darauf hingewiesen, dass jedes Urtheil über selbsterlebte psychische Phänomene eine, ich möchte sagen, formale Unrichtigkeit enthält. Die psychischen Phänomene sind ihrem Wesen nach niemals Dinge, sondern immer Ereignisse und vertragen demnach die in

---

bestehe, dass arithmetische Beziehungen geometrisch ausgedrückt werden, so kann ich ihm nicht beistimmen. Diese Ausdrucksweise ist nämlich gewiss nicht aus dem volksthümlichen Gebrauche in die Wissenschaft übergegangen, sondern ist selbst erst ein Erzeugnis wissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Gegenstande. Hier hat die Wissenschaft die Sprache beeinflusst, nicht umgekehrt. Dagegen ist die von mir erwähnte Eigenthümlichkeit der griechischen Sprache, Zahlsubstantiva zu bilden, schon in den homerischen Gedichten nachzuweisen und somit sicher altes Sprachgut.

jedem Subjecte liegende Substantialisierung nicht. Die im Urtheil vorgenommene Formung und Gliederung des beurtheilten Inhaltes *fälscht* gewissermaßen die Phänomene, indem sie dieselben in einer Form darstellt, die nur für physische Phänomene die gemäße ist. Deswegen konnten wir auch nicht zugeben, dass die Urtheile über selbsterlebte psychische Phänomene *evident* seien. Dieselben können zwar nur in *einer* Weise erlebt, allein in verschiedener Weise *beurtheilt* werden. Jedes Urtheil über psychische Phänomene ist, streng genommen, eine *bildliche Ausdrucksweise*, und der thatsächliche Verlauf des Vorganges entspricht niemals genau dem diesen Vorgang constatierenden Urtheile. Mag als Subject der Kopf oder das Herz, das Ich oder die Seele bezeichnet werden, immer ist dabei von einem beharrenden Kraftcentrum die Rede, welches sich im *erlebten* Vorgang nie nachweisen lässt.

Daraus ergibt sich jedoch als unausweichliche Folgerung, dass die Urtheilsfunction an sich nicht geeignet ist, die Erkenntnis des psychischen Geschehens zu vermitteln. Alle derartigen Urtheile können nur dann richtig verstanden werden, wenn wir imstande sind, den beurtheilten Vorgang in unserem eigenen Bewusstsein nachzuerzeugen und gleichsam innerlich anzuschauen. Die oft betonte Natur der psychischen Phänomene verträgt keine Zerlegung in Ding und Thätigkeit. Das psychische Geschehen ist ein reines, *substratloses* Geschehen, es kann nicht durch Urtheile erkannt werden. Die einzige Form, in der es uns zugänglich wird, ist die des eigenen Erlebens. Wenn wir von den physischen Phänomenen sagten, dass sie erst durch die Urtheilsfunction zu unserem geistigen Eigenthum werden, so müssen wir von den psychischen sagen, dass sie nur durch *Nichtausübung* dieser Function erkannt werden können. Unser geistiges Eigenthum freilich brauchen sie nicht erst zu werden, denn das sind sie ja schon an sich. Jede Substantialisierung aber, die wir hier vornehmen, *fälscht*, wie gesagt, das Bild unseres Seelenlebens, und, so paradox es klingen mag, die *Grundlage unserer Persönlichkeit* bleibt selbst *unpersönlich*. Nur wirkliche Impersonalien, nur Sätze, die wirklich subjectlos wären, könnten ein psychisches Phänomen richtig beschreiben.

Die Form, in der wir unser Seelenleben zu erkennen vermögen, ist also nicht die Urtheilsform, die man auch die discursive Denkform nennen kann. Nur das möglichst passive Betrachten, das innere Schauen, die intuitive Denkform wird dem thatsächlichen Verlaufe des psychischen Geschehens gerecht. Wir können demnach sagen: »Physische Phänomene können nur discursiv, psychische nur intuitiv erkannt werden.«

Die Verkennung dieses Grundsatzes hat viele und nicht gerade die schlechtesten Denker oft auf Irrwege geführt. Die an und für sich richtige Überzeugung, dass auch das physische Geschehen ein Continuum sei, dem unsere discursive Denkform nicht ganz beikommen könne, hat vielfach den Wunsch rege gemacht, das physische Geschehen intuitiv zu erfassen und so oft gerade die tiefsten Denker der Mystik in die Arme geführt. Andererseits ist das Streben, auch das psychische Geschehen discursiv zu erkennen, oft die Quelle haltloser Metaphysik geworden, oder es hat den Materialismus gezeitigt. Alles das aber verhindert das Zustandekommen einer gesunden Weltanschauung, und deshalb muss, glaube ich, dieser Grundsatz festgehalten werden. Derselbe ist ein Ausdruck der fundamentalen Verschiedenheit psychischer und physischer Phänomene und findet auch darin seine Bestätigung, dass unser Seelenleben sich der mathematischen Beschreibung schlechterdings nicht fügen will.

Wenn wir aber daran gehen, die Gesetze dieses nur intuitiv zu erfassenden Seelenlebens aufzustellen, dann müssen wir dieselben doch in Urtheilen formulieren und somit doch wieder discursiv zu erkennen versuchen. Da ist nun zunächst zu bemerken, dass solche Urtheile stets Beziehungsurtheile sind, und dass wir uns dabei immer gegenwärtig halten müssen, dass diese Gesetze immer nur der Ausdruck für Gleichförmigkeiten in der Aufeinanderfolge psychischer Phänomene sind und sich niemals mathematisch in Kraftgleichungen ausdrücken lassen. Niemals kann also hier, wie beim physischen Geschehen, durch mathematische Formeln gleichsam Ruhe in die Bewegung gebracht werden, und die Urtheilsfunction ist hier nur im übertragenen Wirkungskreise

thätig. Dass das Forschen nach solchen Gesetzen darum keine fruchtlose Mühe ist, das hat, meiner Ansicht nach, *J. St. Mill**) ganz unwiderleglich bewiesen.

Die Nothwendigkeit, auch auf die psychischen Phänomene, sobald diese zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht werden, die Urtheilsfunction anzuwenden, führt uns auf eine andere vielerörterte Frage. Die mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen psychischem und physischem Geschehen legen dem Psychologen die Verpflichtung auf, die physiologischen Bedingungen der Erscheinungen des Seelenlebens zum Gegenstand seiner Forschung zu machen und dabei so weit zu gehen, als es der Stand der Physiologie und die Verschiedenheit der beiden Grundclassen nur irgend gestatten. In der Formulierung psychologischer Gesetze werden daher physiologische, somit physische Vorgänge von hoher Bedeutung sein, und dies führt uns zu dem alten Problem der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die verschiedenen Lösungsversuche anzuführen und ihr Pro und Contra kritisch zu prüfen. Nur Eines will ich bemerken: Die Wechselwirkung zwischen psychischen und physischen Vorgängen ist die erste und einzige Form der Causalität, die wir wirklich erleben. Unser Organ für ursächliche Verknüpfung sind unsere Willensimpulse und deren innige Verbindung mit darauffolgenden Muskelempfindungen. Die Muskelempfindungen aber sind mit physischen Bewegungen aufs engste verknüpft und sind untrügliche Zeichen für solche Bewegungen. Die Willensimpulse selbst aber erfolgen auf die Signale, die durch Empfindungen gegeben werden, in denen wir eine Fortsetzung eines Geschehens erblicken müssen, das außerhalb des Organismus seinen Anfang genommen hat. Würden wir diese Causalität nicht unmittelbar erleben, dann könnten wir in der Natur keine bemerken, unsere Urtheilsfunction könnte sich nicht bilden, und die geistige Eroberung der Außenwelt, sowie ihre biologische Verwertung wäre unmöglich. Sagt mir also jemand, er finde eine Wechselwirkung

*) »System der inductiven und deductiven Logik«, übersetzt von *Gomperz*, Bd. III, S. 249 ff.

zwischen Physischem und Psychischem unbegreiflich, so antworte ich, indem ich ein Wort *Schillers* variiere. Diese Wechselwirkung ist darum nicht minder begreiflich, weil sie mehr als begreiflich ist. Sie ist aber mehr als begreiflich, weil sie unmittelbar erlebt wird, und weil sie die Quelle alles Urtheilens, und somit auch die Quelle alles Begreifens ist.

In der Wechselwirkung, die wir unmittelbar erleben, ist das Psychische, die Willensimpulse, Ursache, und der physische Vorgang, der daraufhin erfolgt, die Wirkung. Wenn wir aber in Erwägung ziehen, dass die Willensimpulse immer erst durch physisch mitbedingte Empfindungen in Thätigkeit gesetzt werden, so ergibt sich als erste Ursache ein physischer Vorgang. Wir haben uns dann die Sache so zu denken. Die nach mechanischen Gesetzen sich vollziehenden Bewegungen der Materie bringen in den Organismen, auf welche sie einwirken, die in diesen Organismen bereits vorhandenen Keime zu psychischer Thätigkeit zur Entfaltung. Im menschlichen Organismus entwickelt sich dann eine rege Wechselwirkung zwischen physischen und psychischen Vorgängen, die beide als biologische Functionen zur Erhaltung und Vervollkommnung des Organismus beitragen. Psychische Phänomene sind zwar immer nur in inniger Verbindung mit physischen gegeben, bleiben aber nichtsdestoweniger eigenartig und unvergleichbar. Aus dem Zusammenwirken dieser Factoren entwickelt sich die Urtheilsfunction, mittelst welcher wir das wirkliche Geschehen erfassen und erkennen. Fragen wir nun, woher einerseits das physische Geschehen, andererseits die psychischen Keime in der organischen Materie stammen, durch welche Ursachen sie entstanden sind, so muss die exacte Forschung antworten: das entzieht sich der genauen und sicheren Ergründung. Unsere Denkmittel haben beide Arten von Geschehen zur Voraussetzung und können über ihre eigenen Grundlagen hinaus keine Geltung beanspruchen. Wer nur das behaupten will, was sich auf Grund der Erfahrung ermitteln lässt, der muss hier die ἐποχή der Skeptiker üben.

Diese Zurückhaltung des Urtheils wird aber von uns als eine Hemmung der Urtheilsfunction gefühlt, und die infolge dieser Hemmung sich aufdrängenden Fragen lassen sich nur

schwer abweisen. Warum sollte denn auch nicht der Versuch unternommen werden, die Urtheilsfunction, die sich bei den einzelnen Vorstellungsinhalten so vortrefflich bewährt hat, auf die Vorstellung des Weltganzen anzuwenden? Thatsächlich hat diese Vorstellung das Interesse der Denker seit dreitausend Jahren im höchsten Grade erregt und zu den verschiedensten Urtheilen darüber angeregt. Wollen wir nun dieses einmal rege gewordene Urtheilsbedürfnis befriedigen, so bleibt, glaube ich, in Bezug auf die Art der Befriedigung keine Wahl übrig. Unsere Urtheilsfunction kann da nur ihrer eigenen Natur folgen, sie muss das Ganze in dieselbe Form bringen, in die sie jeden Theilinhalt dieses Ganzen gebracht hat. Wir müssen das Weltganze, die Summe des physischen und psychischen Geschehens, auffassen als Kraftäußerung eines mächtigen Willens. Erst dadurch erhalten wir einen Weltbegriff, eine »Multiponible höchster Ordnung«, wie *Avenarius* sich ausdrückt. Dieser Abschluss unserer Weltbetrachtung wird uns durch die Urtheilsfunction, wenn nicht gerade aufgenöthigt, so doch sehr nahe gelegt. Es ist ein Postulat, nicht wie *Kant* meinte, der praktischen, sondern der theoretischen Vernunft. Dieser mächtige göttliche Wille darf jedoch, wenn er wirklich unser Urtheilsbedürfnis befriedigen soll, nicht anders gedacht werden, als im Sinne des Psalmisten, der von ihm sagt: »Das Gesetz hat er gegeben, er selbst überschreitet es nicht.« Was dieser göttliche Wille einmal gewollt hat, das fährt er in Ewigkeit fort zu wollen. Die Gesetze des Geschehens sind seine Gesetze, die unabänderlich gelten, und die zu erforschen Aufgabe der Wissenschaft ist. Durch einen Schöpfungsact dieses Willens ist sowohl die Materie als auch die Keime psychischen Lebens geschaffen worden, die sich unter gegebenen Bedingungen zu gewaltigen Geistesthaten weiter entwickeln. Als Äußerung dieses Willens ist alles physische und alles psychische Geschehen zu betrachten, und damit ist auch dem Functionsbedürfnisse unseres Denkens Rechnung getragen, ohne dass dadurch der fundamentale Unterschied zwischen Geist und Materie verwischt würde.

Rückblick.

Unsere Untersuchung ist von vollkommen bekannten und gegebenen Thatsachen ausgegangen. Wir haben im Urtheilsacte Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselemente nachgewiesen und die Form kennen gelernt, in welche die chaotische Masse der Empfindungen durch die Urtheilsfunction gebracht wird. Maßgebend für unsere Theorie war dabei vor allem die Thatsache der Apperception durch die stärkste Apperceptionsmasse. In diesem Punkte trifft unsere Ansicht mit den Gedanken zusammen, welche *Robert Zimmermann**) über die appercipierende Kraft der Ichvorstellung ausgesprochen hat. Der Unterschied ist nur der, dass ich speciell die Willensimpulse als die appercipierende Masse betrachte, und dass ich schon in der sinnlichen Wahrnehmung eine unbewusste Wirkung dieser Apperception annehme.

Wir haben dann weiter gesehen, wie die Urtheilsfunction durch die Sprache zur vollen Entfaltung gelangt und dadurch fähig wird, neue Denkmittel zu schaffen, mittelst welcher der Menschengeist die Natur erobert und dienstbar gemacht hat. Wir haben da concrete und abstracte Begriffe entstehen gesehen und gefunden, dass der Typus des Urtheilsactes in all den verschiedenen Formen des Urtheils derselbe bleibt. Wir sahen, wie der ursprünglich im Urtheil liegende naive Anthropomorphismus nach und nach einer anderen Auffassung Platz macht, indem das Subject nicht mehr als ein wollendes Wesen, sondern als ein Kraftcentrum aufgefasst wird, aus

*) »Anthroposophie im Umriss«, Wien 1882. S. 232 ff

dem in derselben Weise Wirkungen ausstrahlen, wie die Muskelcontractionen den Willensimpulsen folgen. Die Innigkeit der Verbindung zwischen Kraftquelle und Wirkung bleibt erhalten, und wenn wir jetzt alles Geschehen als Ausfluss des göttlichen Willens betrachten, so finden wir damit nur die ursprüngliche Urtheilsform wieder.

Die Betrachtung der Entwicklung unserer Urtheilsfunction hat uns vielfach zu logischen und namentlich zu grammatischen Erörterungen geführt, und wir glauben in das Verständnis so mancher sprachlichen Ausdrucksform etwas tiefer eingedrungen zu sein, als es bisher gelungen war. Insbesondere möchte ich in dieser Beziehung auf die Darlegung der Benennungsurtheile, der eigentlichen Bedeutung des Präteritums und Futurums und auf die Auffassung der mathematischen Urtheile verweisen. Unsere Urtheilstheorie hat es uns ferner ermöglicht, die Bedeutung von Wahrheit und Irrthum klarzulegen, und dabei namentlich die vorwiegend biologische Bedeutung der Erkenntnisthätigkeit ins rechte Licht zu setzen. Wir sind dabei zu dem Resultate gelangt, dass die sinnliche Wahrnehmung die letzte und sicherste Quelle der Erkenntnis ist, und dass der Wahrheitswert fast aller Urtheile von der Zurückführbarkeit derselben auf Wahrnehmungsurtheile bedingt ist. Die Urtheile über selbsterlebte psychische Phänomene sahen wir sich zwanglos in die Theorie fügen, mussten aber die so vielfach behauptete Evidenz derselben entschieden bestreiten. Es zeigte sich nämlich, dass die Urtheilsfunction, sowie sie auf psychische Phänomene angewendet wird, immer nur bildliche Ausdrucksweisen liefere und gleichsam nur im übertragenen Wirkungskreise thätig sei. Für die Erscheinungen des Seelenlebens erwies sich eben nur die intuitive Erkenntnisform als die gemäße, weil nur diese dem substratlosen, ereignisartigen Charakter dieser Vorgänge entspricht.

Mit Hilfe unserer Urtheilstheorie konnten wir dann auch die in dem Bestreben nach einheitlicher Weltanschauung zu weit gehenden monistischen Systeme des Materialismus und Idealismus überwinden und konnten nachweisen, dass in keiner dieser Weltanschauungen von Wahr und Falsch

die Rede sein könne. Ebenso konnten wir den Beweis erbringen, dass *Avenarius*' Versuch, das Seelenleben rein biologisch als Erhaltung des Gehirns zu fassen, der Verpflichtung nicht überhebe, genaue psychologische Analysen vorzunehmen, und dass seine »Introjection« nicht eine Fälschung des natürlichen Weltbegriffes, sondern ein unentbehrliches Erkenntnismittel sei, welches der natürliche Weltbegriff niemals ganz eliminieren könne.

Wir sahen endlich, dass unsere Urtheilsfunction physisch mitbedingt sei, und dass unsere Urtheile über physische Phänomene, wenn durch Zustimmung der Denkgenossen und das Eintreffen der darauf gegründeten Voraussagen deren Richtigkeit erwiesen ist, uns Aufschluss geben über eine Seite der realen, unabhängig von uns existierenden Wirklichkeit. In der Urtheilsfunction fanden wir ferner die Kategorien der Substantialität und Causalität enthalten und wussten nun, dass dies nicht, wie *Kant* meinte, angeborene, vor aller Erfahrung vorhandene Stammbegriffe des Verstandes, sondern physisch mitbedingte, durch Erfahrung gewonnene Denkformen seien.

Auch die Zahlbegriffe, mittelst deren wir zur genauesten Beschreibung der physischen Phänomene gelangen, verdanken, wie wir gezeigt haben, ihr Entstehen dem Zusammenwirken des physischen Geschehens und unserer Urtheilsfunction, und sind somit physisch mitbedingte, zur Erkenntnis der Außenwelt höchst geeignete Denkmittel.

Das psychische Geschehen kann dagegen nur intuitiv erfasst werden und widersetzt sich deshalb auch hartnäckig der mathematischen Formulierung. In der Erfahrung ist uns psychisches Geschehen nur in Verbindung mit physischem gegeben, und die Wechselwirkung beider Arten ist die am unmittelbarsten erlebte Form der Causalität.

Fasst man endlich die Gesammtheit des physischen sowohl als des psychischen Geschehens als Ausfluss eines göttlichen Willens, der die von ihm selbst gegebenen Gesetze nicht überschreitet, dann ist eine harmonisch abgeschlossene Weltanschauung gefunden, die den primitivsten Thatsachen

der Erfahrung nicht minder gerecht wird als den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung. Diese Weltanschauung weiter auszuführen, die Principien der Naturwissenschaft, die Ethik, die Ästhetik und die Socialphilosophie in dieselbe hineinzuarbeiten, muss, wie bereits gesagt wurde, einer späteren Zeit vorbehalten werden. Die grundlegenden Gedanken aber sind bereits in unserer Urtheilstheorie enthalten.



Namenregister.



Von demselben Verfasser sind erschienen:

Lehrbuch der empirischen Psychologie. 2. Auflage. Wien 1890.

Laura Bridgman. Erziehung einer Taubstumm-Blinden. Eine psychologische Studie. Zweiter Abdruck. Wien 1891.

Grillparzers Welt- und Lebensanschauung. Eine Festrede. Wien 1891.



